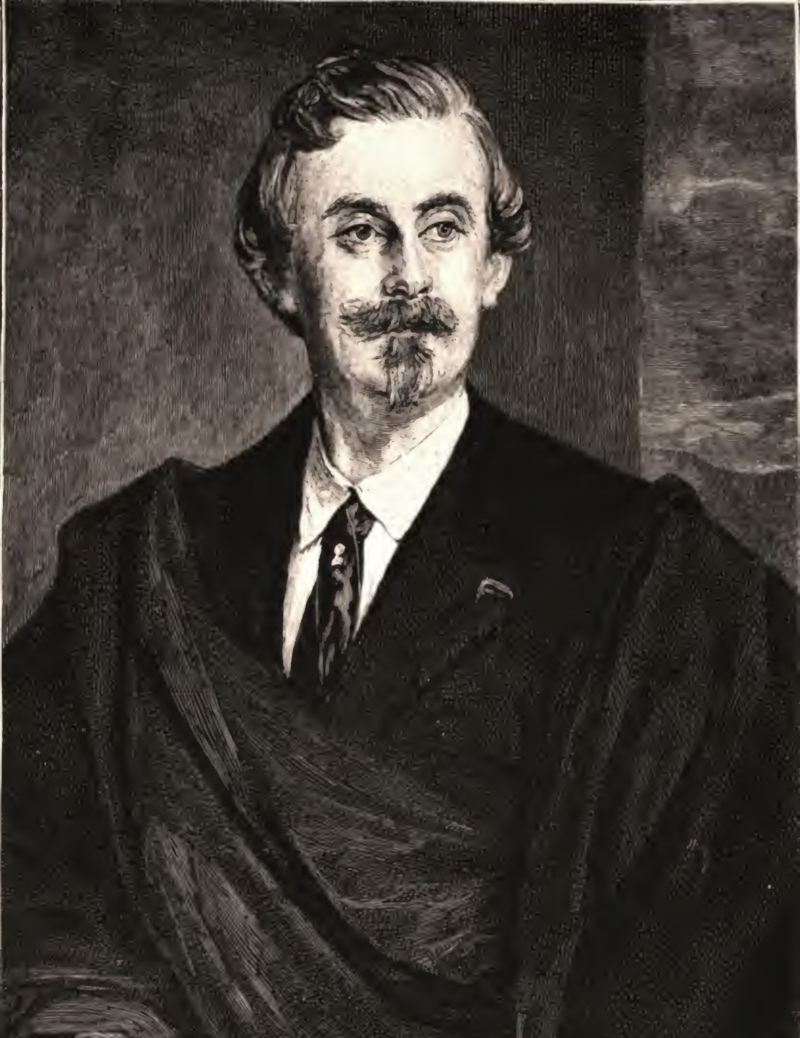


Ein halbes Jahrhundert

Adolf Friedrich von Schack

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Erster Band.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Ein halbes Jahrhundert.

Erster Band.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

In drei Bänden.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Erster Band.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1888.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Erinnerungen.

Erstes Kapitel.

Kindheit auf dem Lande.

Manche nennen unsere Zeit nüchtern und trivial. Mir dagegen scheint sie so wunderbar, so außerordentlich, wie nur irgend eine der vorhergegangenen. Was sind alle Fabeln von König Artus und seiner Tafelrunde, was die Sagen von Karl's des Großen Paladinen, was ist die ganze Zauberwelt Ariost's mit ihren fliegenden Rossen, aufsteigenden und wieder verschwindenden Schlössern, ihren sich bekämpfenden Mohren- und Christenheeren gegen das, was allein das jüngstverflossene Jahrhundert gesehen, was ich zum Teil noch selbst erlebt habe? Zuerst der Ausbruch des furchtbaren Vulkans in Frankreich, der meines Vaters Wiege umdonnerte und von dessen Erschütterung noch heute der Boden von ganz Europa bebt. Die Säulen der Welt begannen zu wanken; die Trümmer von Thronen und Altären vermengten sich in Einem Schutthaufen. Was bisher als der höchste Anspruch auf Ehre und Ansehen galt, ward nun plötzlich Verbrechen und führte auf das Schaffot. Sprossen der ältesten und ruhmvollsten Geschlechter, ja Kronenträger mußten sich glücklich preisen, wenn sie nur das nackte Leben retten konnten, um als Vagabunden, als Bettler von Ort zu Ort zu irren. So siedete und brodelte der halbe Weltteil gleich einem ungeheuren Hexenkessel. Da

stieg aus ihm ein Dämon auf, ein neuer Dschingiskhan oder Timur, der die Welt in Verheerungskriegen durchstürmte und in Spanien, Italien, Deutschland ganze Generationen in Strömen Blutes ertränkte. Gleicht es nicht einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht, hat Snorri Sturluson in der Heimskringlasaga Ausschweifenderes erzählt, als was sich jetzt wirklich und wahrhaftig auf Erden begab? Künftige Geschlechter werden zweifelnd den Kopf schütteln, wenn ihnen berichtet wird, wie der Despot, nachdem er Staaten und Reiche umgewälzt und mächtige Herrscher unter sein Joch gezwungen, im starren Eise des Pols seinen Untergang gefunden, wie brennende Städte ihm gleich Todesfackeln auf der Flucht über unermeßliche Schneefelder geleuchtet, wie von dem Völkerheere von Hunderttausenden, das er zum Siege zu führen gedacht, nur wenige armselige Reste dem Frost des Winters und dem Schwert der Rache entgangen, und wie er selbst, auf das nackte Gestein eines Felseneilandes hingeschleudert, elend geendet. — Wenn die Geschichte der Revolution und des ersten Napoleon ein gewaltiges Heldengedicht genannt werden kann, bei dem nur zu tadeln, daß sein Verfasser einen zu ausgelassenen Gebrauch vom Wunderbaren gemacht hat, so legt nun die Welthistorie auf eine Zeit die epische Tuba beiseite und versucht sich im burlesken Gedicht vom Genre des Berni und Tassoni. Wie an den Abhängen des Vesuv sich bald nach dessen furchtbarsten Ausbrüchen die früheren Anwohner auf den Trümmern ihrer zerstörten Häuser neue erbauen und sich behaglich in ihnen einrichten, als wäre nichts vorgekommen, so kehren die geflohenen Herzöge, Marquis und Grafen, aus ihren Verstecken hervorkriechend, wieder zu den verlassenen Stellen zurück. Mitglieder des höchsten Adels, die in der Zeit der Not als Fechtmeister, Haarkräusler und Köche fungirt, werfen Rappier, Pomadebüchse und Bratspieß beiseite, lassen sich neue Wappenschilde, stolzer als die alten, fertigen und blicken in ihren Tressenröcken

von der Höhe ihrer Hofämter so vornehm auf die niedere Canaille hinab, als ob der Mummenschanz ewig währen würde. Ein achtbarer Schulmeister, der schweizerischen Dorfkindern mit Erfolg das Abc beigebracht, vertauscht gar den Bakel mit dem Scepter. Dann wieder ein Erdstoß, von dem alle Throne wanken und der Weltteil Wellen schlägt wie ein brandendes Meer. Volkssouveränetät, Republik, Gleichheit und Brüderlichkeit sind die Schlagworte, für die sich Tausende in Kampf und Tod stürzen, ebenso vertrauensselig wie die Söhne des Propheten für ihr: „Es ist kein Gott außer Allah!" — Soll ich noch weiter das Erstaunliche, Romanhafte hervorheben, das sich bis in die neueste Zeit begeben hat? Ein schlauer Abenteurer weiß sich durch einen Taschenspielerstreich zum Imperator zu machen, und Kaiser und Könige, die sich feierlich verpflichtet, sein Geschlecht für immer vom Throne auszuschließen, beeifern sich um die Wette, ihm den Handkuß zu leisten. Ein kaiserlicher Prinz, Sprößling des ältesten und glorreichsten Herrschergeschlechts, wird in einem fernen Lande wie ein Bandit erschossen. Ein Riesenkampf, so gewaltig, so ungeheuer, wie noch keiner auf der Welt gesehen worden, wird geschlagen. Ein deutscher König, frevelhaft angegriffen, erstreitet Siege, neben denen die Alexanders des Großen, ja die fabelhaften des Sesostris wie Kinderspiele erscheinen. Was jedem Deutschen von früher Kindheit an als schönes, unerreichbares Traumbild vorgeschwebt, verwirklicht sich plötzlich: zwei dem Reiche entrissene Provinzen werden ihm zurückgegeben. Italien erlangt über Nacht, um was seine besten Söhne seit einem halben Jahrtausend vergebens gerungen. In der That, wenn ich alles dies überdenke, so glaube ich oft, es sei nur eine Vision gewesen. Wäre es nicht von dem Weltgeist erfunden und ausgeführt, wäre es vielmehr ein von einem Menschen verfaßtes Epos, man würde ihm den Fehler der Unwahrscheinlichkeit vorwerfen.

Mein eigenes Dasein hat sich nun zwar im Vergleich mit

den großen Geschicken, die sich kurz vor mir und um mich her auf der Weltbühne abspielten, nur in bescheidenen Kreisen bewegt. Dennoch habe ich auf Erden so viel gesehen und erfahren, daß ich behaupten kann, während meiner ganzen Existenz keinen Augenblick der Langweile gehabt zu haben, und ich glaube daher, daß einige Mitteilungen aus meinem Leben auch für andere nicht ohne Interesse sein werden. Bei diesen Mitteilungen werde ich mich jedoch keineswegs auf die Zeitbegebenheiten beschränken, denen ich zugeschaut; ich habe mich immer bemüht, mir auch die Vergangenheit zur dauernden Gegenwart zu machen. Große Erscheinungen der Natur, der Anblick der Alpengletscher im Abendglühen, des mittelländischen Meeres, wie seine stahlblauen Wogen um die Felsenklippen des Kap Sunium schäumten, das Bekanntwerden mit bedeutenden Werken der Kunst und Literatur waren für mich ebenso wichtige Ereignisse, wie die politischen Vorgänge, deren Zeuge ich gewesen; ich werde daher auch hievon Manches einfließen lassen.

Geboren wurde ich zu Schwerin in Mecklenburg im Jahre der Schlacht von Waterloo am 2. August, verbrachte jedoch meine Kindheit und meine ersten Knabenjahre auf dem unfern gelegenen Gute Brüsewitz. Ein großer grünender Park und zwei, von Eichen- und Buchenwald umgebene Seen machen diesen Landsitz zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Das Wohnhaus bestand, wenn es auch umgebaut worden, nach Ausweis alter Zeichnungen schon vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges, und es haben sich einige Teile des unteren Stockwerks, sowie ein unterirdischer Gang noch aus jenen Tagen erhalten. Wenn ich so weit zurückdenke, wie ich vermag, erinnere ich mich noch des Burggrabens, der das Haus umgab, und der Brücke, die hinüberführte. Unter der nahen vielhundertjährigen Eiche, auf der Wiese dahinter und in dem Laubgehölz, welches der schwarze Damm heißt, spielte ich die frühesten Spiele. Meine besondere Liebhaberei war es, Schmetterlingen nachzujagen; ich

kannte früh die verschiedenen Arten, und wenn ich eine neue oder seltene gewahrte, machte es mir große Freude. Wie die meisten Neigungen der Kindheit sich durch das spätere Leben forterben, so ist dies auch bei mir der Fall gewesen. Noch jetzt richte ich meine Spaziergänge gerne dahin, wo ich Aussicht habe, viele Schmetterlinge zu sehen, und der Anblick des schillernden Pfauenauges, des bunten Admirals, der mit gelbroten Flügelspitzen prangenden Aurora erregt mir jedesmal lebhaftes Vergnügen. Auch die Eichhörnchen, die in dem Park zu Brüsewitz sehr zahlreich sind, spielen eine große Rolle in der Erinnerung an meine Kinderzeit; wenn eines vor meinen Tritten aufsprang, eilte ich ihm nach, klatschte in die Hände und freute mich, es an den Bäumen hinauf bis in die Wipfel klettern zu sehen.

Die Einsamkeit auf jenem Gut war eine fast absolute. Da damals noch keine Chaussee über dasselbe führte, konnten Besuche von den Nachbargütern nur sehr selten sein, und die Post brachte bloß zweimal wöchentlich Briefe und Zeitungen. In diese Stille trat unerwartet ein Gast, der noch heute, nach so vielen Jahren, lebhaft vor meinem Geiste steht. Es war ein junger Musiker, Otto Nicolai. Aus Ostpreußen gebürtig, hatte er seine Eltern, die ihn zu einem seinen Neigungen widerstrebenden Beruf zwingen wollten, heimlich verlassen und war in der Hoffnung, durch Konzertgeben sein Fortkommen zu finden, von Ort zu Ort bis nach Mecklenburg gewandert. Der Besitzer eines, dem unsern nahegelegenen Gutes nahm sich des jungen Menschen an, den er in hilflosem Zustande in Schwerin getroffen, und führte ihn auch zu uns. Nicolai war sehr damit zufrieden, wie auf anderen Gütern der Nachbarschaft, so auch in B. sich einige Zeit aufhalten zu dürfen, und meinen Eltern war er wegen seines munteren Wesens wie wegen seines vortrefflichen Klavierspiels ein willkommener Gast. Auf uns Kinder machte nicht sowohl sein musikalisches Talent Eindruck als die

Geschicklichkeit, mit welcher er allerhand Taschenspielerkünste praktizirte. Besonders imponirte mir eine kleine, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzte Maus, die er beständig in der Tasche trug und dann unerwartet, zum Schrecken der Anwesenden, auf den Tischen oder am Boden umherlaufen ließ. Da er fast noch wie ein Knabe mit uns spielte, gewannen wir ihn lieb und waren daher sehr betrübt, als er uns plötzlich verließ. Er hätte leicht in Mecklenburg eine Stelle als Musiklehrer erhalten können, zog es jedoch vor, in der weiten Welt einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen. Weil ich ihn von der Kindheit her immer im Gedächtnis behielt, erkundigte ich mich später oft nach ihm, vermochte indes keine Nachricht über ihn einzuziehen. Erst nach einer Reihe von Jahren hörte ich ihn als Komponisten der „Lustigen Weiber von Windsor“ nennen, die sicher den besten Opern der neueren Zeit sich anreihen. Nicht lange darauf ward mir dann die Kunde seines frühzeitigen Todes.

Ich hatte zwei Schwestern, von denen die eine zwei Jahre älter, die andere zwei Jahre jünger als ich war; mein Bruder ist erst zehn Jahre nach mir geboren worden, die dritte, jüngste Schwester gar erst zwanzig. Den frühsten Unterricht erhielt ich von einem Hauslehrer, denjenigen in Musik, sowie in einigen andere Fächern von der Gouvernante meiner Schwestern. Es ist wunderbar, wie eigentümliche Geistesrichtungen von der Natur dem Menschen eingepflanzt zu sein scheinen und sich von selbst, ohne Anregung von außen, ja sogar unter hemmenden Einflüssen nur um so stärker geltend machen. So wüßte ich nicht, von wem die Liebe zur Literatur, besonders zur Poesie, sowie auch der Drang zur Erlernung von Sprachen, der Trieb in die Ferne und das Verlangen nach Reisen in mir geweckt worden wären. Um zunächst von Letzterem zu reden, so blickte ich schon sehr früh mit Sehnsucht den Schwalben und den Kranichen nach, wenn sie im Herbst gegen Süden zogen, und

träumte von fabelhaften Abenteuern, die meiner in fernen Gegenden unter fremden Völkern harrten. Lebhaft interessirten mich auch Zeitungsnachrichten aus weitentlegenen Ländern. Wenn Abends bei meinen Eltern die Berichte über den Aufstand der Griechen vorgelesen wurden und niemand glaubte, daß ich ein Ohr dafür hätte, hörte ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu und bewunderte die Thaten von Kolokotroni, Nikitas und Kanaris. Ebenso groß war meine Teilnahme für die spanische Revolution, und ich erinnere mich noch, wie viele Thränen ich um Riego weinte, als die Kunde von seiner Hinrichtung eintraf.

In meinem siebenten Jahre nahmen meine Eltern mich zum Badeaufenthalt nach Pyrmont mit, und diese Reise erschien mir wie ein großes Ereignis. Als die niedrigen Hügel des Deister vor mir aufstiegen, blickte ich mit ahnungsvollem Schauer zu ihnen hinüber; ich glaubte, sie müßten wunderbare Geheimnisse bergen. Kaum haben später die Alpen oder Pyrenäen einen gleichen Eindruck auf mich gemacht. Noch wichtiger war mir ein paar Jahre nachher ein Aufenthalt im Ostseebade Travemünde. Der Anblick des Meeres riß mich zum höchsten Entzücken hin; ich schlich mich oft allein aus dem Hause fort, um stundenlang am Ufer zu sitzen und nach den fernen Schiffen zu spähen, wie ihre Masten am Horizont auftauchten. Die weite Wasserfläche erfüllte meine Seele mit einem Gefühl der Unermeßlichkeit, das ich bisher nicht gekannt hatte. So oft die Wogen, vom Sturm getrieben, sich heranwälzten, war es mir eine Wonne, mich von ihrem Schaum bespritzen zu lassen; ich beugte mein Haupt vor der heranbrausenden Flut, und wenn sie über dasselbe hinwegschlug, war es mir, als empfinge ich die Weihe des Naturgeistes.

Dem ersten meiner Hauslehrer verdanke ich nicht eben bedeutende, jedoch einige geistige Anregung. Die wichtigste war die, daß er mir eine gewisse Kenntnis von den Naturerscheinungen

beibrachte, mich auf den Sternenhimmel hinwies und mich die verschiedenen Gestirne kennen lehrte. Obgleich er sonst wenig poetisch gestimmt war, hatte er doch am Himmel seine Lieblinge, vor allen den prächtigen Orion, den rötlich funkelnden Aldebaran und die matt schimmernden Plejaden. Die Liebe zu diesen Sternen hat sich von ihm auf mich fortgepflanzt. Oft führte er mich zu dem kleinen, hoch gegen Osten blickenden Tempel am Ende der gothisch gewölbten Lindenallee, um mir den Aufgang dieser oder jener Konstellation zu zeigen, und es war eine Art von Sternenkultus, den ich mit ihm trieb. Mein zweiter Mentor hatte zur Zeit des Wartburgfestes studirt und lebte ganz in dem Ideenkreise, in welchem sich damals die deutsche Jugend bewegte. Er erzählte mir viel von den Befreiungskriegen, von den Opfern an Gut und Blut, die das deutsche Volk gebracht, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen, und fügte dann bitter hinzu, wie wenig ihm von allen seinen Hoffnungen erfüllt, wie schmählich es um die ersehnte Macht und Einheit betrogen worden sei. Auch lehrte er mich Arndts Vaterlandsgedicht und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" hersagen. Wenn dann die Oktoberfeuer zum Andenken an die Schlacht von Leipzig — wie dies damals üblich war — aufflammten, loderte mein Herz in Begeisterung für die Helden jener Freiheitskriege, in Unwillen gegen Diejenigen, die ihnen die Früchte ihrer Siege geraubt, empor. Zugleich ward dies Gefühl in mir geschürt durch die Körnerfeier, die alljährlich in unmittelbarer Nähe meines väterlichen Gutes stattfand. An der Grenze desselben nämlich und durch einen kleinen Spaziergang von dort erreichbar befindet sich die Stätte, auf welcher Theodor Körner, von einer französischen Kugel tödtlich getroffen, niedersank. Der tapfere Dichter, dessen „Leier und Schwert" ich bei Nacht und Tage las, wurde von mir besonders verehrt, und gewiß verdient dieser kühne Sänger, der das, wofür sein Herz so feurig schlug, mit seinem Tode besiegelte, unserem Volke für immer ein strahlendes Vorbild zu

sein. Wenn man von manchen hochgefeierten Dichtungen zweifelhaft sein kann, ob sie sich im Gedächtnisse der Nachwelt erhalten werden, so glaube ich gewiß, daß seine Lieder nicht anders als mit der deutschen Sprache untergehen können. Dies zeigt sich schon jetzt. Denn obgleich es durch die Romantiker und ihre Nachbeter zur Mode geworden war, Körner's Gedichte herabzusetzen, dagegen die viel matteren Verse geringerer Poeten in den Himmel zu erheben, hat ihre unvergängliche Lebenskraft bewirkt, daß sie nur tiefer in das Herz der Nation gedrungen sind.

Wenn ich es meinem Hauslehrer danke, daß er das patriotische Gefühl lebhaft in mir geweckt hat, so muß ich auf der andern Seite sagen, daß er wenig geeignet war, mich in die Welt des Altertums einzuführen. Aber nachdem er mich die Anfangsgründe des Griechischen gelehrt hatte, brachte ich es durch eigenen Fleiß bald so weit, daß ich den Homer mit ziemlicher Geläufigkeit lesen konnte. Die Odyssee begeisterte mich mehr als irgend ein anderes Buch, und man mußte mir abends das Licht auslöschen, sonst hätte ich noch bis tief in die Nacht hinein darin gelesen. Ithaka, die Grotte des Polyphem, die Insel der Kalypso einst selbst zu sehen, das Meer zu durchsegeln, auf dem der göttliche Dulder so viele Gefahren bestanden, der Gedanke ließ mich erst spät den Schlaf finden. So eifrig ich das Griechische trieb und so sehr mich auch das Lateinische, namentlich wegen des Livius und Virgil, interessirte, so abgeneigt war ich der Mathematik. Erst in späteren Jahren hat sie mir in ihrer Anwendung auf die Astronomie Interesse abgewonnen.

Wahres Verständnis für mein Seelenleben, für all mein Denken und Empfinden fand ich bei Hedwig Dragendorff, der Gouvernante meiner Schwestern. Dieser ausgezeichneten Dame, die mir seitdem die treueste Freundin geblieben ist und bis heute mit der vollen Wärme des Herzens eine jugendliche

Begeisterung für alles Schöne und Edle bewahrt hat, konnte ich anvertrauen, was mein Inneres bewegte und erfüllte. Es waren glückliche Stunden für mich, wenn ich mit ihr in unserem Garten umhergehen durfte. Sie vereinigte Liebe zur Musik und bildenden Kunst, besonders der Malerei, mit einem gleich eingehenden Verständnisse der Poesie und der Literatur im allgemeinen. Für die beiden ersten Fächer war mir damals der Sinn noch wenig erschlossen, obgleich ich es im Klavierspielen zu leidlicher Fertigkeit brachte. Allein die Literatur, und speziell die Dichtkunst, nahm mein ganzes Sinnen in Anspruch, und meinem Bedürfnis, mich über das, was ich gelesen, zu unterhalten, kam Hedwig Dragendorff aufs willkommenste entgegen. In ihr gesellte sich übrigens zur eingehenden Teilnahme für die schwärmerischen Ideen des Knaben eine klare Einsicht in die Lebensverhältnisse, wodurch sie meine Extravaganzen zu mildern und überspannte Pläne, denen ich mich bisweilen hingab, auf das Maß des Vernünftigen zurückzuführen trachtete.

Daß ich schon vor meinem zehnten Jahre den kindischen Versuch machte, Trauerspiele und epische Gedichte zu schreiben, führe ich nicht als Merkwürdigkeit an; ich glaube, daß manche Knaben, und sogar Mädchen, das Gleiche thun. Meine Lieblingslektüre bildeten neben Homer besonders Schillers Jugendgedichte und dessen Räuber, sodann Goethes Götz und Werther.

Für beide Dichter habe ich von früh an die gleiche Bewunderung gehegt, und die noch heute beliebten Diskussionen, wem von ihnen der Vorrang gebühre, als ein sicheres Zeichen von Hohlheit und Halbbildung Derer angesehen, welche sie pflegen. Ich mußte dabei immer an die Köchin und den Bedienten in meinem elterlichen Hause denken, die sich beständig stritten, ob Goethe oder Schiller ein größerer Dichter sei. Solchen, die ihre höhere Bildung dadurch darzuthun meinen, daß sie für ersteren Partei nehmen, dagegen auf letzteren

geringschätzige Seitenblicke werfen, will ich zu Gemüte führen, daß sie an erwähnter Köchin eine eifrige Parteigenossin hätten.

Eines meiner Lieblingsbücher war Tausend und Eine Nacht und ich fühlte mich im Geiste mehr heimisch in Bagdad, als im Lande Mecklenburg. Dieses Buch hat unstreitig zuerst in mir den Trieb nach dem Orient erregt. Ein Werk, das mich viel beschäftigte, war ferner Stolbergs Reise in Italien, die ich noch jetzt sehr schätze und nicht umhin kann, derjenigen von Goethe vorzuziehen. Durch sie wurde die Sehnsucht nach dem Süden in mir erweckt, und ich begann für mich allein aus Grammatik und Lexikon italienisch zu lernen, um mich für die Reise über die Alpen, die ich gern sogleich angetreten hätte, vorzubereiten.

Einstweilen boten kleine theatralische Vorstellungen zu Brüsewitz und auf einigen umliegenden Landgütern, von Liebhabern aufgeführt, mir großes Interesse. Die gespielten Stücke waren, wie ich mich noch lebhaft erinnere, „Der Nachtwächter" und „Die Gouvernante" von Körner und ein artiges Lustspiel, „Der Blitz", von Müllner. Die großartigste Aufgabe aber, an welche sich die kleine improvisirte Truppe wagte, bestand in Müllner's „Schuld", die damals noch als ein Meisterstück ersten Ranges galt und mich bei der Darstellung zur höchsten Bewunderung hinriß.

Zweites Kapitel.

Gymnasialzeit in Halle. — Achim von Arnim. — Uebersiedelung nach Frankfurt a. M.

Mein Vater hatte in seiner Jugend einige literarische Neigungen gehabt und war auf den Universitäten von Halle und Göttingen mit Achim von Arnim, Clemens Brentano, dem jetzt fast ganz vergessenen Contessa, sowie mit Ernst von Houwald befreundet gewesen. Während seines Geschäftslebens war sodann sein früherer Hang zur Literatur erstickt worden, und er las außer den Zeitungen kaum noch etwas Anderes als juristische Bücher oder Werke über die neuere Geschichte. Meine Liebe zur Poesie, sowie überhaupt meine Neigung zur Beschäftigung mit Gegenständen, die nicht in das Gebiet des hergebrachten Unterrichts gehörten, konnte daher auf keine Begünstigung von seiner Seite rechnen. Noch weniger durfte ich ihm von großen Reisen oder gar phantastischen Plänen für die Gestaltung meines künftigen Lebens, die mir unklar vorschwebten, sprechen. Sein und meiner Mutter Lieblingsgedanke war, daß ich einst eine hohe Stellung im Staatsdienst bekleiden solle. Gerade hierzu fühlte ich mich indes nach den eigentümlichen Neigungen, die sich seit Anfang bei mir ankündigten, am wenigsten prädisponirt.

Zunächst kam eine Veränderung in mein äußeres Leben, indem mein Vater, als ich in meinem dreizehnten Jahre stand, zum Bundestagsgesandten ernannt wurde und mit seiner Familie

nach Frankfurt am Main übersiedelte. Da ich fast ganz in der ländlichen Einsamkeit aufgewachsen war, machte die neue Welt, in die ich so eintrat, einen mächtigen Eindruck auf mich. Die Reise von der Ostsee nach Frankfurt war damals, wo noch keine Eisenbahnen existirten, eine länger dauernde, als es jetzt die von eben dort nach Neapel ist. Das jüngere Geschlecht denkt kaum mehr, wie viel schwieriger in jener Zeit sich die Bewegung von Ort zu Ort ausführen ließ, wie sehr sich die Raumverhältnisse seitdem verschoben haben. Meine Eltern selbst waren bis dahin noch nicht über Mitteldeutschland hinausgekommen; wer die Schweiz gesehen hatte, galt für einen mindestens so weit gereisten Mann, wie wer jetzt in Aegypten gewesen ist.

Von der Fahrt ist mir besonders Ein Moment lebhaft im Gedächtnis geblieben. Wir kamen Abends in der Dunkelheit in Weimar an, und schon am folgenden Morgen früh sollte wieder aufgebrochen werden. Meine Eltern waren nicht geneigt, während dieser kurzen Zeit den Gasthof zu verlassen. Allein ich hatte keine Ruhe und ging, von einem Lohnbedienten begleitet, um das Haus Goethe's zu sehen. Die Straßen waren schlecht erleuchtet, und die Wohnung des greisen Dichters tauchte nur eben in ihren Umrissen aus dem Dunkel hervor. Einzig ein Fenster im oberen Stockwerk war erhellt, und der Diener versicherte, dort sei Goethe's Arbeitszimmer. Ich stand wie festgewurzelt da und wurde nicht müde, hinaufzuschauen. Obgleich es recht winterlich kalt war und mir die Hände starr wurden, entschloß ich mich erst zum Fortgehen, als das Licht erlosch. Bis dahin hatte ich gedacht, der große Mann würde sich vielleicht dem Fenster nähern, so daß ich ihn sehen könnte. Letzterer Wunsch ist mir auch später nie erfüllt worden, denn ein paar Jahre nachher starb er.

Die Stadt Frankfurt, in welcher bei meiner Ankunft gerade Messe war, erschien mir mit ihrem bunten Treiben

so fremdartig und wunderbar, wie etwa zwanzig Jahre später Kairo. Als ich dann gar noch im ersten Sommer von dort aus den Rhein bis nach Köln hinab, sowie Heidelberg mit meinem Vater besuchte, ging mir eine neue Welt auf, die mich mit dem höchsten Staunen erfüllte. Mit schwerem Herzen mußte ich jedoch von Frankfurt, welches ich in kurzer Zeit liebgewonnen hatte, scheiden, da es längst bestimmt war, daß ich die ehemals berühmte Lehranstalt in Halle, das Pädagogium, besuchen sollte. Mein Vater reiste selbst mit mir und brachte, nachdem er mich auf der Schule installirt, noch eine Woche in Halle zu, um die Oertlichkeiten wieder zu sehen, wo er selbst einen Teil seiner Jugend verlebt hatte. Er traf jetzt, nach brieflich gepflogener Verabredung, mit einigen seiner Freunde und Bekannten aus jenen früheren Jahren dort zusammen, die mit ihm an Ort und Stelle die Erinnerung an die gemeinsam verbrachte Studienzeit auffrischen wollten. Unter diesen befand sich auch Ludwig Achim von Arnim. Derselbe war, wie ich glaube, während seines Lebens als Schriftsteller wenig bekannt geworden. Erst nach seinem Tode, der schon ein Jahr nach dem hier in Rede stehenden Zeitpunkte eintrat, wurde infolge des hohen Lobes, das ihm Heine in seiner „Romantischen Schule" spendete, sein Name häufiger genannt. Mein Vater hing mit persönlicher Freundschaft an ihm, hatte mir viel von ihm erzählt, pflegte jedoch, wenn ich nun begierig mehr von dem Dichter Arnim und seinen Werken hören wollte, zu sagen, derselbe sei ein vortrefflicher Mensch, aber ein recht schlechter Poet. Diese Bezeichnung machte jedoch keinen Eindruck auf mich; ich stellte mir jeden Autor als eine Art von höherem Wesen vor, und der Moment, wo ich Achim von Arnim zum erstenmal erblickte, erschien mir als einer der größten meines Lebens. Hatte ich doch niemals einen Dichter leibhaftig gesehen! Begierig lauschte ich auf jedes seiner Worte, indem ich dachte, alle seine Reden müßten außer-

gewöhnlich und von denen der gemeinen Sterblichen verschieden sein. Aber bald fand ich mich sehr enttäuscht, da Alles, was er sagte, so plan und schlicht wie möglich war. Mein Vater machte mit ihm mehrere Ausflüge, z. B. nach Eisleben und nach dem Petersberge, wobei ich mitgenommen wurde; ich hatte daher Gelegenheit, ihm viel zuzuhören. Indessen zu meinem lebhaften Verdruß sprach er meistens von Landwirtschaft, welcher er sich mit großem Eifer widmete, auch hie und da von Politik. Ueber Literatur hingegen floß auch nicht die kleinste Aeußerung von seinen Lippen. Ich selbst wagte nicht von diesem Thema anzufangen, und so habe ich denn von dem Urheber der „Isabella von Aegypten" und so vieler phantastischen Erfindungen keinen andern Eindruck erhalten, als von manchen sonstigen Landedelleuten, deren geistiger Horizont sich nicht weit über ihre Roggen- und Weizenfelder hinaus erstreckt. Sein Bild steht übrigens noch lebhaft in meiner Erinnerung als das eines stattlichen, ja schönen Mannes, dessen Zügen und ganzem Wesen das Gepräge großer Herzensgüte aufgedrückt war. Seine Schriften zeichnen sich unstreitig durch Phantasiereichtum aus, und einige von ihnen, wie namentlich „Die Kronenwächter", enthalten herrliche Partien; die meisten aber, mit Ausnahme einiger kleineren Erzählungen, leiden in hohem Grade an Formlosigkeit und Weitschweifigkeit, welche sie schwer genießbar machen. Ja, mehrere von ihnen, zum Beispiel die „Päpstin Johanna", und „Halle und Jerusalem", worin die Sagen vom ewigen Juden und von Cardenio und Celinde verschmolzen sind, gehören wohl an Extravaganz der Erfindung und an Wirrwarr der Handlung zum Tollsten was irgend ein Dichter geleistet hat; selbst die größten Ausschweifungen eines Lope de Vega und anderer spanischen Dramatiker erscheinen daneben als nüchtern. Der literarische und persönliche Charakter müssen bei Arnim in auffallender Weise im Widerspruch gestanden haben. Denn mein Vater,

der nach damaliger Studentensitte mit ihm das nämliche Zimmer bewohnt hatte, versicherte mich wiederholt, er sei schon in seiner Jugend, wie immer nachher, ein praktischer, keineswegs überspannter Mensch gewesen. Auf der Universität war Chemie seine Lieblingsbeschäftigung.

Auf dem Pädagogium lebte eine große Menge von Knaben und jungen Leuten in einem ausgedehnten Gebäude unter der Aufsicht von Lehrern. Es herrschte daselbst ein ziemlich wüstes Treiben, das mir aufs äußerste mißfiel. Das Unglück wollte, daß ich kaum Einen fand, zu dem ich mich hingezogen gefühlt, oder der Sinn für meine Interessen gehabt hätte, und so sehnte ich mich bald lebhaft von dannen. Wenn die anderen Knaben zur Zeit der Freistunden unter alltäglichen, mir widerwärtigen Gesprächen im Garten umhergingen oder sich bei lärmenden Spielen vergnügten, zog ich mich in die Einsamkeit zurück und spähte von einer Anhöhe in dem entlegensten Teil des Gartens in die Ferne, während ich mir Flügel wünschte, um davonzufliegen. Dabei machte ich tolle Projekte, wie ich mich in eine ganz fremde, meiner Neigung mehr zusagende Situation versetzen wollte. Einmal dachte ich nach Hamburg zu fliehen und als Matrose nach Amerika zu gehen; ein anderes Mal beabsichtigte ich, mich nach Polen, für dessen Aufstand ich schwärmte, zu begeben und in das Revolutionsheer einzutreten. Je mehr ich mich von der Umgebung zurückgestoßen fühlte, desto mehr nahm meine Extravaganz zu. Oft kletterte ich heimlich über die Gartenmauer und schweifte stundenlang in den Feldern und an den Ufern der Saale umher. Da, mochte es auch um mich stürmen und schneien, oder der Regen von meinem unbedeckten Haupthaar herabtriefen, fühlte ich mich wohler, weil ich fern von der verhaßten Anstalt war. Je länger ich auf dem Pädagogium ausharren mußte, desto unerträglicher wurde mir der Aufenthalt, und ich würde sicher einen der erwähnten

absurden Pläne zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht unerwartet eine glückliche Wendung in meinem Schicksal stattgefunden hätte. Wegen der, Halle bedrohenden Cholera nämlich beriefen mich meine Eltern zu sich an den Main; ich atmete frei auf, als mir die Saalestadt im Rücken lag, und nun begann im schönen Frankfurt für mich eine glückliche Zeit. Zum ersten Male genoß ich volle Freiheit und hatte nur Unterricht in einigen meiner Lieblingsfächer. Unter dem Druck der Verhältnisse war in Halle meine Neigung zu den Studien erstickt worden; sie flammte jetzt um so mächtiger wieder in mir empor, und ich gab mich ihr mit wahrer Leidenschaft hin. Wenn ich dachte, wie viel Herrliches die verschiedenen Zeiten und Völker geschaffen hatten, was ich erst zum Teil oder gar nicht kannte, war mir, als stünde ich noch als Knabe vor dem Weihnachtsbaum und sähe eine so reiche Fülle von Gaben vor mir ausgebreitet, daß ich ungewiß blieb, zu welcher ich zuerst greifen sollte. Nachdem ich die deutschen Dichter wieder und wieder gelesen, warf ich mich auf das Erlernen der neueren Sprachen, und ich gelobte mir, nicht zu ruhen, bis ich sie so weit bewältigt hätte, um auch ihre großen Autoren zu verstehen. Wirklich brachte ich es bald dahin, Dante, Ariost und Calderon lesen zu können. Doch ich fand daran noch kein Genüge; ich wollte mir alles Vorzüglichste in den verschiedenen Literaturen aneignen, und dann doch wieder nicht bloß genießen, sondern auch selbst produziren. So warf ich denn die Bücher beiseite und begann zu schreiben, bald Prosa, bald Verse, und häufte viele Manuskripte auf, die aber nachher in den Ofen wanderten. An jene Zeit denke ich als an eine besonders glückliche zurück, namentlich auch an die Ausflüge, die ich in den nahen Taunus und Spessart machte. Nie habe ich diese Gegenden so schön gefunden wie damals; es lag für mich noch ein zauberischer Duft des Morgens über ihnen. Wenn ich in den Bergen umherschweifte und die Felsenburgen von den

Höhen den ersten Strahl des aufgehenden Tages in die Thäler zurückwarfen, glaubte ich in einem Märchenlande zu sein. Die Quellen flüsterten mir geheimnisvolle Worte zu, und ich sah Nixen aus dem Schaum der Bäche auftauchen, Kobolde in den Klüften ihr Spiel treiben.

Nachdem ich so einige Monate der Freiheit genossen, kam ich auf das Frankfurter Gymnasium und sogleich in die oberste Klasse. Zwischen einigen Schülern und mir bildete sich ein Freundschaftsverhältnis, und ich hatte zum erstenmal das Glück des Umganges mit jungen Leuten, die mich nicht nur verstanden, sondern ähnliche Ziele verfolgten, wie ich. Wir machten große gemeinschaftliche Spaziergänge und Ausflüge in die Umgegend und kamen auch an bestimmten Abenden der Woche zusammen, um uns über die Themata zu unterhalten, die uns am Herzen lagen. Wir schrieben ein Journal, welches am Sonntag, freilich nur im Manuskript, erschien und zu dem jeder einen Beitrag liefern mußte. Von den Aufsätzen und Gedichten dieses Journals sandten wir alsdann solche, die dessen würdig befunden wurden, anonym an die damals in Frankfurt erscheinende Zeitschrift „Konversationsblatt" und hatten die Freude, manches davon aufgenommen zu sehen. Wer niemals als Autor aufgetreten ist, weiß nicht, welches Vergnügen es macht, sich zuerst gedruckt zu wissen.

Während der Herbstferien machte ich eine Fußreise zunächst nach Wetzlar, wo ich mit hoher Freude den Spuren Werther's folgte und die von Goethe geschilderten Lokalitäten, namentlich den Brunnen, an dem sich nach homerischer Sitte Abends die Mädchen versammeln, wieder zu erkennen glaubte. Hierauf ging es die Lahn hinunter nach Limburg, dessen Dom mir gewaltig imponirte. Seitdem bin ich nie wieder in jener Gegend gewesen, und vielleicht ist es gut, daß ich nicht wieder hinkomme und mir so eine Enttäuschung erspare. In meiner Erinnerung steht der genannte Dom so herrlich und großartig

da, wie die Kathedralen von Burgos, Toledo und Sevilla. Von Koblenz wanderte ich den Rhein hinauf und verwandte zu dieser kurzen Reise mehr als eine Woche; denn jede der alten Burgen rechts wie links vom Rheine lockte mich, zu ihr emporzuklimmen. Der Lurleyfelsen strahlte mir, als ich vorüberschritt, in wunderbarem Glanz; er war damals durch Heine's Lied in ganz Deutschland berühmt geworden, und die meisten glaubten wohl wie ich, es knüpfe sich an ihn eine uralte, noch aus der Heidenzeit stammende Sage, während, wie es scheint, die Zauberin Loreley eine ganz moderne Erfindung ist und vielleicht nur der Phantasie Clemens Brentano's ihren Ursprung verdankt. Dies beweist, daß unsere Zeit nicht so prosaisch ist, wie Viele behaupten, und begründet die Annahme, alles Rasseln der Eisenbahnen in dieser Aera des Dampfes werde der Bildung neuer Mythen nicht hinderlich sein. In Ingelheim forschte ich dem Prachtpalast Karls des Großen nach, fand aber nur zweifelhafte und klägliche Reste.

Lebhaft zog mich in Frankfurt das Theater an, und nie später haben dramatische Vorstellungen eine solche mächtige Wirkung auf mich geübt, wie die auf der dortigen Bühne. Freilich muß man den Eindrücken der Jugend mißtrauen und denken, daß dieselben sehr subjektiv sind und daß das Gemüt in jenem glücklichen Lebensalter besonders empfänglich ist. Es entspringen hieraus große Illusionen, und manche einsichtsvolle Menschen, welche die in ihren früheren Jahren empfangenen Impressionen durch das ganze Leben festhalten, lassen sie auf ihr Urteil Einfluß gewinnen. So erkläre ich mir, daß Tieck, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, Fleck und Schröder als die größten je dagewesenen deutschen Schauspieler ansah und für alle späteren nur Geringschätzung hatte, daß er die jetzt ziemlich verschollenen Kompositionen der Goetheschen Lieder von Reichardt denen von Beethoven und Schubert vorzog, ja die letzteren für verfehlt hielt. Daher will ich mich,

obgleich das Frankfurter Theater von damals in einem ganz idealen Licht vor meinem Geiste steht, vor der Illusion hüten, als sei es wirklich eine unvergleichliche Musteranstalt gewesen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es trefflich geleitet war und ausgezeichnete Kräfte besaß. Das höhere Drama wurde so emsig gepflegt, wie es wohl jetzt an keinem Orte der Fall ist, und es kamen nicht nur viele Schauspiele der älteren Dichter, sondern auch solche von lebenden zur Darstellung. Unter den letzteren fanden sich einige, die seitdem mit Unrecht in Vergessenheit geraten sind, zum Beispiel „Die Macht der Verhältnisse“ von Ludwig Robert, ein im Fache des bürgerlichen Schauspiels vortreffliches Werk. Von den gegenwärtig mit Unrecht nicht mehr aufgeführten Stücken, die ich dort sah, erwähne ich noch die ausgezeichnete, durch alle späteren Bearbeitungen dieses Stoffes, selbst durch diejenige Hebbels, nicht erreichte „Agnes Bernauer“ von Törring, den „Otto von Wittelsbach“ von Babo und „Die Zwillinge“ von Klinger. Dazwischen tummelten sich freilich auch noch Rührspiele und Possen von Kotzebue, Familiengemälde Ifflands und Müllners „Schuld“. Unter den Schauspielern sind mir Weidner als Lear und als König Philipp, Fräulein Lindner als Gretchen und Klärchen unvergeßlich. — Auch die Oper war hochinteressant; man hörte in Frankfurt noch Cherubini's herrliche „Faniska“ und „Lodoiska“, Salieris „Axur, König von Ormus“ und andere, jetzt leider von den Repertoires verschwundene Werke.

Drittes Kapitel.

Jugendbestrebungen. — Politische Exaltation. — Ausflug zur Geisterburg Rodenstein.

Auf dem Gymnasium waren die alten Sprachen, besonders die griechische, das Fach, dem ich mich mit dem größten Eifer weihte. Die Pedanterie, mit der unsere Philologen meist an Einzelheiten der Grammatik haften, statt Alles daran zu setzen, die Schüler dahin zu bringen, daß sie die Klassiker mit Leichtigkeit lesen können, verdroß mich aufs äußerste; ich glaubte zu entdecken, daß einer der Lehrer, welcher gar in der gelehrten Welt einen Namen hatte, immer nur die eine Seite des Demosthenes zu erklären vermochte, auf die er sich vorbereitet hatte, und es machte mir Vergnügen, ihn in Verlegenheit zu bringen. Wenn das Pensum der Stunde übersetzt war und er einen Kommentar über irgend eine Partikel diktiren wollte, sagte ich: die Rede sei so äußerst interessant, daß es doch sehr schade sei, abzubrechen, und bat um die Erlaubnis, auch noch die folgende Seite übersetzen zu dürfen. Der Professor konnte mir füglich dies nicht abschlagen; ich brachte ihn aber im weiteren Fortgang nicht selten sichtlich in Verwirrung und that deutlich dar, daß er in seinem Text nur sattelfest war, soweit er sich darauf präparirt hatte. Wie kümmerlich ist doch die Kenntnis der alten Literatur, welche die Schüler auf den Gymnasien gewinnen, insofern sie nur so viel von den alten Autoren lesen, als in den Unterrichtsstunden verlangt wird!

Ich darf mich rühmen, daß ich durch emsige Lektüre der griechischen Schriftsteller, die ich für mich allein betrieb, es dahin brachte, sogar die schwierigeren derselben mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen. Welche herrlichen Stunden, als sich in der Stille der Nacht die große Welt der Hellenen in ihrer ganzen Weite vor mir erschloß und ich nicht bloß mit den Tragikern und mit Pindar vertraut wurde, sondern auch in Plato's Lehre, die mir als eine neue Offenbarung erschien, eingeweiht ward! — In den anderen Fächern, welche auf dem Gymnasium gelehrt wurden, hielt ich allerdings nicht gleichen Schritt; indessen lernte ich auch dasjenige, was mich wenig interessirte, notgedrungen mit.

Mit peinlichem Gefühl denke ich an den Religionsunterricht zurück, der ganz im Geist des strengen, orthodoxen Luthertums erteilt wurde. Mein erster Lehrer hatte sich hiervon völlig ferngehalten und mich die Bücher des alten Testaments nur als ehrwürdige Urkunden einer grauen Vorzeit, aus denen des neuen nur diejenigen Stellen lesen lassen, die unmittelbar zum Geist und Gemüt eines Jeden sprechen, und auf welchen die Unvergänglichkeit des Christentums beruht. So weilte ich in Gedanken gern unter den Zelten der Patriarchen und im Garten Eden, ehe dessen Thore sich hinter unseren ersten Eltern geschlossen. Aber es war mir nicht zugemutet worden, dies für etwas Anderes als für eine schöne Sage zu halten und an den Apfelbiß mit der daran geknüpften Erbsünde als an ein Dogma zu glauben. Jesus stand vor mir als der göttlichste der Menschen, der Trost brachte, wohin er schritt, von dessen Lippen die Lehre der Milde und der Liebe für alles Lebende und Unbelebte quoll. Wie ward mir nun zu Mute, als mir auf einmal von dem Geistlichen, der mich konfirmiren sollte, gesagt wurde: das Wichtigste im Christentum seien gewisse Glaubenssätze, welche unbedingt angenommen werden müßten. Der Kardinalpunkt aber bestehe in dem Dogma: Christus sei von seinem Vater dem Tode

geweiht worden, damit er durch sein Blut die auf alle sonst dem ewigen Verderben verfallenen Menschen übergegangene Schuld Adam's und Eva's sühne, als mir mit feierlicher Miene eingeprägt ward, man könne nur durch den Glauben an dieses versöhnende Blut des Heils teilhaftig werden. Mein Herz widerstrebte solchen Lehren ebensosehr, wie meine Vernunft sich gegen sie empörte; es erschien mir als Blasphemie, daß Christus dergleichen gelehrt oder gesagt haben sollte, und ich wandte mich mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe zu dem Jesus zurück, der von früh an vor meiner Seele gestanden hatte. Recht auf ihn schienen mir Schillers Verse zu passen: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn". Was das Gebot, die Vernunft unter den Glauben gefangen zu geben, anbetraf, so sagte ich mir, es sei ein widersinniges; denn wenn einmal keine Prüfung stattfinden solle, könne auch das Absurdeste den Anspruch erheben, für göttliche Wahrheit zu gelten. Oft war ich im Begriff, meinen Eltern zu erklären, daß ich mich nicht konfirmiren lassen wolle, und dem Geistlichen zu sagen, ich würde das verlangte Bekenntnis nicht ablegen, und als ich dies zuletzt notgedrungen dennoch that, geschah es mit einer reservatio mentalis. Erkennen denn die Geistlichen dieser Kategorie, erkennen denn die Regierungen, welche sie begünstigen, nicht, welcher Zwiespalt auf solche Art in jungen Gemütern erregt wird? Ich habe, wie ich hieraus nie ein Hehl gemacht, seitdem immer den religiösen Standpunkt behauptet, den ich in meiner ersten Jugend einnahm, und derselbe hat sich mir mehr und mehr als der richtige festgestellt. Ich halte die erwähnten Dogmen, von denen alles Unheil, welches das Christentum gestiftet, stammt, für spätere Entstellungen des ersten Evangeliums durch Paulus, der Christus nie gesehen, kein Wort aus dessen Munde gehört hat und dessen Lehren von den wahren Aposteln perhorreszirt wurden. Da nun keine der christlichen

Konfessionen diese falschen Doktrinen beseitigt hat, vielmehr einige sie mit Vorliebe in den Vordergrund stellen, vermag ich mich auch zu keiner derselben anders als unter Hinzufügung von verschiedenen Klauseln zu bekennen.

Von früh an hatte ich einen lebhaften Trieb zur Bewunderung und fühlte das Bedürfnis, den von mir bewunderten Männern auszudrücken, wie hoch ich sie verehrte. Man kann es kindisch nennen, und doch schäme ich mich solcher Thorheit nicht, daß ich schon als Gymnasiast und später als Student enthusiastische anonyme Briefe an den liberalen Historiker Karl v. Rotteck, an den württembergischen Deputirten Paul Achaz Pfizer, den durch sein politisches Märtyrertum bekannten Bürgermeister Behr in Würzburg und andere von ihren Gesinnungsgenossen schrieb. Diese Männer sind seitdem fast bis auf die Namen vergessen; aber ihr Gedächtnis sollte wegen ihres echten Patriotismus für immer in Ehren gehalten werden. Ich verstieg mich jedoch noch weiter und verfaßte auch in französischer Sprache ähnliche begeisterte Schreiben an den spanischen Freiheitskämpfer Torrijos, der in Malaga erschossen wurde, und an den griechischen Seehelden Kanaris, den persönlich kennen zu lernen ich viele Jahre später das Glück hatte. In gleicher Weise fühlte ich mich gedrungen, gegen Dichter und Künstler, die ich besonders hoch stellte, mein Herz auszuschütten, namentlich gegen solche, die nach meiner Meinung nicht nach Verdienst gewürdigt wurden. Mein Gedanke hierbei war, daß es inmitten der Verkennung, unter der sie zu leiden hätten, ihnen vielleicht einen kleinen Trost bieten könne, zu erfahren, wie sie auch lebhafte Verehrer zählten. In dieser Absicht schrieb ich, ohne meinen Namen zu nennen, eine ganze Reihe von Briefen an den Grafen Platen, dessen Adresse in Neapel ich mir zu verschaffen gewußt hatte. Er war unter allen lebenden Dichtern derjenige, der den größten Eindruck auf mich gemacht. Seine „Verhängnisvolle Gabel“ wußte ich schon als Knabe fast

auswendig. Später rissen mich besonders seine Polenlieder und viele der Oden hin. Es war keineswegs besonders die formale Seite, die mich so sehr für ihn einnahm. Noch heute bin ich nicht mit der Richtung einverstanden, die er in dieser Hinsicht eingeschlagen. Was die kunstvollen antiken Versmaße und die strenge Metrik der Alten, die er bei uns einführen wollte, anlangt, so glaube ich, daß hierdurch dem Genius unserer Sprache Zwang angethan wird. Und was die vermeintliche Reinheit der Reime betrifft, so scheint mir Platen hierin auf etwas Unerreichbares ausgegangen zu sein, da wegen der in allen Teilen Deutschlands wechselnden Aussprache, namentlich der überaus verschiedenen Dehnung und Schärfung der Vokale, sich nur wenige Worte so miteinander reimen lassen, daß sie gleichmäßig für die Hannoveraner, wie für die Schwaben, Bayern und Oesterreicher einen vollen Gleichklang besitzen. Aus diesem Grunde hat Platen selbst auch die gesuchte Reinheit keineswegs erreicht. Mich dünkt aber ferner sein hierauf gerichtetes Streben deshalb ein verfehltes gewesen zu sein, weil es notwendig, namentlich in größeren Gedichten, zu einer häufigen, nachteilig wirkenden Wiederholung der nämlichen Reime führen muß und weil der Kreis des Ausdruckes dadurch in einer für die Poesie höchst nachteiligen Weise beengt wird. Dies ist bei Platen nur deshalb nicht eingetreten, weil er verhältnismäßig nur wenige gereimte Verse, nie ein größeres Epos in solchen geschrieben hat. Was mich bei seinen Dichtungen so fesselte und bis heute noch fesselt, war und ist nicht die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, sondern der edle und hohe Geist, der Schwung des Gedankens, der in allen seinen Werken waltet. Wenn er von vielen kalt genannt wird, so vermag ich dies durchaus nicht zu finden. Seine Gedichte haben mich vielmehr mein ganzes Leben hindurch mit inniger, nachhaltiger Wärme erfüllt, weit mehr als diejenigen so mancher anderen Lyriker, welche die Gunst des großen Publikums

in viel höherem Grade genießen. Bei meinen überschwänglichen Briefen wird er, wenn sie ihn erreicht, freilich wohl gelacht haben. Mit der Bewunderung einzelner Schriftsteller und Künstler ging bei mir eine lebhafte Abneigung gegen solche Hand in Hand, deren Beliebtheit ich einzig der Urteilslosigkeit des Publikums zuschrieb; ich haßte sie besonders darum, weil sie nach meiner Meinung den Ruhm, der anderen gebührte, usurpirten.

Schon in meinen Knabenjahren hatte ein Zufall meinen Gedanken lebhaft die Richtung nach dem Orient gegeben. Unser Hausarzt, Doktor Kloß, ein eifriger Bibliomane, besaß in seiner großen Bibliothek auch einige arabische, persische und Sanskrit-Drucke, obgleich er nicht einmal die Buchstaben irgend einer morgenländischen Sprache kannte. Der Anblick der geheimnisvollen Lettern dieser Bücher machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich; ich starrte oft lange mit ahnungsvollem Staunen auf ihre aufgeschlagenen Blätter, indem ich dachte, alle Mysterien der Welt und des Lebens würden mir klar werden, wenn ich diese Runenschrift entziffern könnte. So ließ es mir nicht Ruhe, bis ich mir einen Nalas, einen Koran und einen Gulistan im Originaltext angeschafft hatte. Oft saß ich dann stundenlang und bildete die fremden Schriftzüge nach; aber ich ahnte nicht, welche ungeheuren Schwierigkeiten noch zu überwinden seien, bis sich deren Sinn mir erschlösse. Nachdem ich viel Italienisch und Spanisch gelesen, (Englisch hatte ich auch gelernt, allein es zog mich damals weniger an, weil mein ganzer Sinn nach dem Süden stand) faßte ich dann im Alter von höchstens sechzehn Jahren den kühnen Entschluß, die orientalischen Sprachen, und zwar zunächst das Persische, zu studiren. Mir war das Heldenbuch von Iran von Görres, welches einen zwar sehr verkürzten, aber ungemein fesselnden Abriß der altiranischen Heroensage giebt, in die Hände gefallen, und es hatte mich dergestalt angezogen, daß ich lebhaftes

Verlangen trug, diesen reichen Sagenstrom aus der Quelle selbst zu schöpfen. Ich beschäftigte mich eifrig mit Wilkens' Grammatik und Chrestomathie, überzeugte mich jedoch bald, daß zu einer eindringenden Kenntnis des Persischen auch die des Arabischen nötig sei. Dadurch, daß alle Muhammedaner den Koran in der Urschrift lesen und schon als Kinder nahezu auswendig lernen, haben sämmtliche moslimische Sprachen zahllose arabische Worte und Wendungen in sich aufgenommen. Fast alle persischen Schriftsteller flechten beliebig ganze arabische Sätze in ihre Werke ein, und hierdurch wird ihr Verständnis außerordentlich erschwert. Diese Einmischung einer völlig verschiedenen Sprache in die iranische ist höchst wunderlich und hat die letztere auf sehr unerfreuliche Weise entstellt, etwa ebenso wie unsere Muttersprache entstellt worden wäre, wenn ihre Vermengung mit französischen Worten und Phrasen in derselben Weise, wie sie im vorigen Jahrhundert Mode war, noch mehr überhand genommen hätte. Firdusi ist ziemlich der einzige Dichter der Perser, der sich nahezu frei von solchem Mischmasch gehalten hat; ihn hätte ich mit meiner damaligen Kenntnis einigermaßen verstehen können; es gelang mir jedoch nicht, mir eine Ausgabe von ihm zu verschaffen. Was die Erlernung des Arabischen angeht, an die mich wagen zu wollen ich eine Zeit lang dachte, so überzeugte ich mich bald, daß sie ohne einen Lehrer unmöglich sei. Als ich einige Jahre später sie wirklich und unter ausgezeichneter Leitung zu studiren begann, erschien mir ihre Schwierigkeit noch viel größer, als ich damals geglaubt hatte.

Man könnte meinen, übergroße Anstrengung hätte mir in jenen Jahren, wo ich aus dem Knaben- erst eben in das Jünglingsalter übertrat, die Gesundheit zerrütten müssen. In der That ist dies wohl etwas der Fall gewesen, zumal meine Konstitution von Anfang an nur eine schwächliche war; allein es gab doch auch Manches, was meine Arbeiten unterbrach.

Man weiß, welche enorme politische Aufregung damals in Deutschland herrschte; der Unwille über die Ohnmacht und Zerstückelung des Vaterlandes, über so manche kleinliche Unterdrückung der Freiheit hatte sich der weitesten Kreise bemächtigt und gab sich bald in stürmischen Volksversammlungen, bald in kleineren Aufstandsversuchen kund. Auch die Jugend wurde von diesem Geist ergriffen und glaubte, wenn nicht durch Thaten, so doch durch Reden und Teilnahme an patriotischen Gesellschaften zum Heile Deutschlands mitwirken zu müssen. Ich selbst war von meiner anfänglichen Sympathie für die burschenschaftlichen Bestrebungen längst „zu viel vorgeschritteneren" Ansichten übergegangen und sah im Grunde die Republik als das Erstrebenswerte an, weil nur in dieser Staatsform die deutsche Einheif und Freiheit Wirklichkeit werden könne. Vor meinem Vater mußte ich natürlich solche gefährlichen politischen Meinungen geheim halten; auch ging ich nicht so weit, in demagogische Verbindungen einzutreten, welche übrigens wahrscheinlich einen Gymnasiasten nicht aufgenommen haben würden. Allein ganz in mich konnte ich meinen Freiheitsdrang doch nicht verschließen, und so wurde ich Mitglied einer Gesellschaft, die zwar nicht offene Revolution wollte, aber sonst auf jede Weise die Wiedergeburt Deutschlands zu fördern sich vorgesetzt hatte. In den Versammlungen, die an bestimmten Tagen stattfanden, wurde große Virtuosität im Sprechen entfaltet; bald der, bald jener Redner donnerte gegen die Tyrannei der Regierungen und dünkte sich ein Held, wenn er die Farben recht stark auftrug. Gern würde ich auch aufgetreten sein; jedoch wegen meiner Jugend ließ man mich nicht zu Worte kommen. Uebrigens hielt ich im Herzen alle Reden für viel zu zahm und gemäßigt. Die Gesellschaft löste sich auch bald in ihrer eigenen Harmlosigkeit auf, und ich hatte von Glück zu sagen, daß mein Vater, der gerade abwesend war, nichts von meinem revolutionären Treiben hörte. Nur einmal erschien ich als Redner einigermaßen

in der Oeffentlichkeit. Als nach dem Falle von Warschau, der mich tief erschütterte, viele vertriebene Polen durch Frankfurt kamen, verabredete ich mich mit einer Anzahl von Bekannten, ihnen in einem Gasthause einen festlichen Empfang zu bereiten, und deklamirte dort ein pomphaftes Gedicht zu ihrem Begruß, das die meisten von ihnen vermutlich gar nicht verstanden und welches ihnen jedenfalls weniger willkommen war als die Mahlzeit, mit der wir sie nachher bewirteten. Die Debatten der süddeutschen Ständeversammlung verfolgte ich mit dem größten Interesse und hegte innige Verehrung für die oppositionellen Kammermitglieder, wenn ich sie auch nur als Vorläufer der wahren Helden betrachtete, die noch kommen sollten. Jede Demonstration gegen die Regierungen, besonders die große Volksversammlung zu Hambach in der Pfalz, erschien mir als Wahrzeichen, daß sich nun die Morgenröte der Freiheit über Deutschland erheben würde. Aber sehr niedergeschlagen nahm ich immer bald wahr, wie sich infolge davon nur die Untersuchungen gegen die Demagogen vermehrten.

Auch Reisen oder kleinere Ausflüge bewirkten, daß ich mich nicht allzu tief in die Bücherwelt vergrub. So unternahm ich von Frankfurt aus häufige Exkursionen nach den Punkten der Umgebung, welche mich teils durch Naturreize, teils durch historische Erinnerungen oder durch die an sie geknüpften Traditionen anzogen. Ich besuchte Gelnhausen wegen der dort befindlichen, leider unscheinbaren Trümmer von Friedrich Barbarossa's Palast. Eine Sonntagspilgerfahrt führte mich nach Seligenstadt zum Grabe von Eginhard und Emma. Auch nach Oppenheim machte ich einen Abstecher wegen seiner herrlichen gothischen Kirche, nach Worms wegen der Erinnerungen an die Nibelungen, und zweimal durchstreifte ich die Rheinpfalz, die mir immer als eine der schönsten Gegenden Deutschlands erschienen ist. Besondere Anziehungskraft übte dort auf mich die Ruine des Trifels, des Kerkers von Richard Löwenherz.

Stets habe ich große Vorliebe für alte Burgen gehabt und deren sehr viele besucht; es ist für mich ein eigener Reiz, unter dem bröckelnden Gemäuer von vergangenen Zeiten zu träumen und dabei durch halbgestürzte Fensterbogen in die Thäler hinabzublicken. Uebrigens hat die Schwärmerei für das Mittelalter, die in meiner Jugend noch in vielen Kreisen grassirte, mich nie so weit beherrscht, daß ich mich in dasselbe zurückgesehnt oder sein Wiederaufleben gewünscht hätte. Seine Schlösser mit ihren Zugbrücken und wehenden Fahnen, ihren turnirenden Rittern, ihren Edelfrauen, Pagen und Falkonieren schwebten als ein reizendes Bild vor meiner Einbildungskraft; doch sagte ich mir schon früh, nur die Phantasie umkleide solche alten Ruinen für uns mit einem romantischen Zauber; in Wahrheit seien sie Nester von Raubrittern oder, wie der Trifels, fürchterliche Gefängnisse gewesen.

Mehrmals machte ich in den Ferien auch Streifzüge durch den Odenwald und verbrachte ganze Tage der Einsamkeit in seinen schattigen Wäldern. Ebenso wie durch sein frisches Laubgrün zog er mich durch den sogenannten Siegfriedsbrunnen und die Riesensäule bei Auerbach an. Noch lebhafter beschäftigte meine Einbildungskraft die Burg Rodenstein, an welche bekanntlich die Sage vom wilden Jäger geknüpft ist. Ich hörte in deren Umgegend allen Ernstes von gebildeten Leuten versichern, vor einigen Jahren sei der Ritter mit seinem wilden Gefolge häufig ausgezogen und habe seinen Weg nach der benachbarten Burg Schnellert durch eine Scheune genommen. Die Landleute, die in dieser Scheune mit Dreschen beschäftigt gewesen, seien wiederholt durch einen Orkan zu Boden geworfen worden und hätten alsdann gehört, wie die wilde Jagd mit Hörnerschall, Roßgestampf und Rüdengebell über sie hinweggegangen. Die Sache habe so viel Aufsehen erregt, daß die hessische Regierung dadurch veranlaßt worden sei, eine Untersuchung anzustellen; seitens der Richter seien

viele Verhöre vorgenommen worden, und übereinstimmende zahlreiche eidliche Aussagen lägen vor, welche den wunderbaren Vorgang bestätigt und sie überzeugt hätten, derselbe sei auf natürliche Weise nicht zu erklären. Diese Erzählungen lockten mich mit unheimlicher Gewalt, die Ruine Rodenstein zu besuchen, und ich harrte mehrmals dort stundenlang in schauriger Erwartung auf den Auszug der gespenstischen Jagd. Es wird Wenige geben, welche nicht schon an sich selbst die Gewalt empfunden haben, die Gespenstergeschichten auf das Gemüt ausüben. Von einem gewissen Hange zum Aberglauben sind wohl nur ganz nüchterne Geister frei, und so wird man mich wegen meiner Rodensteiner Expedition nicht verlachen. Habe ich doch einen General, der ein ausgezeichneter Mathematiker und Taktiker war, gekannt, der noch im vorgerückten Alter mehrere Nächte allein in einem einsamen Landhause zubrachte, um eine Geistererscheinung, die sich dort zeigen sollte, zu erblicken. Derselbe war ganz erfüllt von den Wundern des Tischrückens und Tischklopfens, und als ich ihn zum letztenmale, nicht lange vor seinem Tode, aufsuchte, fand ich ihn mit einer seltsamen Manipulation beschäftigt: er hatte einen Ring an ein Haar gehängt und hielt denselben nun mit zwei Fingern in ein Trinkglas hinab, indem er behauptete, der hängende Ring erteile, da er bei seinen Schwingungen das Glas erklingen mache, Antworten auf die an ihn gestellten Fragen. Glauben an Gespenster, sympathetische Kuren und so weiter ist wohl noch fast überall in Europa (wie ich mich überzeugt habe, in den südlichen Ländern ebenso wie in den nordischen) verbreitet, namentlich auf dem Lande. Im Odenwald sind sogenannte Erdspiegel im Gebrauch, das heißt Metallplatten, die, hinten mit mystischen Zeichen bedeckt, die Zukunft oder sonst verborgene Dinge enthüllen sollen. Von einem jungen, sehr gebildeten Manne, der in jener Gegend ansässig war, hörte ich behaupten, sein Vater habe mittels

eines solchen Erdspiegels ein wichtiges, lange verloren geglaubtes Dokument wieder entdeckt. Seine Schwestern erzählten viel von dem Geisterspuk in ihrem alten, unfern von Rodenstein belegenen Schlosse, der ihnen den Aufenthalt daselbst verleidet habe. Der Bruder pflegte sie deshalb zu verspotten; um so überraschender war es mir somit, als er mir einmal unter vier Augen sagte, er thue dies nur, um die Aufregung der Schwestern zu beruhigen, habe aber selbst auf dem Schlosse unerklärliche Dinge erlebt, z. B. das Schallen von Tritten in seinem eigenen Zimmer vernommen, während doch Niemand zugegen gewesen. Wenn er durch die Gänge und Säle hingeschritten, seien sämmtliche Thüren vor ihm aufgerissen und wieder zugeschlagen worden, und er habe deutlich die Fußtritte eines vor ihm Hinwegeilenden vernommen, ohne daß es ihm je gelungen sei, den Hergang zu ermitteln. Ich selbst habe in meiner Kindheit auch im Norden Deutschlands viele ähnliche Geschichten gehört, und obgleich meine Eltern, die beide ihre Erziehung in der Aufklärungsperiode empfangen hatten, beflissen waren, alles als thörichten Aberglauben darzustellen, hatte ich immer Hinneigung, manches davon für nicht völlig grundlos zu halten. Von diesem ganzen mysteriösen Gebiete gilt, was Schopenhauer sagt: „Um über alle geheime Sympathie oder magische Wirkung vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blicke in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätseln und Unbegreiflichkeiten versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge, noch uns selbst von Grund aus kennen und verstehen."

Viertes Kapitel.

Arthur Schopenhauer. — Cl. Brentano. — Fürst Pückler-Muskau. — Erster Ausflug nach Italien.

Da ich eben Schopenhauer genannt habe, will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich diesen nach seinem Tode so berühmt gewordenen Philosophen schon während meiner Gymnasialjahre von Angesicht zu Angesicht kannte. Meine Eltern reisten während der monatelangen Ferien, die der nicht überbeschäftigte Bundestag alljährlich machte, nach Mecklenburg zurück, und ich aß während dieser Zeit im „Englischen Hof" auf dem Roßmarkt zu Mittag. Hier war auch Schopenhauer täglicher Gast. Derselbe hatte damals zwar sein Hauptwerk längst herausgegeben, war jedoch, da dieses trotz seiner hohen Bedeutung fast ganz unbemerkt vorübergegangen, literarisch so gut wie völlig unbekannt. Im großen Publikum wenigstens wußte man kaum, daß er überhaupt Schriftsteller sei, und so erging es auch mir. Trotzdem war er eine Persönlichkeit, auf die sich wegen ihrer Excentrizität die Aufmerksamkeit der Table-d'hôte-Gäste richtete. Man erzählte sich von den weiten, einsamen Spaziergängen, die er mit seinem Hunde machte, und wie er den letzteren, wenn derselbe ihn erzürnte, in höchster Wut mit dem Scheltworte „Mensch!" belegte; wie er bei Tische regelmäßig einen Kronenthaler neben seinem Couvert bereit hielte und gelobt hätte, denselben den Armen zu geben, wenn einer der Offiziere, die neben ihm saßen, einmal von

etwas anderem spräche, als von Mädchen und Pferden. Auch sein außerordentlich starker Appetit, der die Gastwirte zur Verzweiflung brachte, erregte die Aufmerksamkeit seiner Tischgenossen. Ein Nachbar soll einmal zu ihm gesagt haben: „Herr Doktor, Sie essen ja wirklich für zehn Personen," und seine Antwort war: „Ja freilich; aber ich denke auch für zehn!" — Die Werke dieses großen Schriftstellers (so wird ihn auch derjenige nennen müssen, der seine philosophischen Meinungen in manchen Punkten nicht zu teilen vermag) habe ich erst nach seinem Tode, mehr als zwanzig Jahre später, kennen gelernt und bewundere sie als eine nicht auszuschöpfende Fundgrube der bedeutendsten und genialsten Gedanken.

Bisher hatte ich noch nicht vielen Dichtern in das Angesicht gesehen; daher war es mit einem Gefühl von Ehrfurcht, daß ich zu Clemens Brentano aufschaute. Er war mit meinem Vater auf der Universität befreundet gewesen und erneuerte, als derselbe nach Frankfurt kam, die alte Bekanntschaft. Später bin ich ihm nicht wieder begegnet; damals machte er einen höchst seltsamen Eindruck auf mich. Er war äußerst witzig und floß im Gespräche von Späßen und scurrilen Bemerkungen über. Einige, die ich aus seinem eigenen Munde vernommen, will ich hier erzählen, ohne jedoch dabei zu behaupten, daß sie von jener übersprudelnden Genialität Zeugnis gäben, die seine Bewunderer ihm nachrühmten. Bei einem Mittagessen traf er mit einem wegen seiner Geschwätzigkeit bekannten Herrn von O. zusammen. Letzterer erwähnte gelegentlich, er sei aus Mannheim gebürtig. Da fiel ihm Brentano ins Wort: „Wie, aus Mannheim? Ich glaubte, Sie seien aus Schwätzingen." — In Frankfurt lebte ein Doktor C., Verfasser mehrerer gegen den Katholizismus gerichteten Werke. Dieser hatte eine starke Glatze und trug dabei einen mächtigen Schnurrbart; deshalb nannte ihn Brentano, der ihn wegen der Tendenz seiner Schriften haßte,

den Gouverneur der Festung Glatz. Wenn der Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn“ solche Späße gemacht, ging er oft plötzlich auf das Gebiet der Religion über, und in einer Weise, die den Zweifel zuließ, ob es ihm wirklich damit Ernst sei. Ich hörte ihn viel von der Nonne Emmerich erzählen, welche die Wundmale Christi an ihrem Leibe getragen haben sollte. Brentano hatte mehrere Jahre in ihrem Kloster Dülmen in Westfalen zugebracht und ihre Visionen niedergeschrieben. Für alles, was er von dieser angeblichen Heiligen berichtete, verlangte er unbedingten Glauben; gleich darauf aber erging er sich in höhnischen Ausfällen auf das Geisterwesen, das damals zu Weinsberg in Blüte stand. Weil die hier umgehenden Gespenster ebenso lutherisch-pietistisch waren, wie die von ihm geschauten katholisch-ultramontan, wollte er nichts von ihnen wissen und suchte die Seherin von Prevorst lächerlich zu machen, indem er das Wort Prevorst „Bratwurst“ aussprach. Ganz auf das Gebiet der Mystik übergetreten, blickte Brentano in jener Zeit auf seine Dichtungen mit Verachtung als auf Jugendsünden und wertlosen Plunder hinab, und als ich ihm einst sagte, welches Vergnügen mir seine Erzählungen, „Die mehreren Wehmüller“ und die Geschichte vom schönen Annerl und braven Kasperl gemacht hätten, antwortete er mir: „Sie können doch etwas Besseres thun, als solchen Schund zu lesen.“

Ein anderer, damals viel besprochener Schriftsteller war gleichfalls Universitätsfreund meines Vaters gewesen, und ich sah ihn bei demselben mehrmals, wenn er ihn bei der Durchreise durch Frankfurt besuchte. Es war dies der Fürst Pückler-Muskau, ein unterhaltender Gesellschafter und in der mündlichen Rede interessanter als in seinen Schriften, die jetzt wohl nur noch wenige Leser finden. In diesen seinen zahllosen Reisewerken huldigte er der damals durch Heine Mode gewordenen Manier, ohne jedoch gerade eine starke Dosis von

dessen Geist und Witz zu besitzen. Wenn er als Schriftsteller gewiß nicht hoch stand, so verdiente er jedoch durchaus nicht, in der Weise verunglimpft zu werden, wie es ihm durch Herwegh und andere Wortführer des Radikalismus widerfuhr, die ihn als den Typus eines verknöcherten und hochfahrenden Aristokraten hinstellten. Fürst Pückler war im Gegenteil in bemerkenswertem Grade frei von den Vorurteilen, in denen andere seiner Standesgenossen befangen sind. Auch hatte er in den Freiheitskriegen wahren Patriotismus bewährt, und das sollte ihm nicht vergessen werden. Freilich litt er stark an Eitelkeit; doch das ist, wenngleich keine lobenswerte, sicher auch keine der schlimmsten Eigenschaften, die ein Mensch haben kann. In diesem Sinne sagte vor vielleicht zehn Jahren einmal ein Italiener in Rom zu mir: „Rom ist jetzt, außer durch seine Kunstschätze und Antiquitäten, auch noch dadurch merkwürdig, daß es die zwei zugleich eitelsten und gutmütigsten Menschen der Welt zu seinen Einwohnern zählt: Pio Nono und Garibaldi."

Inzwischen hatte ich noch vor Vollendung meines siebenzehnten Jahres die Klassen des Gymnasiums absolvirt und, da es reichlich früh zur Beziehung der Universität war, wurde mir gestattet, einige Monate auf Reisen zu gehen. — Wer war glücklicher als ich! Ich durchstreifte die Schweiz von einem Ende zum anderen, erklomm manche Gipfel der Alpen, hielt mit dem ewig jungen Naturgeist bald an brausenden Wasserstürzen, bald auf grünen Almen Zwiegespräch, und schritt über Schnee, der seit dem ersten Erdenmorgen nicht geschmolzen, an krystallenen Eispalästen hin, während die Lawinen unter meinen Füßen donnerten. Dann erschloß sich zum erstenmal das langersehnte Italien vor mir. Auf der über Klippen hinschwebenden Straße zog ich zwischen rotblühenden Rhododendren und Agaven, die ihre hohen Blütenfackeln über die Tiefe neigten, von Nizza nach Genua, und sah das Mittelmeer

unter mir bald in Purpur, bald in schillerndem Grün oder tiefem Azur seine Wogen wälzen. Die Stadt des Doria schien mir schon das Wundervollste, was die Erde bieten könne; aber mein Entzücken steigerte sich noch, als ich das einzige Florenz betrat und mir dort die italienische Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit aufging. Bisher war mir für Gemälde und Bildhauerwerke das Auge wie geschlossen gewesen; jetzt schien plötzlich die Binde von ihm hinweggenommen zu sein, und ich konnte mich von der immer wiederholten Betrachtung der reichen Schätze kaum losreißen. Die Stadt selbst mit ihren stolzen Gebäuden, in denen sich die volle Macht und Bedeutung der italienischen Republiken des Mittelalters zeigt, sowie die Naturschönheit ihrer Umgebung trugen noch weiter dazu bei, mir das Scheiden schwer zu machen. Konnte ich denken, daß mich an der Adria noch gewaltigere Eindrücke erwarteten? Diese waren so groß, daß Venedig mir mit seinen aus den Wellen aufragenden Prachtpalästen, seiner im Widerglanz des Orients strahlenden Markuskirche, seinen über den Kanälen hängenden Terrassen und sich in den Wellen spiegelnden Glockentürmen alles bisher Gesehene in den Schatten stellte, wie es mir denn noch bis heute die schönste aller Städte zu sein scheint und mich mehr als irgend eine andere immer von neuem zu sich zurückgezogen hat. Die Verhältnisse erlaubten mir nicht, auch nach Rom zu gehen; um so lebhafter blieb der Stachel des Verlangens nach dort in meiner Brust zurück.

Fünftes Kapitel.

Studentenzeit in Bonn. — Ph. J. v. Rehfues. — F. Diez. — Chr. Lassen. — A. W. v. Schlegel.

Mein Vater teilte die in Deutschland sehr verbreitete, mir von jeher unverständliche Meinung, es sei für einen Adligen unpassend, einen andern Beruf zu erwählen als den der Bewirtschaftung eines Landguts, den des Soldaten oder etwa die juristische, Hof- oder diplomatische Carrière, und demnach sei es auch vom Uebel, sich mit Studien zu beschäftigen, die nicht unmittelbar für die Verfolgung eines solchen Berufes nützlich wären. Es ist bei dieser Ansicht unfaßlich, wie eine Stelle bei einem Gericht, wo man vielfach mit den unteren Volksklassen verkehren oder Verbrecher verhören muß, für einen Mann von edler Geburt eine angemessenere Beschäftigung bieten soll, als eine Professur der Philosophie, der Geschichte, der Philologie oder anderer Fächer, die dem Geist eine wahrhaft würdige Nahrung bieten. Noch unerklärlicher erscheint die bei der deutschen Aristokratie vielfach verbreitete Ansicht, es sei für ihre Mitglieder ungeziemend, als Schriftsteller oder Dichter aufzutreten, während doch Kaiser, Könige und Königinnen durch literarische Leistungen ihren Kronen noch höheren Glanz zu verleihen suchen. In England ist der höchste Adel von jeher stolz gewesen, wenn eines seiner Mitglieder dem alten Wappenschild der Familie als Gelehrter oder Dichter eine neue Zierde hinzufügte. Aber

Großbritannien besitzt auch eine wirkliche Aristokratie; indem der Titel, der fast ausnahmslos mit beträchtlichem Grundbesitz verbunden ist, nur auf den ältesten Sohn übergeht, die jüngeren dagegen wieder in das Volk zurücktreten, erhalten sich die Familien in Ansehen. Der deutsche Adel aber ist zum bei weitem größten Teile nur ein Scheinadel und besteht eigentlich einzig dem Namen nach. Da sich die Titel in den meisten Fällen auf alle Mitglieder der Familie vererben, werden sie so gewöhnlich, daß sie gar keine Bedeutung mehr haben. Kommt nun gar noch hinzu, daß, wie dies zwar nicht immer, aber doch mehrfach der Fall ist, die Träger solcher Namen Dünkel und Anmaßung neben Unbildung zur Schau tragen, so muß selbstverständlich der Adel mehr und mehr des Restes von Ansehen, das er etwa noch besessen, verlustig gehen. Ihn überhaupt abschaffen zu wollen, halte ich für verkehrt; es liegt in der Menschennatur, daß die Sprößlinge alter Familien sich ihrer Herkunft bewußt sind; und auch, wo alle Titel aufgehört haben, wie in Nordamerika und im heutigen Griechenland, zeigt sich dies, indem, durchaus wie bei uns, gewisse Geschlechter einen Vorzug vor anderen zu haben glauben. Jedenfalls würde die Aufhebung der Adelstitel nicht die Folge haben, daß nun eine Aristokratie des Verdienstes und Geistes an die Stelle derjenigen der Geburt träte, sondern es würde eine solche des Mammons sein, und das wäre doch eher ein Rückgang als ein Fortschritt der sozialen Zustände. Allein unzweifelhaft ist es mir, daß der deutsche Adel sich nur dadurch vor dem völligen Untergang, bei dem er nahezu angelangt ist, wird retten können, daß er sich einmal an die Spitze der Bildung der Nation zu stellen sucht, und daß zweitens die Titel: „Fürst“, „Graf“, „Baron“, „von“ nur auf Ein Mitglied der Familie übergehen und zugleich an hinlänglichen Grundbesitz geknüpft sind. Uebrigens ist, um dies hier beiläufig zu erwähnen, die Abschaffung des Adels, die auch in

Deutschland schon mehrmals zum Losungswort einer Partei geworden, wie es scheint, keine leichte Sache. In Frankreich wurde sie zweimal gesetzlich dekretirt, einmal von der ersten Republik, dann nach der Februarrevolution. Allein die Folge davon ist nur die ungeheure Vermehrung der Adelstitel gewesen. Zuerst schuf das Kaiserreich seine Herzöge und Fürsten, dann folgte die Julidynastie, freilich mäßiger und bescheidener mit ihren Ernennungen, und endlich schmückte der dritte Napoleon ganze Scharen von Abenteurern mit Herzogskronen. Im Grunde hat hier die Monarchie eine erfolgreichere Methode zur Abschaffung der Aristokratie angewandt, als die Republik. Denn indem zu den früheren Ducs, Princes, Marquis, Comtes so viele neue kamen, verloren die Titel alles Ansehen. Mit noch mehr Succeß ist dieser Weg zum Ruin der Aristokratie in Spanien und Italien eingeschlagen worden. Im erstgenannten Lande ist es fast Regel, daß Minister und Diplomaten, mehrenteils Journalisten, die zu diesen Posten emporgestiegen, zu Herzögen oder doch mindestens Grafen creirt werden, und nach dem unbedeutenden Feldzug in Marocco haben in der spanischen Armee mehr und pomphaftere Standeserhöhungen stattgefunden, als in der deutschen nach dem letzten großen Kriege. So prangen denn heute in dem Wappenbuch der spanischen Monarchie neben den uralten und ruhmvollen Geschlechtern der Ponce de Leon, der Medina Celi und Perez de Pulgar diejenigen der Wad al Jelu, der Valdegamas und Salamanca, deren Träger zum Teil Zeitungsschreiber und Bankiers sind, und deren Namen für den Uneingeweihten oft einen stolzeren Klang haben, als diejenigen der Grandenfamilien, welche in die frühesten Zeiten Kastiliens hinaufreichen. Daß aber dies nicht allein zum größten Nachteil für die Letzteren gereicht, sondern daß auch durch solche allmälich ins Endlose wachsende Vermehrung der Adel zuletzt aufgehoben wird, ist klar. In anderer Weise und noch wirksamer wird

dasselbe Ziel in Italien verfolgt. Dort gibt es schon von Alters her so zahllose Principi, Marchesi und Conti, daß derartige Benennungen äußerst wenig Bedeutung mehr haben. Man muß wissen, daß jahrhundertelang die kleinen Souveräne der Halbinsel solche Titel nicht nur höchst freigebig an ihre Günstlinge verliehen, sondern auch für sehr geringe Summen feilgeboten haben; daß, während die Nobili Venedigs sich mit ihren einfachen Familiennamen begnügten, die Statthalter dieser Republik in deren verschiedenen Gebietsteilen vielfache Erhebungen in den Grafenstand vornahmen; daß bis in die neuere Zeit hinein die Stadt Fiesole das ihr zustehende Recht, selbst die höchsten Adelstitel zu verkaufen, ausgeübt hat, und so weiter. Da nun derartige Würden meistens auf alle Kinder übergehen und sich mithin nach der bei Darwin eine so große Rolle spielenden Lehre des Maltus mit ihren Trägern in geometrischem Verhältnis vermehren, müßte im Laufe der Zeiten die Zahl der Adligen ins Unendliche wachsen, wenn nicht im Kampf ums Dasein viele Keime zu Grunde gingen. Trotz des Letzteren ist die Zahl der mit aristokratischen Namen Prangenden eine ungeheure, und man begreift kaum, wie Leute bürgerlichen Standes noch nach solcher Auszeichnung Begehren tragen mögen. Dennoch ist dieses der Fall; und das Gouvernement kommt solchem Verlangen bereitwilligst entgegen, indem es unzählbare Standeserhöhungen vornimmt und nicht bloß Barone creirt, sondern sogar Herzöge. Als ob dies aber noch nicht genug wäre, um den Adel in Mißkredit zu bringen, kommen in Italien auch die Strafgesetze (wofern solche vorhanden sind), gegen die Usurpation von Titeln nicht in Anwendung, und es scheint jedem freizustehen, sich zu nennen, wie ihm beliebt. Mir sind von Italienern selbst verschiedene Fälle erzählt worden, wo Personen plötzlich zu allgemeiner Ueberraschung mit dem Namen und Wappen eines Conte auftraten. Wer dies thut, wird natürlich dafür verspottet;

aber Niemand hindert ihn; und wenn erst einige Zeit hingegangen, denkt man nicht mehr daran, daß die Familie sich die gräfliche Würde selbst beigelegt hat. Das kommt denn einer Aufhebung des Adels gleich. Sollte die jetzige französische Republik, welche schon zweimal einen verunglückten Versuch zur Adelsabschaffung gemacht hat, denselben von neuem beabsichtigen, so würde sie ihr Ziel am sichersten erreichen, wenn sie, statt die Führung aristokratischer Namen zu verbieten, sie vielmehr unbedingt einem Jeden gestattete; dann würde es sofort in Frankreich keinen Menschen mehr geben, der nicht Duc, Prince, Marquis oder Comte wäre. —

Doch ich bin weit von meinem eigentlichen Thema abgelenkt worden. Der Wille meines Vaters stellte mir das Dilemma, mich entweder ganz dem Landleben und der Bewirtschaftung eines Gutes zu widmen oder die juristische Carrière einzuschlagen, aus der ich später in die diplomatische übergehen könnte. Da ich mich überzeugte, daß ich eine andere, meinen Wünschen mehr zusagende Laufbahn nicht betreten durfte, ohne mich mit meinen Eltern ganz zu entzweien, so entschloß ich mich zu letzterem. Die Jurisprudenz war allerdings unter allen Wissenschaften diejenige, zu der ich mich am wenigsten hingezogen fühlte; ich machte mir sogar kein Hehl daraus, daß ich ihr nie irgend ein Interesse würde abgewinnen können; allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß mir neben deren Studium wohl noch Zeit für meine Lieblingsbeschäftigungen übrig bleiben würde. So bezog ich denn die Universität Bonn und fühlte mich bald recht behaglich am schönen Rhein. Von dem eigentlichen Studententreiben hielt ich mich freilich fern. Das Corpswesen hatte mir schon in den Schilderungen, die ich davon gehört, mißfallen, und als ich es in der Nähe sah, änderte sich mein Urteil darüber nicht. Die Burschenschaft, die zu jener Zeit längst in den Hintergrund getreten war, hatte doch bei allen Thorheiten, die sie begangen

haben mag, einen edlen Gedanken verfolgt: die Einheit Deutschlands war das Ziel, worauf sie hinsteuerte. Aber jenen Corps fehlte eine solche höhere Idee. Die Farben der verschiedenen Staaten, welche ihre Mitglieder trugen, indignirten mich; mich empörte ihr Prahlen mit der Zerrissenheit Deutschlands. Diese Studentenverbindungen waren, so dürfen wir hoffentlich sagen, zudem eine Schule des Dünkels und sinnlosen Hochmuts, indem solche Corpsstudenten auf alle anderen vornehm hinabblicken zu können glaubten. Wahrlich, es bot mir ein widriges Schauspiel, daß Jünglinge, die ihre Brust allem Großen und Herrlichen weit aufschließen sollten, Engherzigkeit und Kastengeist zu ihrer Parole machten. Seit der Gründung des deutschen Reiches ist dieses alles jedoch, wie ich denke, völlig anders geworden.

Gleich im Anfang meines Aufenthalts zu Bonn ward mir die sehr anregende Bekanntschaft eines jungen Engländers zu Teil, der gleichfalls dort studirte. George Toynbee besaß eine ganz erstaunliche Fülle von Kenntnissen, hatte sich auch in kurzer Zeit die deutsche Sprache merkwürdig gut angeeignet. Seine Beredsamkeit war außerordentlich und von hinreißender Wirkung, so daß er seinen Ansichten und Doktrinen, mochten sie auch keine strenge Prüfung aushalten, selbst bei kalt Ueberlegenden einen momentanen Einfluß verschaffen konnte. Er lebte in dem höchsten Reich der Ideale und war ganz erfüllt von utopischen, weltreformatorischen Gedanken, in denen er so weit ging, daß er eine allgemeine Republik und Gemeinschaft der Glücksgüter für möglich hielt und ein neues goldenes Zeitalter voraussah, in dem sich beides verwirklichen würde. Ich selbst hatte schon ähnlichen Ideen nachgehangen; der Eindruck, den er auf mich machte, wenn er mir seine Theorien vortrug, war daher ein überwältigender. Durch ihn lernte ich Thomas Paynes „Menschenrechte“ und „Zeitalter der Vernunft“, Godwins „Politische Gerechtigkeit“, Mary Wolstonecrafts „Rechte der Frauen“ und andere in Deutschland wohl wenig bekannt

gewordene Werke kennen, die in England bei den Radikalen lange großes Ansehen genossen. Die Lektüre derselben übte eine mächtige Herrschaft auf meinen Geist aus, und durch meine Gespräche mit Toynbee ward mir diese Richtung noch entschiedener gegeben. Wir waren fast unzertrennlich, machten täglich große Spaziergänge und verschiedentlich auch Ausflüge in das Siebengebirge und das anmutige Ahrthal. Wenn ich längere Zeit unter dem Bann der schwärmerischen Ideen des jungen Engländers stand, so mäßigte die Ueberlegung und der Blick in das wirkliche Leben doch nach und nach deren Exzeß. Indessen habe ich mir das aus ihnen, was ich für wahr halte, in spätere Zeit hinüber gerettet. Obgleich es mir als Thorheit erscheint, plötzlich dasjenige ins Leben rufen zu wollen, wofür die Zeit noch nicht reif ist, und ich der Meinung bin, daß durch gewaltsamen Umsturz mancher Keim des Bessern, der sich sonst allmälich entfaltet haben würde, erstickt und die Welt in ihrer Entwicklung um Jahrhunderte zurückgedrängt werden kann, so müßte mir doch das Leben für wertlos gelten, wofern ich nicht an eine allmäliche Vervollkommnung der Menschheit, ihrer sittlichen und politischen Zustände glaubte und in dem Mitarbeiten an dieser Vervollkommnung die eigentliche Aufgabe des Menschen erblickte. Vor einem vagen Kosmopolitismus, zu dem mich der Umgang mit Toynbee hätte verleiten können, wurde ich durch das patriotische Gefühl geschützt, das früh in mir geweckt worden war. Wie ich seit lange mit bitteren Empfindungen an die Ohnmacht und Zerstückelung Deutschlands gedacht hatte, so entrüstete es mich vor allem und schien mir fast unerklärlich, daß nach den großen Siegen der Freiheitskriege Deutschland die ihm früher entrissenen Provinzen nicht von Frankreich zurückgefordert hatte. In den Ferien besuchte ich Speyer und schürte in dem dortigen Dom in der Erinnerung an die geschändeten Kaisergräber und die Verheerung der Pfalz den Groll über diese alte Schmach. Als ich dann die Kathedrale von Straßburg

während eines Hochamts betrat, stieg ein Gebet aus meiner Brust auf, in dem ich den Himmel anflehte, es mich noch erleben zu lassen, daß der Elsaß wieder deutsch werde. Den beiden erwähnten Momenten in Speyer und in Straßburg habe ich damals zwei Gedichte gewidmet, welche jugendlich unvollkommen, mir aber wegen der Wahrheit, mit der sie mein Gefühl aussprechen, immer lieb geblieben sind.

Unter den Studenten, mit denen ich bekannt wurde, schloß ich intime Freundschaft mit van der Wyk, einem Holländer, der in Mannheim erzogen worden war und völlig deutsche Bildung erhalten hatte. Derselbe kam nachher in niederländischen Zivildiensten nach Java und rückte zu einer hohen Stellung vor; zwischen Batavia und Deutschland wechselten wir hie und da Briefe, und endlich hatte ich nach einer langen Reihe von Jahren jüngst die Freude, ihn wiederzusehen. Im Zusammenleben mit ihm, mit Toynbee und einigen anderen Auserwählten verfloß mir das Jahr in Bonn heiter; auch feierten wir oft frohe Abende, bei denen guter Rheinwein seine Rolle spielte. Die juristischen Collegia zogen mich so wenig an, daß ich sie selten besuchte; ich verließ mich auf die Aussage eines älteren Bekannten, welcher versicherte, man könne das juristische Examen ganz gut bestehen, wenn man sich nur ein halbes Jahr ernstlich darauf vorbereite. Indem ich hierauf vertraute, hatte ich noch einige Jahre vor mir, die ich meinen Lieblingsbeschäftigungen widmen konnte. Ich schrieb viel Poetisches, wovon ich aber nichts der Aufbewahrung für wert erachtet habe als einige lyrische Gedichte, sowie einzelne Passagen aus den größeren Dichtungen. Dann widmete ich mich eifrig der Erlernung des Sanskrit und Arabischen und legte einen tüchtigen Grund zur Kenntnis der beiden Sprachen. Schwerlich macht sich Jemand, der nicht selbst Orientalist ist, einen Begriff, welche Mühe es kostet, das Arabische nur einigermaßen zu bewältigen. Ich behaupte, daß man leichter sämmtliche europäischen

Sprachen erlernen kann, als dies einzige semitische Idiom, das an Schwierigkeit auch das Sanskrit bei weitem übertrifft. Um es dahin zu bringen, die arabischen Dichter mit einiger Leichtigkeit zu lesen, muß man sich jahrelang fast ausschließlich mit ihnen beschäftigen. Zu der äußerst komplizirten Grammatik und dem unermeßlichen Wörterreichtum kommt, um ihr Verständnis zu erschweren, noch das Raffinirte in ihren Gedanken, sowie der Umstand, daß alles, wie ohne Vokale, so auch ohne Interpunktion geschrieben wird, und daß die Hilfsmittel bis jetzt sehr unzureichend sind, indem die Diktionarien noch nicht einmal die Hälfte des vorhandenen Wörterschatzes enthalten. Jedes arabische Gedicht, das noch nicht von unseren Gelehrten im Text festgestellt und kommentirt ist, bietet dem Verständnis ungefähr dieselben Schwierigkeiten dar, wie Pindar oder die Chorgesänge der griechischen Tragiker es den Philologen des sechzehnten Jahrhunderts thaten, die sie aus schlechten und undeutlichen Handschriften zum erstenmal entziffern und übersetzen sollten. Manche Prosaschriftsteller sind kaum leichter. Es ist daher für denjenigen, der seine Anstrengungen auch entsprechend vom Publikum gewürdigt wissen will, ein höchst undankbares Studium. Wie oft hört man von einer Uebersetzung aus dieser Sprache reden, als handelte es sich um die eines französischen Romans! Wie oft aber auch wird Jemand mit dem pomphaften Namen eines Orientalisten beehrt, der sich nur zum Zweck der Etymologie ein bißchen mit der Grammatik der morgenländischen Sprachen beschäftigt hat! Noch wohlfeiler haben andere einen Ruf als Orientalisten erhalten, die nur die ersten Anfangsgründe einer einzigen von diesen Sprachen kannten, und bloß nach schon vorhandenen Uebersetzungen aus derselben eine neue machten. Wenn ich bei dem Fleiße, den ich auf die Erlernung der drei wichtigsten Sprachen des Morgenlandes verwendet habe, nicht meine Befriedigung in der Beschäftigung selbst und den daraus hervorgegangenen

Werken gefunden hätte, so würde ich weise gethan haben, sie schon früh aufzugeben; und vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte es gethan; denn die kleinen, fast mikroskopischen Schriftzeichen des Arabischen und Persischen wenigstens sind für die Sehkraft der Augen ein wahres Gift, wie ich dies erfahren habe.

Ein Empfehlungsschreiben an den Kurator der Universität, Rehfues, bewirkte, daß dieser hervorragende Mann mich mit großer Freundlichkeit aufnahm. Derselbe war damals sehr leidend (ich glaube, daß er auch bald nachher gestorben ist), klagte über Vereinsamung und lud mich ein, ihn nicht nur Abends in Bonn häufiger zu besuchen, sondern auch in den Ferien eine Zeit lang auf seinem Landhause bei ihm zu verweilen. Dieser Aufforderung kam ich nach und lernte in ihm eine höchst interessante Persönlichkeit kennen. Er hatte in früheren Jahren Reisen gemacht, die für jene Zeit bedeutend waren, und namentlich längere Aufenthalte in Spanien und Neapel genommen. Seine Schilderungen von diesen Ländern zogen mich ungemein an und vermehrten meine Sehnsucht, dieselben mit eigenen Augen zu sehen. Sehr imponirte mir der anonym erschienene Roman „Scipio Cicala“, dessen Autorschaft ihm und, wie sich später herausgestellt hat, mit Recht zugeschrieben wurde. Ich habe dieses eigentümliche Werk noch in neuerer Zeit wieder gelesen und kann nicht umhin, es für einen der ausgezeichnetsten Romane zu erklären. Scipio Cicala ist jetzt wohl schon nahezu vergessen; denn auf diesem Gebiete der Literatur geht die Flut der Produktion so hoch, daß die Erscheinungen jedes Dezenniums die des früheren zurückdrängen und fast keine sich dauernd über dem Strom zu erhalten vermag. Von allen je geschriebenen Romanen hat sich eigentlich nur der Don Quijote in allgemeinem Ansehen erhalten, teils wegen seiner hohen Vortrefflichkeit, teils auch weil es der erste war. Selbst „Tom Jones“, der jenem an Wert am nächsten stehen mag, findet nur noch geringen

Anklang, und Walter Scotts Werke, die vor einigen Jahrzehnten ganz Europa mit ihrem Ruhm erfüllten, sinken schon mehr und mehr am Horizont zurück. Nach solchen Präzedenzien wäre es vergeblich, für das Buch von Rehfues eine Ausnahmestellung zu reklamiren; allein es ist gewiß zu beklagen, daß so viel Geist und Phantasie, wie sich darin findet, nicht auch noch späteren Generationen Genuß bieten soll. — Bei dieser Gelegenheit will ich noch erwähnen, daß ich durch Toynbee zwei ehemals in England hochgefeierte Romane: „Caleb Williams" und „St. Leon" von Godwin kennen und höchlich bewundern lernte. Auch diese habe ich später wieder gelesen und mein erstes Urteil, daß es vorzügliche Werke seien, die von keinem der später erschienenen Romane übertroffen worden, bestätigt gefunden. In den englischen Literaturgeschichten werden dieselben noch als hervorragende Leistungen genannt. Doch wenn ein Schriftsteller, der das natürliche Streben, über seine Zeit hinauszuleben hat, im voraus wüßte, sein Nachruhm werde sich auf die Nennung seiner Werke in den Literaturgeschichten beschränken, so würde ihm die völlige Vergessenheit vielleicht ebenso lieb sein.

Mehreren Professoren, zu denen ich mich durch ihr Wirken hingezogen fühlte, durfte ich nähertreten. Bei Friedrich Diez, dem großen Kenner der romanischen Sprachen, hörte ich Provençalisch, und da er außer mir nur einen einzigen Zuhörer hatte, fand das Kollegium auf seinem Zimmer statt. Hierdurch kam es, daß ich ihn genauer kennen lernte. Er war äußerst schweigsam, selbst schüchtern, und taute nur selten auf, war jedoch keineswegs ein trockener Philologe, sondern ein geist- und geschmackvoller Kenner der Poesie. Als Grammatiker hat er die verdiente Anerkennung gefunden. Aber diejenigen seiner Werke, die auch für Literaturfreunde im allgemeinen Interesse haben müßten, wurden unbegreiflicherweise im größern Publikum wenig verbreitet. Seine beiden Bücher: „Ueber die

provençalische Poesie“ und „Leben und Werke der Troubadours“ sind bahnbrechend und erschöpfend auf diesem Gebiet und zugleich fesselnd in der Darstellung, wie auch die eingeschalteten Uebersetzungen schwerlich übertroffen werden können.

In Christian Lassen, bei dem ich Sanskrit hörte und den ich auch persönlich kennen lernte, trat mir eine seltsame Erscheinung entgegen. Er war ein Koloß von Gelehrsamkeit, wohl der größte Kenner des indischen Altertums, der je gelebt. Allein er fand sich mit seinem Studium und seinem Wissen im Kollegium und auf seinem Zimmer ab; sobald er deren Schwelle überschritten hatte, sprach er kein Wort über sein Fach oder sonstwie über wissenschaftliche Gegenstände, und Klatschgeschichten waren seine liebste Unterhaltung. Wohl ist es mir begreiflich, wie der Geist, von anstrengender Beschäftigung abgespannt, Erholung sucht; doch schon damals war mir unverständlich, wie Lassen diese in der Trivialität des gemeinen Lebens, statt in Spaziergängen und im Naturgenuß suchen mochte.

Die mir interessanteste Bekanntschaft, welche ich unter den Bonner Professoren machte, war diejenige August Wilhelms von Schlegel. Ich hatte ihm ein Schreiben zu übergeben, das mir sein Haus und, wie es schien, auch sein Herz öffnete, denn er war äußerst zuvorkommend gegen mich. Unter den damals lebenden Schriftstellern war wohl keiner, für den ich einen größeren Respekt hegte, und ich bin noch heute der Meinung, daß er nicht bloß wegen seiner Uebersetzungen, sondern auch wegen seiner selbständigen Schriften einen Ehrenplatz in unserer Literatur verdient. Nur Wenige haben deutsche Prosa mit gleicher Eleganz geschrieben, und sein Werk über dramatische Literatur und Kunst, sowie seine vielfachen sonstigen Aufsätze zeichnen sich vor fast allen den zahllosen Schriften, die später auf diesem Gebiete erschienen sind, dadurch aus, daß ihr Verfasser wirklich poetischen Sinn besaß und mit ihm in die Dichtwerke eindrang, die er besprach.

Damals hatte er sich ganz auf das Gebiet der Sanskrit-Gelehrsamkeit zurückgezogen und nur noch einmal durch seine köstlichen Epigramme, die neben denen von Grillparzer vielleicht die besten in unserer Literatur sind, in weiteren Kreisen von sich reden gemacht. — Es wird wohl ausnahmslos geschehen, daß wenn man sich viel mit einem Schriftsteller beschäftigt hat und ihn nun persönlich kennen lernt, man denselben in Wirklichkeit sehr verschieden von dem Bild findet, das man sich im Geiste von ihm entworfen. Viele stellen sich vor, ein Autor müsse sich im Leben ebenso geben, wie er sich in seinen Werken zeigt, er müsse seine Kenntnisse, seinen Witz, seine Beredsamkeit gleichermaßen in der mündlichen Unterhaltung entfalten, wie in seinen Schriften. Nun findet aber dies mehrenteils durchaus nicht statt; Dichter, die uns durch die Wärme ihrer Empfindung, durch den Schwung ihrer Phantasie rühren und entzücken, sind im Leben kalt und trocken. Gelehrte, die eine Fülle von Kenntnissen besitzen und auch nicht der Gabe ermangeln, sie schriftlich darzulegen, erscheinen im Gespräch oft als triviale Alltagsmenschen oder sind in sich versunken und stottern bei jedem Wort. Das letztere war nun freilich bei Schlegel durchaus nicht der Fall. Er sprach fließend und gewählt, so daß man seine Rede hätte nachschreiben und sogleich in die Druckerei geben können; allein im übrigen fand ich ihn völlig anders, als ich gedacht hatte, und ich war besonders darüber enttäuscht, daß er gar nicht von literarischen Gegenständen sprechen wollte. Er blieb sich hierin auch später gleich, als ich etwa zehn Jahre nachher, kurz vor seinem Tode, wieder auf einige Zeit nach Bonn kam und ihn von neuem besuchte. Ich war begierig, mich über das Drama mit Demjenigen zu unterhalten, der in seinen Vorlesungen dies Thema so herrlich behandelt hatte. Indessen Schlegel ging hierauf kaum ein; es machte beinahe den Eindruck, als schäme er sich seines Schriftstellertums. Er wollte

durchaus ein Staatsmann, ein Diplomat, ein Politiker von Einfluß gewesen sein. Obgleich er nur eine untergeordnete Stellung als Sekretär des Kronprinzen von Schweden eingenommen hatte, sprach er doch so, als hätten seine Ratschläge die größte Einwirkung auf die Gestaltung der Verhältnisse Europas gehabt, und ich mußte hierüber innerlich lachen, da ich jene Verhältnisse keineswegs für so glänzend hielt, daß man auf ihre Urheberschaft hätte stolz sein können; ich war froh, wenn Schlegel von diesem Gegenstande abbrach und wenigstens von Coppet am Genfersee erzählte, wo er längere Zeit bei Frau von Staël geweilt hatte und auch mit Lord Byron zusammengetroffen war. Von letzterem als Dichter wollte er nichts wissen; er sprach von ihm als einem bloßen Rhetoriker und Phrasenmacher, ungefähr wie noch heute manche Deutsche über Victor Hugo urteilen. Es ging ihm in dieser Hinsicht wie so vielen, welche die Literatur mit den Produktionen für abgeschlossen halten, die in der ersten Hälfte ihres Lebens erschienen sind, und für Späteres keinen Sinn mehr haben. — Wie wunderbar sind übrigens doch die Eigenheiten ausgezeichneter Männer! Jeder Einsichtige erkannte Schlegel den Ruhm eines großen Gelehrten, Uebersetzers und Schriftstellers zu; er aber verschmähte diesen, mochte lieber als ein feiner Weltmann und Salonheld, als Freund von Herzögen und Fürsten gelten, und war stolzer auf seine Titel und Orden, als auf seine Uebersetzung des Shakespeare. Dies mußte um so auffallender erscheinen, als die Mächtigen der Erde seine Verdienste eigentlich nur karg anerkannt hatten und den fast achtzigjährigen August Wilhelm v. Schlegel genug ausgezeichnet zu haben glaubten, wenn sie ihm eine kleine Dekoration verliehen, die sie aus dem nichtigsten Anlasse auch einem Kammerjunker oder Gesandtschaftsattaché erteilten.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Paris. — Ludwig Börne. — Krankheit. — Wanderung durch Schwaben. — Just. Kerner. — Der Hohenstaufen. — Hölderlin. — Heidelberg. — Thibaut.

Nach dem Schlusse meines zweiten Semesters trat ich in den langen Herbstferien eine Reise an, die mich, wenn die politischen Bewegungen auf der Halbinsel es irgend erlauben würden, nach Spanien führen sollte. Ueber Brüssel gelangte ich nach Paris, und man kann sich denken, wie gewaltig mir die Weltstadt imponirte. Nachdem ich am ersten Tage deren Hauptstraßen und Plätze durchstreift, benützte ich den Morgen des zweiten, um einen Besuch zu machen, der mir sehr wichtig war; er galt Ludwig Börne, für welchen ich mir einen Brief aus Frankfurt hatte schicken lassen. Börnes Name füllte damals alle deutschen Zeitungen, und seine Briefe aus Paris, von denen verschiedene Serien erschienen, wurden, obgleich strengstens verboten, eifrig in Deutschland gelesen. Da mir der scharfe, in ihnen über die deutschen Zustände ergossene Spott ungemein zusagte, wollte ich nicht in Paris sein, ohne den Urheber so schneidender, und doch offenbar aus einem warmen Gemüt hervorgegangener Sarkasmen kennen zu lernen. Er empfing mich entgegenkommend und richtete, als er hörte, ich sei eben aus Deutschland eingetroffen, sogleich Fragen an mich, die durch den anscheinenden Ernst, mit dem er sie that, um so komischer wirkten. Er fragte, ob die Herzöge von Anhalt-Cöthen, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Dessau noch fest auf

ihrem Thron säßen, ob es wahr sei, daß in Reuß-Schleiz-Greiz eine gefährliche Verschwörung entdeckt worden sei; dann klagte er über die deutsche Geographie: wenn er auch hundert Jahre alt werden sollte, würde er es doch nie dahin bringen, sie zu lernen oder alle die buntfarbigen Grenzen der verschiedenen Länder auf den Landkarten zu entwirren; wenn es ihm aber gar zugemutet werden sollte, nach Bückeburg zu reisen, so würde er in Verzweiflung geraten und eher den Weg nach Timbuktu finden, als dorthin. Um mir eine Artigkeit zu erweisen, schlug er mir dann vor, mit ihm nach dem Père Lachaise zu fahren, wo er mir die schönste Aussicht auf Paris zeigen wolle. Ich nahm das Anerbieten dankbar an und brachte mehrere Stunden mit dem bereits alternden und, wie es schien, schwächlichen Manne zu, indem wir zwischen den Gräbern des Friedhofes auf und nieder wandelten. Es war ein schöner sonniger Herbsttag; doch viele gelbe Blätter rauschten schon zu unseren Füßen oder sanken von den Zweigen der Bäume auf die Grabmonumente nieder. Nach und nach ging Börnes Unmut in eine weichere Stimmung über, und er klagte in ergreifenden Worten über das politische Elend in Deutschland, über dessen Ohnmacht nach außen, über die Unterdrückung aller Freiheit im Innern durch die Großmächte, über die Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei und die Servilität des Beamtentums. Er sprach geradezu aus, daß er eine Besserung nur durch eine Revolution für möglich erachte. Was er sagte, kam ihm sicher aus tiefstem Herzen, und ich hielt ihm selbst die Hinneigung zu den Franzosen, die er äußerte, zu gute, obgleich ich in dieser Rücksicht ganz verschieden von ihm dachte und fühlte. Wohl konnte ich mir vorstellen, wie er, den in Frankfurt erduldeten Plackereien und der deutschen Misère entronnen, welche er dort in nächster Nähe mit angesehen, bei dem fremden Volke freier aufatmete. War doch hier das Joch der Restauration abgeschüttelt, das bei uns noch schwer auf

allen Verhältnissen lastete! Ich bereute es nie, Börne aufgesucht zu haben, und bewahre ihm als Menschen ein liebevolles Andenken, wie ich ihn als Schriftsteller hochachte. Sein glänzender Witz war nicht bloß ein blendendes Feuerwerk zur Unterhaltung, sondern ruhte auf der Grundlage tiefen Ernstes und ethischer Ueberzeugung. Er darf daher nicht in die Reihe der Autoren gestellt werden, die mit dem Tage vergehen, sondern verdient, einen bleibenden Platz in unserer Literatur zu behaupten, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachsteht, während er ihn an Wärme des Gefühls übertrifft. Einiges von ihm, wie seine Denkrede auf Jean Paul, scheint mir wahrhaft klassisch zu sein.

Schon bei dem erwähnten Spaziergange auf dem Père Lachaise fühlte ich mich unwohl. Trotzdem setzte ich meine Wanderung durch Paris fort; allein am folgenden Tage stellte es sich heraus, daß eine ernste Krankheit im Anzuge sei. Ich sank auf das Siechbett; ein hitziges Fieber raubte mir bald die Besinnung. Doch wurde ich von meinem Freunde Toynbee, der jetzt seine Studien in Paris fortsetzte, mit wahrer Aufopferung gepflegt und zuletzt von meinem Vater, der an mein Krankenbett geeilt war, nach Frankfurt zurückgebracht. Hier konnte ich mich lange gar nicht darüber trösten, meine projektirte weitere Reise so gescheitert zu sehen. Oft stieg ich in das oberste Stockwerk meines elterlichen Hauses am Untermain-Quai und spähte mit sehnsuchtsvollen Blicken in die Ferne, wo der dämmernde Melibocus mir als Meilenstein auf dem Wege nach Süden erschien. Inzwischen war bestimmt, daß ich im Spätherbst die Universität Heidelberg beziehen sollte. Bis dahin verbrachte ich die Zeit in der mir lieben Mainstadt teils mit kleineren Ausflügen in den nahen Taunus, der an schönen Sommerabenden, von Frankfurt aus gesehen, einen kaum minder reizenden Anblick darbietet, als die Albanerberge von Rom aus, teils in angenehmem geselligem Umgange. Es

könnte Niemand interessiren, wenn ich hier der jungen Männer gedenken wollte, an die ich mich in Freundschaft anschloß, oder der jungen Damen, für die wohl eine flüchtige Neigung in mir erwachte, oder der edlen Frauen, denen ich mich nähern durfte. Sie alle sind nun gealtert oder schon dahingegangen, ohne in weitern Kreisen eine Erinnerung auf Erden zurück zu lassen. Zwar bin ich der Meinung, daß manche durch den Segen, den sie um sich verbreiten, durch die Wohlthaten, die sie anderen erweisen, durch die würdigen Gesinnungen, die sie solchen mitteilen, sich größere Verdienste um die Menschheit erwerben, als andere, welche auf dem lauten Markt eine bisweilen sehr wenig verdiente Berühmtheit erlangen. Aber derjenige, welcher ein solches segensreiches Wirken aus seiner Verborgenheit an die Oeffentlichkeit ziehen möchte, würde wenig im Sinne derer handeln, die ihre Tugend am liebsten im geheimen entfalten, wie die wilde Frühlingsblume am angenehmsten in der abgelegenen Gebirgsschlucht duftet. So schweige ich denn in diesen Erinnerungen von so manchen Trefflichen, mit denen mich das Leben zusammengeführt hat, um meistens nur von Männern zu reden, die als Politiker, Gelehrte oder Künstler die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen haben. Mehrfach kam ich schon in früheren Jahren mit dem Stadtbibliothekar Böhmer zusammen, bekannt und höchst verdient durch seine Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Kaisergeschichte. Er war in hohem Grade das, was man ein Original nennt, und von einer so einseitig dem Mittelalter zugewendeten Geistesrichtung, daß er für die Erscheinungen unseres Jahrhunderts kaum irgend ein Interesse hatte; oft äußerte er, daß er es beklage, nicht im Zeitalter der Hohenstaufen zur Welt gekommen zu sein. Obgleich im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, lebte er doch einfach wie ein armer Student und heizte sein kleines Wohnzimmer selbst, wohl weniger aus Sparsamkeit, als damit er nicht bei seiner

Arbeit gestört würde. Einen großen Teil seiner Geldmittel verwandte er für die Studien, denen er sein Leben widmete, indem er an den verschiedenen europäischen Bibliotheken Gelehrte besoldete, um aus alten Chroniken geschichtliche Notizen für ihn zu sammeln. Wenn er auf solchem Wege sichere Nachricht erhielt, an einem bestimmten Datum sei der oder jener deutsche Kaiser in der oder jener deutschen Stadt eingetroffen, so war das ein Festtag für ihn. Im Leben war Böhmer harmlos wie ein Kind; mit mir hatte er schon Bekanntschaft angeknüpft, als ich noch Gymnasiast war und bisweilen die Bibliothek besuchte, um dort Bücher nachzuschlagen. Da diese meistens Werke waren, welche noch nie ein junger, kaum dem Knabenalter entwachsener Mensch verlangt hatte, ward er aufmerksam auf mich, knüpfte ein Gespräch mit mir an und lud mich bald ein, ihn am Abend zu besuchen, wo er mir Wein vorsetzen wollte, der auf einem ihm gehörigen Weinberg am Rhein gekeltert sei. Ich ließ mir dieses nicht zweimal sagen und brachte auch noch später mehrfach den Abend bei ihm zu, wo das Gespräch durch den trefflichen Rebensaft, den er mir bot, belebt wurde. Böhmer hatte mehrere Jahre in Italien verbracht und viele Kupferstiche nach alten Gemälden, Stadtpläne und so weiter von dort heimgenommen. Dieses Land bildete daher das Hauptthema unserer Unterhaltung. Seiner ganzen Geistesrichtung gemäß war auch sein Interesse für dasselbe ein einseitiges, und man konnte ihn in der Hinsicht einen Antipoden Goethes nennen. Denn wie letzterer nur Sinn für die Denkmale des Altertums und der Renaissancezeit hatte, dagegen die Kirche des heiligen Franz in Assisi keines Blickes würdigte, so waren dem Frankfurter Stadtbibliothekar nur die Monumente des Mittelalters von Wichtigkeit. Einen besonderen Haß hatte er gegen die Bauten des Palladio, sowie gegen die Peterskirche, und er sagte von den vielen, der letzteren nachgeahmten Kirchen, sie seien verpetert. Auch den Basilikenstil

konnte er nicht leiden; als von der im Bau befindlichen Bonifaziuskirche die Rede war, äußerte er, nun wolle man München auch noch verbaseln. Der gothische oder vielmehr germanische Stil war der einzige, den er gelten ließ. Wenn er von den Römerzügen der deutschen Kaiser oder den Kämpfen Barbarossas mit der lombardischen Liga sprach, schien er mir ein Ghibelline jener Zeit zu sein, so lebhaft nahm er Partei gegen die Italiener, während ich trotz allen Nationalgefühls meine Sympathie für die Republikaner nicht unterdrücken konnte.

Ein anderer beachtenswerter Mann, mit dem mich Verhältnisse, die ich nicht weiter darlegen will, schon seit Jahren zusammengeführt hatten, war der Bürgermeister Johann Friedrich von Meyer. Er stand schon in so hohen Jahren, daß er mein Großvater hätte sein können; aber ich hatte bereits als Knabe sein lebhaftes Interesse erweckt, und er suchte Einfluß auf meine Geistesrichtung zu gewinnen, wogegen ich mich indes spröde verhielt. Streng orthodoxer Protestant, hatte er seine Thätigkeit neben den Angelegenheiten seiner Vaterstadt hauptsächlich einer neuen Uebersetzung sämmtlicher Schriften des alten und neuen Testaments gewidmet. Mit seiner religiösen Gläubigkeit verband er jedoch einen Hang zum Mystizismus, wie er keineswegs von allen Orthodoxen gebilligt wird, und gab in diesem Sinne ein umfangreiches Werk: „Die Blätter für höhere Wahrheit", heraus. Tief weihte er mich nicht in die Geheimnisse seines Sehertums ein; doch erinnere ich mich, daß er mir einmal sagte, die altgriechischen Orakelsprüche zu Delphi seien der Pythia von Dämonen eingeflüstert worden, und die bekannte Kartenlegerin Lenormand, welche dem Napoleon sein Schicksal auf St. Helena vorausgesagt, habe ihre Wahrsagekunst einer Seelenverschreibung an den Teufel zu danken gehabt. Solche Aeußerungen waren nicht angethan, mich zu dem alten Herrn, den ich übrigens mit Ehrfurcht betrachtete, hinzuziehen; allein als ich mich anschickte, vor meiner

Uebersiedlung nach Heidelberg noch eine kleine Exkursion in das Schwabenland zu machen, nahm ich es mit Dank an, daß er mir einen Brief an Justinus Kerner mitgab. Der Herbst, von dem ich hier rede, steht noch in leuchtendem Glanze vor meiner Erinnerung. Es war ein wahrer indischer Sommer, und der Himmel strahlte so tiefblau über der Erde wie sonst nur unter den Tropen. Auf allen Hügeln, auch bei Frankfurt, wo sonst eben kein vorzüglicher Wein wächst, waren die Trauben reichlich gediehen, und die Weinlese erfüllte Höhen und Thäler mit jubelnden Scharen. Nach altem Brauch drückte sich die herrschende Freude in Flintenschüssen aus, die den ganzen Tag hindurch knallten, und Abends stiegen Raketen auf. In Weinsberg wurde ich von dem seelenguten und äußerst gastfreien Justinus Kerner mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und wenn ich seinen Aufforderungen nachgekommen wäre, hätte ich meinen Aufenthalt auf mehrere Wochen ausdehnen müssen; ich fühlte mich indes etwas beklommen in der Nähe des trefflichen Mannes und auf dem Schauplatze jener Wunder des Somnambulismus, die damals nach dem Erscheinen der Seherin von Prevorst so viel von sich reden machten. Zwar war ich, wie ich es heute noch bin, weit entfernt, die Thatsache des Hellsehens zu leugnen; hat doch Schopenhauer gesagt, nur Unwissenheit und absichtliches Ignoriren von feststehenden Fakten könne dieses thun. Mir hatten sogar zwei zuverlässige Freunde von höchst merkwürdigen Vorgängen berichtet, deren Zeugen sie im J. Kerner'schen Hause gewesen; indessen widerstrebte mir auf das lebhafteste die Art und Weise, in welcher hier religiöses Kapital, und zwar zu Gunsten der lutherischen Konfession, aus den Visionen der Somnambüle geschlagen wurde. Um die Verkehrtheit hiervon klar zu machen, sind genug Berichte über Seher und Seherinnen, welche anderen Glaubensbekenntnissen angehörten, vorhanden; aus diesen Aufzeichnungen geht bis zur Evidenz hervor, daß

alle solche Gesichte durchaus subjektiv gefärbt sind und nichts für irgend eine Glaubenslehre beweisen. Denn die katholischen Somnambülen, deren auch in unserer Zeit mehrere großes Aufsehen erregt haben, reden ebenso aus den Anschauungen ihrer Kirche heraus, wie die protestantischen in denen der augsburgischen Konfession befangen sind. Ja in dem Leben der muhammedanischen Heiligen findet sich vieles, was in das Gebiet der Hellseherei gehört und, wenn dergleichen als Offenbarung anzusehen wäre, als Zeugnis für die Wahrheit des Korans gelten müßte. — Glücklicherweise merkte Kerner bald, daß es mir nicht darum zu thun sei, in die Mysterien von Prevorst eingeweiht zu werden, sondern daß mich die Neigung zu ihm, dem Dichter, in sein Haus geführt habe. So wurde mir denn nicht zugemutet, Zeuge von dem Hineinragen einer anderen Welt in die unserige zu sein; aber ich hatte die Freude, die Seele des Sängers so mancher schönen Lieder, die ich seit meiner Kindheit im Gedächtnisse trug, sich in seinen Augen spiegeln zu sehen. Wer würde nicht alles darum geben, den Schriftstellern und Dichtern vergangener Zeiten in das Angesicht zu blicken? Oft habe ich bei mir gedacht, eine der größten Freuden, die mir das Leben bieten könnte, würde es sein, wenn ich Aeschylus, Cervantes oder auch Shakespeare, wenn ich Alcäus oder Archilochos, deren wenige uns erhaltene Bruchstücke mich schon mit Liebe zu ihnen, wie mit Sehnsucht nach ihren verlorenen Werken erfüllten, persönlich kennen lernen dürfte. In stillen Nächten glaubte ich fernher ihre leisen Schritte zu hören; aber sie verhallten wiederum in der Finsternis und ließen mir das Verlangen ungestillt zurück. Noch immer ist es mir ein schmerzliches Gefühl, wenn ich denke, daß ich Goethe, der noch lebte, als ich in meinen ersten Jünglingsjahren stand, nicht gesehen habe. Seitdem hatte ich den Drang, dies in Bezug auf die Lebenden, die mir durch ihre Werke teuer waren, nicht zu versäumen. Mit großen Dichtern

kann nun freilich Kerner durchaus nicht auf eine Linie gestellt werden, er tritt selbst hinter Uhland zurück. Allein einige seiner Lieder sind von einer zum Herzen dringenden Innigkeit der Empfindung, so daß sie verdienen, nicht unterzugehen. Sie, sowie diejenigen seines größeren schwäbischen Sangesgenossen, begleiteten mich, nachdem ich Weinsberg und meinen urgemütlichen Wirt verlassen hatte, auf meiner Wanderung durch das Schwabenland. Vielleicht erschienen mir durch sie die anmutigen Thäler und Hügel schöner, als sie in Wirklichkeit sind. Die schwäbische Dichterschule war damals in ganz Deutschland berühmt, und wie sich ein junger Mann nicht leicht der um ihn herrschenden Zeitströmung entzieht, stand auch ich unter dem Banne der vielverbreiteten Meinung, welche die schwäbische Alb als das eigentliche Heimatland der Poesie ansah. Der Ausruf Uhlands: „Singe wem Gesang gegeben“ hatte zündend gewirkt, und es schallte auf allen Zweigen. Jeder Tübinger Stiftler, jeder Dorfschulmeister und Rechtspraktikant mischte sich in den Chor der Sänger und pfiff sein Liedlein in der Weise des Herrn Karl Mayer, dessen Gedichtsammlungen eine Reihe von Auflagen erlebt haben. Wenn dieser seinen Abendspaziergang machte und sich eine Mücke auf seine Nase setzte, so gab das jedesmal ein Gedicht, und seine Verehrer priesen die Tiefe des Naturgefühls, die in demselben walte. Da es nun nicht so gar schwer war, dergleichen Reimereien zu verfertigen, so fand er Nachahmer in Hülle und Fülle. Wenn ich nebst vielen anderen damals in dieser Menge von Dichterlingen, die sich im Württembergischen laut machte, das Zeichen einer Blüte der Poesie sah und fast jeden Dorfjungen als künftigen großen Lyriker mit Ehrfurcht betrachtete, so bin ich jetzt völlig anderer Meinung. Die Dichtkunst steht nicht dort im Flor, wo sich sehr viele ihr widmen, sonst müßte sie bei den Arabern und Persern, wo fast jedermann Gedichte macht, mehr geblüht haben als in Europa; vielmehr sind in

dieser Hinsicht nur die Leistungen einiger ausgezeichneten Sänger entscheidend. Zu diesen aber gehört im Schwabenlande neben Uhland und Mörike, von dem ich später noch reden werde, besonders Kerner. Goethe hat von dem ganzen Dichterkreise, der sich um den erstern gruppirt, gesagt, etwas Weltgeschick-bezwingendes sei aus ihm nicht hervorgegangen. Dies ist wahr und man darf deshalb die Genannten nicht überschätzen. Aber auch ohne in die Reihe der großen Dichter zu gehören, kann man Achtbares geleistet haben, und wir wollen uns den Genuß an den Werken unserer Drei, zu denen vielleicht noch einzelnes von Anderen hinzukommt, nicht durch den Gedanken verkümmern lassen, daß sie die höchste Palme in der Poesie nicht erreicht, ja selbst nicht einmal um sie gerungen haben. Vielleicht von Uhland könnte man behaupten, daß er in einigen seiner Balladen hiervon eine Ausnahme gemacht.

Auf meinem ganzen Pilgergang durch Schwaben begleitete mich die Erinnerung an die Hohenstaufen. Bloß des Namens wegen besuchte ich das ein paar Stunden von Stuttgart belegene Städtchen Waiblingen, indem ich glaubte, von ihm rühre die Benennung der Waiblinger oder Ghibellinen her, welche lange über ganz Europa als Parteiruf und zuletzt von solchen gebraucht wurde, die wohl gar nicht mehr wußten, daß sie ursprünglich die Anhänger der Hohenstaufen bezeichnete. Erst später erfuhr ich, das von mir besuchte Waiblingen sei gar nicht das richtige, sondern letzteres liege am Kocher im Jaxtkreise, auf dem Hart- oder Härdtfelde. Von Göppingen aus bestieg ich an einem schönen Herbstmorgen den Hohenstaufen und brachte einen großen Teil des Tages auf dem Scheitel des Berges zu, auf dem die Stammburg des stolzen Kaisergeschlechts gestanden, wo aber jetzt nur noch geringe Ueberreste des alten Schlosses vorhanden sind. Ich suchte die größte Periode Deutschlands unter Friedrich Barbarossa und Friedrich II. vor meinem Geiste heraufzubeschwören und ließ

meine Gedanken über ihr Reich vom Strande der Nordsee bis an die Südküste von Sizilien, ja nach Syrien und Kleinasien gleiten, wo die gewaltigen Kaiser den Nacken der moslimischen Fürsten gebeugt. Seitdem sind nicht viel mehr als sechs Jahrhunderte verschwunden, das heißt kaum eine Spanne im Vergleich zu der Zeit, die schon auf Erden gewesen ist. Allein die ganze Welt von damals ist wie versunken; die Fluten haben sich über sie hin gewälzt und bloß noch hie und da ragen einzelne Trümmer aus ihnen herein in die Gegenwart. Während die Ruinen, auf deren zerbröckelndem Gestein ich saß, mir als ein Symbol des Untergangs jener Epoche der deutschen Geschichte erschienen, ward ich mir lebhaft der Relativität der Zeit bewußt; denn ich sagte mir, das griechische Altertum, das durch einen fast dreimal so großen Zeitraum von uns getrennt ist, liege unserem Geiste weit näher als unser eigenes Mittelalter. In jenem wurzelt unsere ganze Bildung und aus ihm haben wir das Mark unserer Weisheit und des Schönen gesogen, Athen ist die Geistesheimat, zu der wir aus der Flachheit des heutigen Lebens zurückflüchten, und es war ein höchst thörichtes und glücklicherweise auch sehr vergebliches Beginnen, wenn die Romantiker der deutschen Jugend, anstatt des Homer, die Nibelungen oder den Iwein als Geistesnahrung bieten wollten. Obgleich ich diese Ueberzeugung schon sehr früh gewonnen, hat dennoch die Hohenstaufenzeit immer eine große Fascination auf meine Phantasie geübt; und das war in den Tagen der politischen Ohnmacht Deutschlands, von denen ich rede, noch mehr bei mir der Fall als später. Gegen die Erniedrigung des Vaterlandes gehalten, erschien mir die Größe und Macht von Barbarossas Lande in einem traumhaften Glanz. Vor allem staunte ich zu der mächtigen Gestalt Friedrich's II. auf, und die Bewunderung für diesen größten Herrscher aller Zeiten, der in seiner Geistesfreiheit noch den Fürsten von heute vorleuchten sollte, ist mir immer geblieben.

Nach Tübingen lockte mich besonders der Wunsch, Friedrich Hölderlin zu sehen. Zwar wußte ich, daß ich nur noch eine Ruine erblicken würde; denn der Dichter war damals schon seit etwa dreißig Jahren rettungslos dem Irrsinn verfallen. Aber selbst vor dieser Ruine würde ich in wehmütiger Andacht gestanden haben, wie vor der eines griechischen Tempels. Ich begab mich in das Haus des Tischlers, das er bewohnte; allein mir wurde dort sogleich gesagt, es sei an jenem Tage unmöglich, mir Einlaß zu dem Unglücklichen zu gewähren, da seit kurzem ein großer Schwächezustand bei ihm eingetreten. Schon in frühen Jahren habe ich einige Verse geschrieben, die ich hier einschalten möchte, weil sie zeigen, wie lebhaft ich von jeher die Unbill empfunden habe, welche Deutschland an vielen seiner besten Söhne geübt hat.

Drei Dichter.

Nächtlich aus ihrer Ruhestatt
Steigen drei deutsche Dichter;
Klagend schaun sie mich an und matt —
Blasse Totengesichter.

Deutsche Mutter, wie warst du so karg
Deinen Söhnen im Leben;
Nichts als die Wiege, den Gram und den Sarg
Hast du den Edlen gegeben.

Dort den trauerverhüllten Geist,
Kennst du ihn? gib mir Kunde!
Ueber der mächtigen Stirne weis't
Er die klaffende Wunde.

Kummer um dich, der sein Leben geknickt,
Trieb ihn hinab zu den Toten;
Stärker, wie er dich wieder erblickt,
Rieseln die Tropfen, die roten.

Und der zweite, die Locken zerrauft,
Weiß die Mär zu erzählen,
Wie du die eigenen Söhne verkauft
An die Mäkler der Seelen.

In den Wäldern des Westens voll Gram
Irrte der Fremdling verloren;
Selbst den Wilden verschwieg er vor Scham,
Welches Land ihn geboren.

Und der dritte mit starrem Blick,
Aber den Zügen der Griechen,
Stammelt verstört: Warum, o Geschick,
Mußt' ich in Deutschland siechen?

Schon in der Wiege traf ihn der Fluch,
Der sich am Jüngling erfüllte,
Bis mit des Wahnsinns Schleiertuch
Mild ihn der Himmel umhüllte.

Das sind die Drei, die im Trauerchor
Nächtlich den Reigen schlingen.
Sage, wie tönt dir das Lied ins Ohr,
Mutter, das sie dir singen?

Deutsche Mutter, verbirg dein Gesicht!
Nicht mit marmornen Platten,
Und mit dem Lorbeer auf Gräbern nicht
Sühnst du die zürnenden Schatten.

Man wird sogleich Heinrich von Kleist, Seume und Hölderlin erkennen. Es könnte Wunder nehmen, daß ich Seume mit den beiden anderen zusammengestellt; er stand ihnen an poetischer Begabung gewiß weit nach. Aber hätte er auch nichts geschrieben als die Strophen an Münchhausen: „Nimm diesen Gruß von mir an deinem Rheine," so müßte er ein wahrer, echter Dichter heißen. Unter einigermaßen günstigen Verhältnissen würde sicher sein Talent dem Vaterlande schöne Früchte geschenkt haben; doch sein Schicksal, wie er in die Hände

englischer Werber fiel, um nach Kanada geschleppt zu werden, wie er dann, zurückgekehrt, in Leipzig durch mühselige Arbeit als Korrektor in dortigen Druckereien sein Leben fristete, bis er mit gebrochenen Geistes- und Körperkräften in das Grab sank, war herzzerreißend. Mich erschüttert dies Geschick noch weit mehr, als dasjenige von Chatterton, welches Stoff zu Novellen und Dramen geboten hat. Ebensosehr oder, hinsichtlich des in ihm zu Grunde gegangenen Genius, in noch höherem Grade muß das Los Heinrichs von Kleist ein deutsches Gemüt mit Schmerz, sowie zugleich mit Scham und Unwillen erfüllen. Von ihm sagte Wieland, nachdem er ihn seinen später in einem Anfalle von Verzweiflung vernichteten „Robert Guiscard" hatte vorlesen hören, er verspreche im Trauerspiel jenes Höchste zu leisten, das auch Goethe und Schiller noch nicht erreicht. Er ging jedoch an der Teilnahmlosigkeit seiner Nation und an den unglücklichen Zeitverhältnissen früh zu Grunde. Ein einziges seiner Werke, „Das Käthchen von Heilbronn", hatte auf den Bühnen Erfolg, aber in einer Zerarbeitung, durch die es zu einem ordinären Ritterstück wurde. Nachdem das bittere Gefühl des Verkanntseins, verbunden mit materieller Not, ihn getrieben, seinem Leben ein Ende zu machen, vergingen noch viele Dezennien, in denen wohl vereinzelt Einige auf die Werke des Dahingeschiedenen aufmerksam machten, die letzteren jedoch in weitere Kreise des Publikums nicht durchdrangen. Es ist noch nicht gar lange her, daß Tieck's Ausgabe von Kleist's Werken die einzige und zu herabgesetztem Preise zu erhalten war, und daß der „Prinz von Homburg" bei den sporadischen Aufführungen, die er auf dieser oder jener Bühne erlebte, entschiedene Mißerfolge hatte — eine hübsche Lehre für diejenigen, welche den Wert eines Stückes nach dem Beifall oder Mißfallen abmessen, mit dem dasselbe vom Publikum aufgenommen wird, oder die aus der Anzahl der Auflagen irgend einen Schluß auf den Gehalt eines Buches

ziehen. Jetzt ergreift uns Groll über das Unrecht, das mindestens zwei Generationen an Heinrich von Kleist verübt haben; leider indes sind neuerdings alle Anzeichen vorhanden, daß dieses Beispiel nicht dazu dienen wird, deutsche Dichter, welche wirklich einen solchen Namen verdienen, vor ähnlichem Schicksale zu schützen. Die Konstellationen sind sogar seitdem in dieser Hinsicht vielleicht noch ungünstiger geworden. Denn früher hatte durch Goethe's, Schiller's und einiger anderer Werke sich doch Geschmack und Urteilskraft in der Nation verbreitet, welche jetzt, obgleich Jedermann die Klassiker im Munde führt, auf bedenkliche Weise im Rückgange begriffen sind. Auf der andern Seite aber wurden die „Klassiker" auch noch nicht, wie heute, als diejenigen hingestellt, mit denen die deutsche Poesie ihre Endschaft erreicht habe und nach denen überhaupt nichts Beachtenswertes mehr geleistet werden könne. Es war überhaupt jenes Unheil erst im Beginnen, das sich seitdem wie ein Mehltau auf die deutsche Literatur legt. Theorien und Doktrinen, anders geartet und doch mit denen Gottscheds von gleicher Bornirtheit, wie sie allerdings auch schon damals auf unseren Universitäten oder sonst von müßigen Köpfen ausgeheckt wurden, hatten ihren Weg noch nicht dermaßen wie gegenwärtig in die Tagesblätter und unter das große Publikum gefunden, um den natürlichen Sinn für das wahrhaft Schöne irre zu leiten. Man kann fast mit Sicherheit behaupten, daß die meisten derer, welche einen nach mehreren Menschenaltern der Nichtachtung und Verkennung jetzt endlich durchgedrungenen Dichter höchlich preisen, ein gleiches Talent, wenn es heute aufträte, keineswegs erkennen, vielmehr es entweder ganz außer Acht lassen oder beflissen sein würden, es mit Hilfe kleinlicher Krittelei, wie sie infolge jener Doktrinen Mode geworden ist, „totzuschlagen". — Noch früher als Kleist wurde Hölderlin von dem Verhängnisse ereilt, das leider nach dem Gesagten auch in Zukunft wahrscheinlich anderen Dichtern

unseres Vaterlandes nicht erspart bleiben wird. Als ich vor dem Fenster der Stube stand, in der er wohnen sollte, dachte ich der furchtbaren und zermalmenden Worte, die Hölderlin in seinem „Hyperion“ gegen die Deutschen geschleudert hat. Mir war, als lastete auch auf meinem Haupte ein Teil der Schuld, die an dem Dichter, freilich schon zehn Jahre vor meiner Geburt, begangen worden war. Hölderlin's Unglück schien meiner geängstigten Seele noch entsetzlicher als dasjenige Kleist's. Denn während dieser mit einem heroischen Entschluß dem undankbaren Vaterlande seine irdische Hülle hinwarf, um sich befreit dem Chor der unsterblichen Sänger zu gesellen, mußte der schwäbische Dichter nun seit so lange seinen von Irrsinn umnachteten Geist in einem siechen Körper auf der Erde hinschleppen. Und auch die Anerkennung, die Kleist, freilich erst nach Menschenaltern, gefunden, ist Hölderlin in minderem Maße zu teil geworden. Allerdings ist die Popularität eines Dichters in keiner Weise ein Kriterium für dessen Bedeutung. Es erscheint mir als ungeheuerliche Verirrung eines unserer Aesthetiker, wenn er sagt, solange er ein Gedicht bloß gedruckt sähe, wäre es ihm noch zweifelhaft, ob dessen Verfasser ein echter Poet sei; wenn er aber dasselbe von einem Chor von Handwerksburschen mit tiefer Empfindung singen höre, so schwinde ein solcher Zweifel definitiv. Das heißt denn doch ebensoviel, als wenn man auch diejenigen Gemälde für die echten Kunstwerke erklären wollte, welche an den Wänden der Wirtshausstuben oder auf den Bierkrügen der Handwerker paradiren. Die Verbreitung oder Nichtverbreitung von Werken läßt keinen Schluß auf deren Wert oder Unwert thun; sie ist von unberechenbaren Umständen abhängig. Wenn die Gedichte Hölderlin's, die zu den schönsten in deutscher Sprache gehören, nicht populär wurden, so liegt dieses wohl daran, daß gerade die besten von ihnen in antiken Versmaßen sind. Auch Goethe's wundervollen Oden, wie Ganymed, Meine Göttin u. s. w., sowie seinen Elegien ist

die Form hinderlich, um populär zu werden. Hätte Hölderlin in den Metren gedichtet, die Schiller mehrenteils anwandte, so würde er vielleicht ebensosehr wie dieser in das Herz des Volkes gedrungen sein. Im Gegensatz zu der Behauptung, die man jetzt so vielfach hören muß, spreche ich es aus, daß gerade Schiller der populärste aller unserer Lyriker ist. Jeder Deutsche kennt seine Gedichte, sie sind durch alle Schichten der Nation verbreitet und leben in Aller Munde; und es erregt Verwunderung, wie dieser Thatsache gegenüber so vielfach die eigentlichen Liederdichter als die Lieblinge des Volkes bezeichnet werden. Das sangbare Lied ist nun freilich nicht die Gattung, zu der Schiller durch seine Geistesrichtung hingezogen wurde. Allein höchst verkehrt scheint es, ihn darum, weil das Schwungvolle und Gedankenreiche seine eigentliche Domäne ist, das heißt, weil er das höchste Gebiet der Lyrik kultivirt, einen Rhetoriker zu nennen. Besagtes Stichwort, mit dem jetzt so Viele gedankenlos um sich werfen und das eigentlich einen Prosaredner oder einen Versifex bezeichnet, der nur eine mit Floskeln aufgeputzte Prosa feil bietet, paßt gerade am allerwenigsten auf Schiller. Mögen immerhin die Urheber des heute in allen Ecken und Winkeln von Deutschland ertönenden Singsangs auf die beiden herrlichen Schwaben Schiller und Hölderlin stolz hinabsehen und sich für echte Lyriker halten, weil in ihren Liedern keine Reflexion, das heißt keine Spur eines Gedankens vorhanden ist, so werden doch die volltönenden Gesänge jener noch in fernen Jahrhunderten fortleben. Dagegen möchten wohl nur äußerst wenige Stimmen aus dem Chor der Poeten, welche jetzt die Lyrik gepachtet zu haben glauben, selbst nur über diese Generation hinaus Hörer finden, und auch solche meist nur wegen der Kompositionen großer Meister, die sich ihrer Texte bemächtigt und letztere aus ihrer eigenen Seele mit einem höhern Inhalt erfüllt haben.

Es kann befremdlich erscheinen, daß ich mit meiner

Schwärmerei für Hölderlin noch Interesse für die Debatten der badischen Deputirtenkammer und Verehrung für deren hervorragende Mitglieder vereinigte. Dennoch war dies das einzige Motiv, das mich bestimmte, meinen Rückweg über Karlsruhe zu nehmen. Dort wohnte ich einer Sitzung bei, in welcher nicht wichtige Verhandlungen stattfanden, in der aber K. Th. Welcker eine längere Rede hielt. Gerade der feindselige und geringschätzige Ton, mit welchem in den Kreisen, in denen ich mich zu bewegen pflegte, von diesem Manne und seinen Gesinnungsgenossen gesprochen wurde, bewirkte es vielleicht, daß meine Bewunderung über das Maß derjenigen, die ihm zukam, hinausging; aber ich kann nicht umhin, diesen Männern noch heute bedeutende Verdienste zuzuschreiben. Denn sie haben in einer der düstersten Perioden deutscher Geschichte mit seltenem Mut und unermüdeter Beharrlichkeit die Rechte des Volkes verteidigt, die Freiheits- und Vaterlandsliebe in ihm geschürt und sein Nationalgefühl belebt. Und wenn später eine bessere Aera für uns angebrochen ist, so haben wir es ihnen zum Teil zu danken. Die Beredsamkeit Welckers erschien mir als wahrhaft mächtig; sie riß unwiderstehlich mit sich fort, weil sie keine äußerlich prunkende war, sondern aus innerem Herzen kam.

Zu Ende des Herbstes bezog ich die Universität Heidelberg. Der Winter war auffallend mild, und ich verlebte mit einigen Freunden unvergeßliche Stunden auf dem Schloßberg und in der ganzen herrlichen Umgebung dieser schönsten Universitätsstadt Deutschlands. Auch suchte ich mir einen geschützten Platz unter den Ruinen aus, wo ich an sonnigen Tagen noch spät im Herbste und dann wieder im beginnenden Frühling saß, und an einem langen erzählenden Gedicht schrieb, das später ins Feuer wanderte. Schon damals übrigens begann ich nach literarischer Auszeichnung zu trachten, hatte aber, wie auch noch später lange Zeit hindurch, große Scheu,

mit eigenen poetischen Leistungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, und ich sann daher nach, mit welchem andern Werke, das zugleich meinen Neigungen entspräche, ich mir ein Verdienst um die Literatur erwerben könnte. Hier schwebten mir einige umfangreiche Arbeiten vor, mit deren Vorbereitung ich mich denn auch zu beschäftigen anfing. Die wichtigste war eine Uebersetzung des Firdusi, von dessen Schahname ich in Paris ein gutes Manuskript erworben hatte, das ich sehr sorgfältig studirte. Das Verständnis desselben kostete mich zuerst große Anstrengung; allein nach und nach drang ich darin ein und gewann die Ueberzeugung, der alte Perser sei einer der größten Dichter, die je gelebt und weiche an Glut der Einbildungskraft, Tiefe der Empfindung und machtvoller Beherrschung seines gewaltigen Stoffes keinem andern. Zugleich schien er mir dem germanischen Geiste so verwandt zu sein, unserer Gefühlsweise so nahe zu stehen, daß ich glaubte, in angemessener Weise übertragen, werde er in allen deutschen Herzen Anklang finden. Selbst hätte ich mein halbes Leben solcher Beschäftigung widmen müssen, so hielt ich diese Zeit für gut verwendet. Ich begab mich daher sogleich an die Arbeit und vollendete schon in Heidelberg ein paar Abschnitte in dem nämlichen Versmaß, das ich nachher beibehielt, war indessen mit der Ausführung später so unzufrieden, daß ich das bereits Vollendete kassirte und die betreffenden Partien ganz von neuem übersetzte.

Mit meinen juristischen Studien wollte es nicht recht vorwärts gehen. Ich hörte Pandekten bei Thibaut; aber wie viele Mühe ich mir auch geben mochte, dem Gegenstand ein Interesse abzugewinnen, es wollte mir nicht gelingen. Der alte Professor selbst, an den ich empfohlen war, gefiel mir in seiner Unterhaltung weit besser, als in seinem Vortrag auf dem Katheder. Er betrieb, wie er offen zur Schau trug, die Jurisprudenz nur mit Unlust, und es war ein Ausspruch

von ihm bekannt, er würde, wenn er nochmals zu leben hätte, lieber Musiker werden als Pandektist. Er hatte eine kleine Schrift: „Ueber die Reinheit der Tonkunst" geschrieben und veranstaltete hie und da Abendunterhaltungen in seinem Hause, bei welchen Vokalmusik der frühesten Zeit zur Aufführung kam. Die Richtung, welche er in der Tonkunst verfolgte, war ziemlich dieselbe, die ein paar Jahrzehnte lang auch in der Malerei von den talentvollsten deutschen Künstlern eingeschlagen und von maßgebenden Kunstschriftstellern als die einzig heilbringende empfohlen worden war. Wie die Overbeck, Veit, Führich nebst vielen Anderen, deren Namen jetzt schon verschollen sind, in den Gemälden der vorraphaelischen Zeit das Höchste erblickt, dagegen in den Werken der Blütezeit nur Verfall gesehen hatten, so glaubte Thibaut zu den Anfängen der Musik, zu den kirchlichen Kompositionen des Paläſtrina oder gar des Guido von Arezzo zurückgehen zu müssen, um die echte Tonkunst zu finden. Es begreift sich, daß in Zeiten der Verbildung tiefere Geister, abgestoßen von den hohlen, rein äußerlichen Produktionen der Periode, zu denjenigen früherer Epochen zurückkehren, deren Innigkeit des Gefühls sie anspricht, und in einseitiger Vorliebe nun so weit gehen, daß sie in dem Anfänglichen, ja Embryonischen etwas Höheres sehen, als in den vollendeten Kunstwerken. Solange Palästrina nur einem Meyerbeer, Giotto nur einem Kaulbach vorgezogen wird, läßt sich eben nicht viel dagegen einwenden. Wenn man nun jedoch weiter geht und einen Mozart oder Beethoven, einen Michel Angelo oder Tizian gegen Meister herabsetzen will, deren kindliche Kunst sie zur höchsten Höhe entwickelt haben, so beginnt doch die Abgeschmacktheit. Glücklicherweise sind übrigens derartige Ideen jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben; nur in der Poesie spuken ähnliche Ansichten noch in vielen Köpfen. Dabei ist aber die Verwirrung der Begriffe noch ungleich größer. Nicht sowohl Erzeugnisse, die der beginnenden Kunst

angehören, sondern solche, die außerhalb aller Kunst stehen und gleichsam Naturprodukte sind, werden hier für das Höchste erklärt, ja zur Nachahmung empfohlen. Unstreitig finden sich unter diesen populären Poesien einzelne, welche ihren Wert haben, und ich sympathisire mit Herder, wenn er auf die Volkslieder zurückging und sie den Versen eines Gottsched oder Ramler vorzog. Allein mir scheinen diejenigen völlig auf Irrwegen zu sein, welche gegen solche Volkslieder die ihnen unermeßlich überlegenen Produkte der höheren Kunstlyrik herabsetzen. Gerade ebenso könnte man auch die mittelalterlichen Weihnachtsspiele und Mysterien, die gleichfalls oft einen gewissen naiven Reiz haben, über die Werke der ausgebildeten dramatischen Kunst stellen. Dergleichen Urteile sind die schlimmste Hinterlassenschaft, welche die romantische Schule auf uns vererbt hat, und es ist die höchste Zeit, den deutschen Parnaß davon rein zu fegen. Aber ich muß sogleich hinzufügen, daß nur die Nachzügler der Romantik, die auch in den Reimereien der Meistersinger etwas Göttliches finden wollten, zu ähnlichen Verirrungen den Ton angegeben haben, nicht aber die wirklich geistvollen Häupter der Schule, August Wilhelm von Schlegel und Tieck.

Siebentes Kapitel.

Reise durch die Schweiz und Südfrankreich. — Wanderung in den Pyrenäen. — Cholera-Abenteuer in Oberitalien. — Rom. — Italien.

Im Frühjahr 1835 trat ich mit frohklopfendem Herzen eine größere Reise an, die der Arzt empfahl, da er richtig erkannte, daß die beständige Bewegung, welche das Reisen mit sich bringt. für meine Konstitution zuträglicher sei, als Brunnen- und Badekur. Während des Winters hatte ich noch immer an den Nachwehen der vorjährigen Krankheit gelitten; aber kaum wehten mir die erfrischenden Hauche der Alpen entgegen, kaum hatte ich einige Wanderungen durch das Berner Oberland gemacht, als ich eine bedeutende Kräftigung fühlte. Es ist ein unschätzbares Glück für die Bewohner der umliegenden Länder, in der Schweiz einen so leicht zu erreichenden Heilort zu besitzen, in dessen reinen Lüften und lebensprudelnden Quellen, ebenso wie in seinen unvergänglichen Naturschönheiten sie Leib und Seele von den Leiden und Sorgen des Alltagdaseins gesund baden können. Wir träumen oft von weitentlegenen Landstrichen fremder Weltteile, als ob sich dort erst die höchste Herrlichkeit vor uns erschlösse. Allein alle Reisenden bestätigen, daß in den Cordilleren wie im Himalaya, obgleich deren Gipfel so viel höher emporsteigen, keine Gegend zu finden sei, die an Großartigkeit die schönsten Punkte der Schweiz überträfe. Dazu ist es uns gegönnt, in diesem Lande die erhabensten Standpunkte mit verhältnismäßig leichter

Mühe zu erreichen, während die Gipfel der Hochgebirge Amerikas und Asiens sich nur mit ungeheurer Anstrengung erklimmen lassen. Und welchen unschätzbaren Vorzug bietet uns weiter dieses Helvetien als ein von allen seinen Nachbarn anerkanntes Asyl der Freiheit! Das trat in den Tagen, von denen hier die Rede ist, noch weit mehr hervor als gegenwärtig, wo auch die Nachbarländer sich glücklicherer Zustände erfreuen. Damals, als noch ein schwerer Druck auf Deutschland lastete, als Italien unter einem unerträglichen Despotismus seufzte, wie atmete man auf, wenn man die Schweizergrenze überschritten und alle die kleinlichen Plackereien hinter sich hatte, die bei uns auch das Leben des loyalsten Staatsbürgers verbitterten; wenn man nicht mehr zehnmal des Tages seinen Paß visiren lassen mußte, nicht ebenso oft an eine neue Zollgrenze kam und nichts mehr von dem „beschränkten Unterthanenverstande“ reden hörte, sich auch nicht mehr sagen zu lassen brauchte: Ruhe sei die erste Bürgerpflicht. Vor allem diejenigen, die aus irgend einem Grunde das Mißfallen der Regierung auf sich gezogen hatten oder den Demagogenriechern verdächtig geworden waren, mit welchem Jubel betraten sie den Schweizerboden! Ich selbst war nun zwar kein Flüchtling, kam mir aber doch fast schon als ein solcher vor, da ich mir wohl bewußt war, im Herzen Gesinnungen und Ueberzeugungen zu hegen, die mich bei unvorsichtiger Aeußerung leicht vor eine Untersuchungskommission führen konnten. Nachdem ich die Berner Alpen in allen Richtungen durchschweift und inmitten ihrer kristallenen Paläste und Schneedome bis zu Höhen emporgeklommen war, wo ich nichts Lebendes mehr gewahrte, als einen einsam über mir kreisenden Adler; nachdem ich im Chamounithal von der Quelle des Arveyron aus den König der europäischen Berge in aller seiner Majestät dem werdenden Tage entgegenglänzen gesehen hatte, wandte ich mich nach dem Vierwaldstättersee, um hier die Wiege der Schweizerfreiheit und die Geburtsstätte

Wilhelm Tell's zu begrüßen. In jener Zeit lebte ich noch des naiven Glaubens, daß alle die in Bezug auf letzteren von Johannes von Müller und Florian in seiner „Befreiten Schweiz" berichteten, dann von Schiller benützten Vorgänge ausgemachte historische Wahrheit seien. Da fiel mir in Luzern ein Buch des dortigen Professors Kopp in die Hand, in welchem mit großer Gelehrsamkeit dargethan war, daß die Sage von Tell jeder geschichtlichen Grundlage entbehre, daß weder sein noch Geßlers Name in den älteren Chroniken vorkomme und daß die Legende vom Apfelschuß wahrscheinlich aus Skandinavien in die Schweiz hinübergewandert sei. Ich wollte zuerst unwillig nicht zugeben, daß mir meine poetischen Illusionen so zerstört werden sollten; ich suchte mich zu überreden, es sei unmöglich, daß Wilhelm Tell, dessen Geburtshaus in Bürglen liege, von dessen Thaten der Brunnen und der Turm in Altorf und die hohle Gasse bei Küßnacht Zeugnis geben, und dessen Erinnerungen durch die verschiedenen Kapellen am See verewigt worden, ohne thatsächliche Grundlage, ein bloßes Märchen sei. Indessen die Beweisführung Kopps schien mir, je mehr ich sie prüfte, doch so einleuchtend, daß ich, wenn ich aufrichtig sein wollte, nichts Stichhaltiges dagegen vorzubringen wußte. Bald aber tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Tell, wenn auch nur eine Geburt der dichtenden Volksphantasie, eine höhere und wahrere Existenz habe, als tausend wirkliche und leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut. Ist er nicht der größte Held, den die Schweiz hervorgebracht, und hat er nicht die Freiheit dieses Landes tapferer beschützt als Arnold von Winkelried, an dessen Existenz noch niemand gezweifelt hat? Wie der heilige Jakob die Heere der Spanier in tausend Schlachten zum Siege geführt, so ist auch Wilhelm Tell, dies Geschöpf der Einbildungskraft, dieses wesenlose Schattenbild, seit sechs Jahrhunderten den Eidgenossen ins Feld vorangezogen und hat

die Feinde ihrer Freiheit zu Boden geschmettert. Jedenfalls sollte man den Vierwaldstättersee nicht durch die historische Kritik eines bedeutenden Teils seiner Reize entkleiden lassen. Wie reich derselbe auch an Naturschönheiten sein mag, so sinkt er doch, wenn man ihm die Tradition, die sich an ihn geheftet, raubt, hinter manche andere Gegenden, die an sich minder schön, aber vom verklärenden Schimmer der Sage und Poesie umstrahlt sind, zurück.

Da mir auf meiner früheren Reise der Uebergang über die Alpen und der erste Eintritt in Italien einen überwältigenden Eindruck gemacht hatte, so beschloß ich, mir diesen Genuß zu wiederholtenmalen zu verschaffen und nacheinander die drei Alpenpässe zu übersteigen, welche für die schönsten gelten. Zuerst schlug ich den Weg über den Sankt Gotthard ein, den ich schon das erstemal genommen. Sicher gebührt dieser Straße der Preis vor allen anderen. Hier finden wir an der deutschen Seite, besonders an der Teufelsbrücke, die höchste Erhabenheit und Großartigkeit, während wir am italienischen Abhang am schnellsten und wie durch einen Zauberschlag in die Gärten des Südens versetzt werden. Stets tönt uns hier Goethe's Lied ins Ohr, dessen wechselnde Scenerie vom Maultier, das im Nebel seinen Weg sucht, und vom Felsen, über den die Flut stürzt, bis zum Thal, wo die Myrte hoch und still der Lorbeer steht, wir hier verwirklicht sehen. Am nächsten an pittoresker Wirkung kommt wohl diesem Passe derjenige über den Simplon; denn der über den Splügen kann sich höchstens an dem einen Punkte, der Via mala, mit beiden messen. Nachdem ich diese drei Gebirgsübergänge zu Fuß zurückgelegt hatte (auf dem Rückwege benützte ich jedesmal einen Wagen), nachdem ich die lachenden Ortschaften und Villen des Comersees durchwandert und am Lago Maggiore mit meinem damaligen Liebling, Jean Paul's Albano, geschwärmt, nahm ich auf einige Zeit meinen Aufenthalt am Genfersee.

Während die Reise meine Gesundheit kräftigen und meinen Geist durch den Anblick großer wie lieblicher Naturscenen erfrischen sollte, machte ich sie zugleich zu einer Pilgerfahrt nach den Stätten, welche durch Erinnerung der Geschichte und Dichtung oder durch das Andenken an ausgezeichnete Männer, denen ich besondere Verehrung zollte, geweiht waren. So ging ich am Genfersee den Spuren Rousseau's und Byron's nach; ich glaubte an seinen Ufern in der Abenddämmerung die Schatten Julia's und Saint Preux' wie Manfred's gleiten zu sehen, verbrachte mehrere Abende in Clarens, wo sich mir die in der „Neuen Heloise" so anschaulich geschilderte Scene des Abendglühens über den Felsen von Meillerie wiederholte, und besuchte das jetzt längst verschwundene Hotel de Sécheron, sowie die Villa Deodati, welche beide Byron bewohnt hatte. Wie der düstere Kerker von Chillon das Andenken an eines der zahllosen Opfer katholischer Glaubenswut verewigt, so erinnerte mich die Hinrichtungsstätte des Servet in Genf, daß auch die Urheber der Reformation in diesem Punkte den Katholiken nichts vorzuwerfen haben und daß sie nur für sich selbst Geistesfreiheit begehrten, dagegen als Verfolger Andersdenkender in die Fußstapfen des Torquemada traten. In Lausanne stieg ich in dem anmutig über dem See gelegenen, in ein Hotel umgewandelten Wohnhause Gibbon's ab, dessen großes Geschichtswerk mich in einzelnen Partien lebhaft beschäftigt und schon in frühen Jahren zu einem Trauerspiel Julianus Apostata begeistert hatte. Hierauf wandte ich mich dem südlichen Frankreich zu, wo mich zunächst Avignon und seine Umgegend wegen des Andenkens an Petrarca anzog. Ich sah die jetzt ganz gesunkene kleine Stadt Carpentras, auf deren Universität dieser seltene Mann studirt hatte, und weilte einige Tage in Vaucluse, dem entlegenen Felsenthal, das ihm inmitten der Stürme seiner Zeit ein Asyl geboten. Die wildromantische Schlucht ist ein Wunder der Natur.

Indessen sind Alpen, Pyrenäen und Apenninen so reich an ähnlichen Gegenden, daß jene kaum die Augen der Welt auf sich gezogen hätte, wenn sie durch das Gedächtnis an Petrarca nicht für immer geheiligt worden wäre. Ich las an der Quelle der Sorgue die schönsten Canzonen dieses Dichters, für welche ich nicht die an Laura gerichteten, sondern die patriotischen halte. Petrarca war der erste, der den Gedanken eines einigen Italiens, den Haß gegen die Fremdherrschaft lebhaft ausgesprochen hat, und an den begeisterten Worten, in denen er dies gethan, hat sich die Vaterlandsliebe der Italiener durch fünf Jahrhunderte entflammt und gestärkt, bis in unserer Zeit das große Ziel endlich erreicht worden ist. Wie vielen trefflichen Männern des Schwerts und der Feder auch ein Verdienst hieran zukommt, so gebührt doch der Hauptdank dafür dem Sänger der herrlichen Canzone Italia mia. Als ich damals an der Sorgue saß und dieses Gedicht las, konnte ich freilich nicht ahnen, daß ich selbst noch die Erfüllung dessen sehen würde, was jene Verse inmitten des Waffengeklirrs der Heere Ludwig des Bayern und der wüsten Orgien des päpstlichen Hofes als das Eine, zu Erstrebende verkündet hatten. — Meine Reise ging nun weiter durch die Provence, welche wegen der Lieder der Troubadours in einem magischen Glanz vor meinen Augen stand, und in deren verödeten Schlössern ich noch einen Widerhall der Gesänge Bernart's von Ventadour zu vernehmen hoffte. Das sind Träume, die man dem zwanzigsten Jahre verzeiht. Wie in diesem Punkte, so ward ich auch durch die Gegend einigermaßen enttäuscht, die ich mir als ein blühendes, quellendurchrauschtes Eden gedacht hatte, welche jedoch, wenn sie vielleicht im ersten Frühling solcher Vorstellung zu entsprechen vermag, nun im Juni schon ziemlich kahl und dürr war. Der ganze Erdstrich von der Durance bis an die Garonne hat sich seit den furchtbaren Verheerungen, welche die Albigenserkriege über denselben verbreitet, nicht wieder

recht erholen können. Man glaubt noch den Aschenstaub seiner damals verbrannten Städte, Dörfer und Burgen über ihm liegen zu sehen. Nur wenige Gegenden mögen zu tieftraurigeren Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit Anlaß geben. Nirgendwo auf europäischem Boden hat sich das Rittertum, der Frauendienst und Minnegesang glänzender entfaltet als hier, nirgend ein fröhlicheres Leben geblüht, als auf diesen von Festen und Harfenklängen ertönenden Schlössern. Aber nach der Dauer kaum eines Jahrhunderts hat ein Untergang sondergleichen alle die Herrlichkeiten verschlungen, und wenn wir über das große Grab, das sie deckt, hinwandeln, fühlen wir uns um so mehr bewegt, weil wir uns sagen, wie verhältnismäßig nahe uns diese versunkene Zeit noch liegt.

Wir trauern mehr um einen jüngst Dahingeschiedenen als um den Tod dessen, der schon durch eine Reihe von Geschlechtern von uns getrennt ist. Ueber die Ruinen anderer Völker und ihre Kultur sind schon Jahrtausende geschritten; allein die Sprache der Troubadours, die erstgeborene unter den neueren europäischen, wenn auch noch als Vulgärdialekt geredet, ist doch schon jetzt nach kaum sechs Jahrhunderten fast zu einer toten geworden, wie das Zend und Sanskrit; und die Werke ihrer Dichter, die einst an allen europäischen Höfen erklungen, müssen aus staubigen Manuskripten wieder ausgegraben werden, um in den Schriften von Raynouard und Diez mehr den Gelehrten ein Interesse der Kuriosität abzugewinnen, als Widerhall in einem Herzen zu finden. — Ueber Toulouse, wo das erste Inquisitionsgericht wider die Ketzer seinen Sitz aufschlug und wo noch ein altes, düsteres Gebäude als das Lokal dieses scheußlichen Tribunals gezeigt wird, setzte ich meine Reise nach Bayonne fort. Ich sah Biarritz, das damals noch ein einfaches Fischerdorf war, und machte von dort eine interessante Fußwanderung durch das Ländchen der französischen Basken, die noch ihre uralte euskarische

Sprache und ihre eigentümlichen Sitten bewahren. Und nun ging es tiefer in die Pyrenäen hinein. Es gibt gewisse Gegenden der Erde, die von jeher schon durch den bloßen Klang ihres Namens eine Faszination über mich geübt haben; dahin gehören die Pyrenäen, und sie haben mich in langen Zwischenräumen zu viermalen auf ihre Gipfel und in ihre Thäler gelockt. Erinnerungen der Sage und Geschichte, die frühen Kämpfe zwischen Sarazenen und Christen, das Thal von Ronceval schwebten seit Jahren vor meiner Phantasie und zogen mich mit solcher Macht an, daß ich tausende von Meilen zurückgelegt hätte, um die Lokalitäten, deren Namen ich mir so oft vorgesagt, die ich mit meinen Träumen bevölkert hatte, mit Augen zu sehen. Kaum bin ich je so glücklich gewesen wie auf dieser Gebirgswanderung; und als ich bei Gavarni das riesige Felsenthor erblickte, das Roland mit Einem Hiebe seines Schwertes gespalten haben soll, glaubte ich mich in das Wunderland des Ariost versetzt. Es war mein lebhaftestes Verlangen, nach Spanien vorzudringen. Was die Ursache sein mag, daß meine Sehnsucht sich, fast so lange ich denken kann, besonders diesem Lande zugewendet hat, kann ich schwer erklären. Vielleicht haben neben den obenerwähnten Erzählungen von Rehfues und einem Diener meines Vaters, der in dem Napoleonischen Heere den Krieg auf der Halbinsel mitgemacht hatte, ein paar Verse von Platen, die ich früh kennen lernte und die mich durch ihre Melodie entzückten, teil daran. Sie lauten:

„Fern nach Süden fortgezogen,
Schweifen wir beseligt hin,
Wo der Tajo schlingt die Wogen
Durch Gebüsche von Jasmin,
Wo, sobald Rodrigo nahte
Seiner Dame mit Gesang,
Vor dem Fenster die Granate
Zitterte beim Zitherklang.“

In den Pyrenäen wiederholte ich diese Strophe beständig und sandte vom Pic du Midi verlangende Blicke nach Süden, wo ein scharfes Auge die Türme von Saragossa erkennen konnte. Aber der auf der unglücklichen Halbinsel wütende Carlistenkrieg vereitelte die Ausführung meines Vorhabens. Selbst bis zu dem nahen Ronceval, der Grabstätte Roland's, konnte ich wegen der dort lagernden Carlistentruppen nicht vordringen, und ich kam, als ich von dem Grenzdorf Valcarlos aus einen solchen Versuch machen wollte, nahezu in Gefahr, von einer dieser Banden gefangen zu werden. Statt nach Spanien, wandte ich deshalb meine Schritte nach Italien; als ich jedoch in die Provence zurückkehrte, war hier die Cholera heftig ausgebrochen und verbreitete panischen Schrecken. Ueber den Mont Cenis und längs der Riviera von Genua bis Spezia gelangte ich noch ohne Aufenthalt; hier aber war ein Cordon gezogen, und von nun an mußte ich meinen weiteren Weg durch mehrfache Fährlichkeiten erkaufen. Nach übereinstimmenden Aussagen, die mir von verschiedenen Seiten wurden, war der Seeweg nach dem Kirchenstaat noch offen, und so schiffte ich mich mit einigen Engländern, die sich in derselben Lage wie ich befanden, in der kleinen Hafenstadt Lerici ein. Das Meer war gleich anfangs sehr bewegt und bald ging der konträre Wind in einen wahren Orkan über, so daß alle Passagiere seekrank wurden. Nachdem der Sturm uns einige Tage und Nächte umhergeschleudert hatte, erblickten wir den ersehnten Hafen von Civita Vecchia und waren herzensfroh, nun bald festen Boden unter uns haben zu sollen. Da kam uns ein stark bemanntes Boot von der Rhede entgegen, dessen Anführer uns mit dem Sprachrohr zurief, wir hätten augenblicklich umzukehren, da wegen der Quarantänegesetze jedem Schiffe die Landung unbedingt verboten sei. Unser Kapitän erhob zwar Einwendungen und verlangte wenigstens etwas

Proviant einzunehmen, weil der vorhandene durch die unerwartet lange Fahrt erschöpft sei. Aber man verschloß ihm das Ohr und drohte zuletzt gar mit Kanonenschüssen gegen unser Schiff, wenn wir nicht sogleich den Rückweg anträten. So mußten wir denn wieder in See stechen. Der Kapitän behauptete, zu wissen, daß unserer Landung in Livorno nichts entgegenstehen werde, und so ward die Richtung dorthin eingeschlagen. Die Reise war nun glücklicher. Nach einer Nachtfahrt bei sehr günstigem Wind sahen wir am Morgen den Leuchtturm der toscanischen Handelsstadt vor uns liegen. Man ließ uns in den Hafen einlaufen; allein bald kam die Hiobspost, daß wir eine Quarantäne von zwanzig Tagen bestehen müßten. Es blieb nichts übrig, als uns dem Verhängnis zu fügen. Gesundheitswächter begleiteten uns an das Land, während alle Umstehenden scheu wie vor Verpesteten vor uns auswichen. Jeder von uns ward zunächst in einen hölzernen Kasten gesperrt, wo wir über einem Kohlenbecken fast bis zum Ersticken durchgeräuchert wurden. Mit dem Lazaret, welches uns nun aufnahm, konnten wir recht zufrieden sein; wir hatten einen großen offenen Hof zu unserer Disposition, in dem wir uns nach Belieben bewegen durften, und gute, luftige Zimmer. Wie unsinnig indes in jener Zeit die Sanitätseinrichtungen waren, erhellt daraus, daß die Cholera in Livorno selbst schon heftig herrschte, heftiger als an irgend einem Ort, den wir berührt hatten, und daß somit vielmehr wir, nicht die Livornesen, in Gefahr kamen, angesteckt zu werden. Die zwanzig Tage verstrichen uns langsam genug. An jedem Abend sahen wir viele Feuer in der Stadt brennen, welche die Luft reinigen sollten. Die Einwohner veranstalteten eine große Prozession nach dem Wallfahrtsort Monte Nero, um die heilige Jungfrau zur Abwehr der Kalamität anzuflehen; allein weil sie diese Buß- und Betfahrt bei rauhem Wetter barhaupt und barfuß machten und viele sich dadurch Erkältungen zuzogen,

ward natürlich die Krankheit noch vermehrt. Endlich schlug die Erlösungsstunde, und ich fuhr jubelnd wie ein aus Ketten Befreiter nach Florenz. Da die verlorenen zwanzig Tage die mir für die Reise vergönnte Zeit sehr verkürzt hatten, widmete ich Pisa und seinem wunderbaren Campo santo nur ein paar Stunden, um noch am Abend die Hauptstadt Toscanas zu erreichen. Auch in dieser hielt ich mich nicht lange auf, denn ich wollte die mir noch übrig bleibenden Wochen für den Süden Italiens verwenden. Zunächst ging ich nach Siena, das mich durch den ihm noch so stark aufgeprägten mittelalterlichen Charakter frappirte, sah darauf die Hauptstadt der umbrischen Kunst, Perugia, und das durch den heiligen Franz für immer geweihte Assisi. Nun aber scholl von neuem das Schreckenswort „Quarantäne!“ an mein Ohr. Jeder Widerspruch war fruchtlos; ich wurde in ein zum Lazaret eingerichtetes Gebäude geleitet und hatte dort abermals vierzehn unwiederbringliche Tage auszuharren. An sich war übrigens der Aufenthalt nicht unangenehm; ich konnte mich auf eine beträchtliche Strecke im Umkreise bewegen, und der Umgang mit einer liebenswürdigen englischen Familie, die mit mir dasselbe Schicksal ereilt hatte, war für mich recht unterhaltend. Nach meiner Befreiung besuchte ich den großen Wassersturz bei Terni, der alle Wasserfälle der Schweiz übertrifft, den entzückend gelegenen Tempel des Clitumnus bei Spoleto und erblickte endlich bei der Station La Storta das ewige Rom. Während ich, überwältigt von dem Anblick, das Auge über die sich vor mir hinbreitenden sieben Hügel gleiten ließ, sagte ein neben mir sitzender Engländer: „I am very much disappointed,“ und schien nicht übel Lust zu haben sogleich wieder umzukehren. Die mir noch zugemessene Zeit war eine sehr kurze, und so ging alles, was ich von jetzt an schaute, wie ein Rausch an mir vorüber. Bild an Bild drängte sich so sehr, daß mir fast davon schwindelte. Acht Tage lang

durchschweifte ich Rom von früh bis spät, bald aus den Ruinen die alte Weltstadt wieder vor mir aufbauend, bald mich in den Lorbeergängen der Villen ergehend, oder vom Janiculus herab das Auge über das weite Häusermeer auf die Campagna und zu den Sabinerbergen hingleiten lassend. Als die Abschiedsstunde schlug ging ich schweren Herzens noch zur Fontana Trevi, um einen Trunk aus ihr zu thun, der bekanntlich die Zauberkraft haben soll, zu bewirken, daß der Reisende noch einmal wieder zum Tiberufer zurückkehrt. Nun, an mir hat sich die Macht bewährt, denn ich weiß kaum zu sagen, wie vielemale ich nachher noch nach Rom gekommen bin. — So sehr mich mein Gewissen stachelte, die mir zugemessene Frist nicht zu überschreiten, fand ich mich doch mit demselben ab und machte noch einen Ausflug in die Sabiner- und Latinerberge. Der Winter rückte schon mit Macht heran; aber ich hatte das Glück, doch noch eine herrliche Woche an den Wasserstürzen von Tibur und in dem hoch auf jähem Felsen thronenden Kloster des heiligen Benedikt in Subiaco zu verbringen. Die Fußwanderung von hier nach Olevano, Palestrina und über den Monte Cavo hinab an den See von Nemi durch einsame, nur von klimmenden Ziegen und dem Schall der Hirtenpfeifen belebte Gebirgsschluchten, sowie durch Waldthäler, denen die welkenden Blätter in ihrem bunten Farbenspiel einen ausnehmenden Reiz verliehen, steht noch heute leuchtend in meiner Erinnerung. Für Neapel blieben mir jetzt nur fünf Tage, und in diesen drängte sich so viel Herrlichkeit zusammen, daß ich fast der Fülle der auf mich einstürmenden Eindrücke erlag. Neapel ist doch der Punkt der Erde, der den größten Reichtum an Schönheiten in sich schließt. Das graueste Altertum vermählt sich hier mit der lieblichsten Gegenwart. Dicht neben dem abwechselnden und berauschenden Treiben einer der größten Städte liegen Grotten und Berghalden, wo man beim Wallen und Schäumen der

Meereswogen einsam träumen kann, während auf die sich rastlos durch die Straßen ergießende Menschenflut von steilen Felshöhen Zauberschlösser mit hängenden Gärten herabschauen.

Ich hatte in Neapel noch wundervolle, fast sommerliche Tage, und diese wollten mich mit Gewalt dort festhalten, wenn ich an das Schneegewand dachte, welches jetzt sicher die Felder in Deutschland angelegt hatten. Dennoch brach ich, der Notwendigkeit gehorchend, auf und gelangte in Eilfahrten zu Neujahr 1836 nach Berlin, um dort meine Studien fortzusetzen und zu beendigen. Aus dem „Lenz des Erdballs", wie Platen die Umgegend Neapels nennt, plötzlich an die Gestade der Spree versetzt zu werden, ist ein harter Schlag, den ich schwer empfand.

Achtes Kapitel.

Frankfurt. — K. Immermann. — Chr. Dtr. Grabbe. — Berlin. — Hegel'ſ Philoſophie. — K. E. v. Liphart. — K. F. v. Rumohr.

Bevor ich einiges von meinem Aufenthalt in der preußiſc Hauptſtadt berichte, will ich hier noch zwei kleine lebniſſe erwähnen, von denen ich nicht genau weiß, in wel Jahre ſie ſtattfanden. Während der Ferien, die ich als Stu mehrmals in Frankfurt verbrachte, gingen ein paar Erſcheinun an mir vorüber, die mich höchlich intereſſirten. Herr von Nagl der preußiſche Generalpoſtmeiſter und Bundestagsgeſandte, ei ungemein liebenswürdiger Mann, welcher wußte, wie lebhaft ich mich mit Literatur beſchäftigte und ſeine Freude daran hatte, ſagte mir, als ich ihm während einer dieſer Vakanzen meinen Beſuch machte, ich möchte doch bei ihm das Mittageſſen einnehmen, wo ich Karl Immermann treffen würde. Dieſer Dichter war damals im großen Publikum beſonders erſt durch ſeinen Streit mit Platen bekannt geworden, und da ich das Talent des Letzteren ungemein hoch ſtellte, hatte ich eben keine günſtige Meinung von ſeinem Gegner. Er ſtand nur als der Irrenhauskandidat vor mir, wie er im „Romantiſchen Oedipus" auf der Lüneburger Haide, umgeben vom Chor der Haidſchnucken, erſcheint. Trotzdem reizte es mich ungemein, den Mann mit Augen zu ſehen, den Platen mit ſo beißendem Spott und in ſo prachtvollen Verſen gegeißelt hatte. Bereits vor der anberaumten Zeit fand ich mich bei Herrn von Nagler

ein und richtete gespannte Blicke nach der Thür, durch die der Erwartete eintreten sollte. Endlich erschien derselbe, eine wohlbeleibte Gestalt von noch ziemlich jugendlichem Aussehen, mit geistvollem Gesicht; sein Benehmen war zwanglos und das eines Weltmannes. Er sprach fließend und entwickelte bald ne seltene Beredsamkeit, als das Gespräch auf das Theater und er von der Bühne zu Weimar erzählte, vor welcher och zu Goethe's Zeit manchen interessanten Aufführungen ohnt hatte. Besonders bitter klagte er über den Verfall chauspielkunst, über die Teilnahmlosigkeit des Publikums lles wahrhaft Poetische, über die Gehässigkeit und den d der Kritik, sowie über die ablehnende Haltung der gegen wirklich dichterische Werke. Wenn er schon lamentirte, welche Jeremiaden würde er erst jetzt Von hier aus wandte sich die Unterhaltung weiter ur zu. Ich entsinne mich, daß Immermann mit von Tieck sprach, ihn einen großen Dichter nannte ch seinen Oktavian und Fortunat sehr hoch stellte, nur bedauerte, daß diese Dichtungen für die Darstellung zu breit wären. Den Blaubart pries er auch als vorzügliches Theaterstück. Immermann sprach so schön, daß ich ihm erstaunt zuhörte und mir im stillen sagte, er könne unmöglich der schlechte Dichter sein, für den ihn Platen ausgegeben. Er beherrschte die ganze Konversation und alle hörten ihm bewundernd zu. Als er zuletzt auf Shakespeare und Calderon, den er dem Briten fast gleichstellte, überging, ward seine Eloquenz wahrhaft begeisternd. Kaum habe ich je einen Menschen so hinreißend sprechen hören und fast wagte ich nicht, den Mund aufzuthun, da ich beschämt fühlte, wie sehr ich einen ausgezeichneten Mann verkannt hatte. Als ich nach Hause gekehrt war, suchte ich mir sofort Immermann's Schriften zu verschaffen, und ich habe von da an nicht nur seine älteren Dichtungen, sondern auch diejenigen, die er später

publizirte, gelesen. Der Eindruck, den er persönlich auf mich gemacht, war allerdings ein bedeutenderer gewesen, als derjenige, den ich von seinen Werken empfing. Allein aus den unvollkommensten derselben schon leuchtete mir die völlige Ungerechtigkeit von Platen's Urteil ein. Die Natur des letzteren war so durchaus verschieden von derjenigen seines Gegners, daß es ihm wohl unmöglich fiel, jenen zu würdigen. Immermann scheint mir kein dichterischer Genius von ursprünglicher Kraft und Tiefe gewesen zu sein, aber immer ein hervorragendes Talent; nur seine Lyrik ist ziemlich gering, alle seine Dramen jedoch, selbst die, welche am meisten von Shakespearomanie entstellt sind, haben einzelne große poetische Schönheiten, ich finde sogar solche in dem vielverhöhnten Trauerspiel „Cardenio und Celinde", und in seinen ältesten Stücken: „Edwin," „Das Thal von Ronceval", „Petrarca", in denen nur die komischen Partien gänzlich mißraten sind. Sein „Friedrich der Zweite" und „Alexis" sind sicher sehr achtbare Tragödien, und man muß ungemein beklagen, daß die Gleichgültigkeit des Publikums Immermann bestimmt hat, sich, unter Aufgeben seiner Thätigkeit für das Drama, dem Roman zu widmen. Hier feierte er Triumphe, wie sie auf diesem Gebiet so leicht zu erringen sind. Seine „Epigonen" und „Münchhausen" mögen auch ganz schätzbar sein; indes waren seinem Talente höhere Ziele erreichbar, als die er sich darin gesteckt hatte. Dichterischen Wert in nicht geringem Grade haben „Merlin" und „Tristan und Isolde", nur leiden beide darunter, daß er, der höchstens die einfachsten Versformen beherrschte, sich hier an die schwierigsten und kunstvollsten wagte, denen nur die Sprachvirtuosität eines Platen gewachsen gewesen wäre. Die Strophe von „Tristan und Isolde" in ihrer Reimbildung würde selbst letzterer kaum so haben behandeln können, daß nicht ein Zwang fühlbar gewesen wäre, und auch alle die wechselnden Metren in Merlin, von der Strophe des Titurel bis zu den Oktaven

und Terzinen erforderten einen Sprachkünstler ersten Ranges. Unter der Behandlung Immermann's sind diese Versgebilde förmlich unerträglich geworden; die Reime werden bei den Haaren herbeigezogen, die Füße hinken und stolpern, und wenn die beiden Werke in dem denkbar einfachsten Maße geschrieben wären, würde ihr Inhalt weit mehr zur Geltung kommen.

Eine andere mir merkwürdige Erscheinung, die während eines meiner Ferienaufenthalte in Frankfurt an mir vorüberging, war die von Grabbe. Ich hegte eine große Bewunderung für diesen Dichter und habe dieselbe, wenn auch nicht für alle, doch für einige seiner Werke bis heute bewahrt. Sein „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich der Sechste" sind wahre deutsche Nationaldramen, auf die wir stolz sein können. Hier sind die ehernen Gestalten der Hohenstaufen und Heinrichs des Löwen in ihrer ganzen Größe lebendig geworden, und wie ist darin jeder deutsche Fleck verherrlicht! Was Grabbe erstrebte, ist ihm wirklich gelungen: „Im Sonnenschein liegt der ganze deutsche Süden da, Adler schweben über Tirols Bergen, und die See braust um Heinrich des Löwen Staaten wie eine Löwenmähne." Daß diese beiden Dramen an starken Gebrechen leiden, daß sich Auswüchse in ihnen finden, welche wegzuwünschen wären, leugne ich nicht. Aber es ist die Signatur kleiner Geister, da, wo bedeutende Vorzüge vorhanden sind, besonders die Mängel ins Auge zu fassen. Auch Grabbe's „Napoleon" ist eine gewaltige Dichtung; und wenn man sie in die eine Wagschale legte, dagegen hundert nach allen Regeln verfaßte, aber kalte und nüchterne Produktionen späterer Dramatiker in die andere, sie würde dieselben hoch in die Lüfte schnellen. Welcher Unverstand, dieses geniale Werk, das nur vor der Phantasie des Lesers aufgeführt sein will, als ein Theaterstück zu beurteilen! Dann erscheint dasselbe allerdings höchst mangelhaft; aber der Fehler liegt nicht an ihm, sondern an dem Standpunkte, von welchem aus es betrachtet wird.

Solche nur für eine ideale Bühne berechnete Dramen sind vollberechtigt in der Literatur und viele der ausgezeichnetsten Dichtwerke gehören zu dieser Gattung, worüber der Umstand, daß man durch Bearbeitungen oder vielmehr Verstümmelungen ihre Darstellung ermöglicht hat, nicht täuschen kann. — Bei meiner Vorliebe für die genannten Werke regte sich in mir, als ich hörte, der Verfasser derselben befinde sich seit einiger Zeit in Frankfurt, natürlich der Wunsch, ihn zu sehen. Allein fast wäre dieser unerfüllt geblieben. Erst als Grabbe schon nach wenigen Tagen abreisen wollte, hatte ich Gelegenheit, ihn wenigstens flüchtig kennen zu lernen. Ein in Frankfurt lebender Schriftsteller aus Wien, den ich hie und da sah, erbot sich, mich mit ihm zusammen zu führen. Es war dies Eduard Duller, ein Novellist von vieler Phantasie und Jugendfreund Schwind's, der es nicht verschmäht hat, Illustrationen zu seinem Buche „Freund Hein" zu zeichnen. Er war als Mensch hochachtenswert und von seltener Herzensgüte, weshalb ich lebhaft beklagt habe, daß seine Lebensverhältnisse ihn zwangen, zu viel und vielerlei zu schreiben. Auf Duller's Veranstaltung begab ich mich in die „Mainlust", eine jetzt nicht mehr bestehende hübsche Gartenwirtschaft; ihn selbst aber fand ich dort an der Seite einer höchst seltsamen Persönlichkeit, nämlich eines Mannes von ungelenkem Wesen und eckigen Bewegungen, mit hoher Stirn, doch nicht eben schönen Gesichtszügen und in einem Anzug, zu welchem der Schneider keineswegs das Maß genommen hatte, da ihm die Kleider am Körper umherschlotterten. Es war Grabbe. Er schien mir weit älter zu sein, als er in Wirklichkeit war; sein Gesicht ließ auf einen leidenden Gesundheitszustand schließen. Ein Gespräch wurde bald in Gang gebracht; Grabbe sprach indes nur abgebrochen und in kurzen Sätzen, die er hastig herausstieß. Die Rede kam auf Paris, und er äußerte sich über die französische Hauptstadt in einer Weise, als ob er dort gewesen wäre. Letzteres

war, wie ich nachher bestimmt gehört habe, nicht der Fall; aber er soll des festen Glaubens gewesen sein, manches, was seinen Ursprung nur in seinem Gehirn hatte, wirklich gesehen und erlebt zu haben. Natürlich ward auch von Literatur gesprochen, und hier ergoß er sich in burleske Ausfälle auf fast alle beliebten Dichter der Zeit. Seltsamerweise aber rühmte er Müllner und versicherte, dessen „Schuld" sei eines der vorzüglichsten Trauerspiele. Von Heine, mit dem er als Student in Berlin näher bekannt gewesen war, sprach er nur in geringschätzigem Tone, selbst seiner Lyrik schien er höchstens untergeordneten Wert zuzugestehen. Ueber Platen äußerte er sich in so cynischer Weise, daß es mich erbitterte und daß ich mich deshalb auch bald entfernte. Seitdem habe ich Grabbe nicht wieder gesehen, doch seinen nicht sehr lange nachher erfolgten Tod als einen Verlust für unsere Literatur höchlich bedauert. Es ist in meinen Augen ein Glück, wenn man Dichter und Künstler, deren Werke ganz verschiedenen Charakter tragen, zu würdigen weiß; wer dies nicht versteht, bringt sich um vielen Genuß und begeht eine große Ungerechtigkeit. Selbst wo der individuelle Geschmack sich entschieden nach einer Seite hinneigt, sollte man doch auch der entgegengesetzten gerecht zu werden suchen. Wer das Naive liebt, sollte nicht das Pathetische gering achten, wer Uhland hochhält, nicht auf Platen herabsehen, und umgekehrt. Ich selbst habe mich von einer solchen Einseitigkeit, die man Beschränktheit nennen könnte, frei zu machen gestrebt und Immermann, Platen, Grabbe, Mörike, Chamisso, Heine, Rückert und Uhland in verdienter Weise anzuerkennen gesucht, statt den einen auf Kosten des anderen herabzusetzen. Dagegen will ich bekennen, daß verschiedene Poeten, welche um die hier in Rede stehende Zeit auftraten und mit großem, zum Teil noch heute nicht erloschenem Beifall aufgenommen wurden, mir keinen Anspruch auf dauernden Ruhm zu haben scheinen.

Es ist seltsam, daß fast Alle, die nicht in Berlin oder wenigstens in der Mark geboren sind, den Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt auf die Dauer kaum ertragen können. Im Kreise meiner Bekannten, die fast sämmtlich Süddeutsche, war es das Losungswort: „Nur fort von hier!“ und so oft mich auch später mein Lebensweg wieder in die jetzige Kapitale des deutschen Reiches geführt hat, bin ich, wenn ich länger als eine Woche verweilen mußte, von derselben Empfindung befallen worden.

Ich hatte jetzt noch etwa zwei Jahre vor mir, ehe ich in den Staatsdienst treten sollte, und betrieb einstweilen die Vorbereitungen zu demselben nicht sehr ernst, sondern gab mich lieber anderen Studien und Arbeiten hin. Zunächst beschäftigte ich mich eifrig mit Philosophie. Hegel weilte damals zwar schon nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Lehre war noch auf allen deutschen Universitäten die herrschende und übte den größten Einfluß auf alle anderen Wissenschaften. In viele, ja in die meisten geschichtlichen, literarhistorischen, ästhetischen, naturwissenschaftlichen, juristischen Schriften war sie eingedrungen, und ihrer Terminologie, ja vielen aus ihr aufgegriffenen Sätzen begegnete man selbst im gewöhnlichen Leben auf Schritt und Tritt. Wie man es vor etwas Unverstandenem zu haben pflegt, hatte ich einen gewissen Respekt vor dieser Philosophie und las nicht nur emsig Hegel's Encyklopädie und Phänomenologie des Geistes, sondern hörte auch Collegia bei Michelet und Hotho. Erst nach einem halben Jahre, das ich fast ausschließlich diesem Studium gewidmet hatte, lüftete sich allmälich der Schleier vor meinem Geiste und ich begann einzusehen, wie diese angebliche Philosophie lediglich aus dem hohlsten Wortkram bestehe, wie sich mit ihren so zuversichtlich ausgesprochenen Sätzen kein klarer Sinn verbinden lasse und wie sich dieselben bei näherer Betrachtung in Qualm und Dunst auflösen. Welche Thorheit, bloße Hilfsausdrücke, wie das Sein,

das Werden, das Nichts, Ausdrücke, die erst durch die Verbindung mit bestimmten Gegenständen einen Sinn erhalten, ohne eine solche Beziehung aufzugreifen und auf die Folter zu spannen, um ihnen ein Geständnis, einen Aufschluß über das Wesen der Welt und der Dinge abzupressen! Wie die Scholastik des Mittelalters mit der Haecceitas und Quidditas, so wirtschaftete die Hegelei mit der Identität, dem Absoluten, dem Konkreten und Abstrakten, der Einheit des Widerspruchs, und so weiter. Leere Phrasen, bei denen sich kein menschliches Hirn etwas Deutliches denken konnte, waren für sie das Abakadabra, durch das sie den Stein der Weisen finden zu können vorgaben. Eine wahre geistige Seuche, schlimmer als die Cholera morbus. hatte sich durch diese Philosophie über Deutschland verbreitet und tausende von Köpfen wurden durch sie verrückt und für immer zu fruchtbarer Thätigkeit unfähig gemacht. Dies Unwesen in der Nähe zu beobachten hatte ich vielfache Gelegenheit. Das Widersinnigste und Aberwitzigste auszusprechen galt, wenn es nur in einen Schwall von nichtssagenden Redensarten gehüllt war, für philosophische Tiefe, und wenn man einem solchen Adepten des Hegeltums den Unsinn seiner Aussprüche vorhielt oder wenn man ihn aufforderte, von seinem Babelturm hohler Phrasen herabzusteigen und den Einwürfen in planem Deutsch Rede zu stehen, so antwortete er: „Mit Jemandem, der sich noch in Abstraktionen bewegt, der noch auf dem Standpunkte des bloßen Verstandes steht, läßt sich gar nicht reden. Du mußt dich erst zum Absoluten erheben, um zu begreifen, wie die Einheit des Seins und des Nichts die schöpferische Potenz ist, aus welcher das Weltall hervorgeht." — Auch unter meinen Bekannten befanden sich einige, denen der Rausch dieser Weisheit zu Kopfe gestiegen war und mit denen sich deshalb kaum noch etwas Vernünftiges reden ließ. Sobald ich den eitlen Wortprunk durchschaute, hinter dem sie ihre Ideenlosigkeit versteckten, zog ich mich von ihnen

zurück. In späteren Jahren habe ich mich wiederholt nach ihnen erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß keiner derselben irgend etwas geleistet oder auch nur eine nützliche Thätigkeit im Leben entfaltet hat, wie sie selbst untergeordneten Kräften erreichbar ist. Immermann hat in seinem Münchhausen die komische Figur eines Dichters aus der Hegelschen Schule vorgeführt, der es als seine Lebensaufgabe betrachtet, das „Trauerspiel an sich“ zu schreiben; ich aber kannte wirklich und leibhaftig einen gewissen B., der mit der größten Verachtung von allem, was bisher in der Poesie geleistet worden, sprach, da dies doch nur einzelne schwache, nicht der Rede werte Versuche und Vorstudien zu dem „Gedicht an sich“, dem „großen Weltgedicht“ seien, das er selbst nach Hegelschen Prinzipien zu verfassen gedenke. Er wußte hierüber so viel und so beredt zu sprechen, daß er eine ganze Anzahl von jungen Leuten dadurch bethörte und von ihnen als der künftige Messias der Poesie verehrt wurde. — Jetzt liegt das ganze schallende Wortgebäude der Hegelschen Philosophie in Trümmern, und wenn man den einst hochgefeierten Meister der Spekulation und Dialektik einen Charlatan nennt, so erscheint dies nach dem Hohn und Spott, den Schopenhauer über ihn ausgegossen hat, noch als eine schonende Bezeichnung. Das Miasma, das sich aus seinen Werken und von seinem Katheder durch Deutschland verbreitete, ist jedoch noch nicht völlig verflogen und gibt sich nicht selten in dem mündlichen wie schriftlichen Jargon angeblicher Philosophen kund. Erfreulich ist es übrigens, daß mehrere Mitglieder der Hegelschen Schule, deren frühere Bücher durch das spekulative Kauderwelsch entstellt waren, später zur Vernunft, und zwar nicht zur absoluten, sondern zur wirklichen, gekommen sind. Wenn man auf die überstandene und sich nur noch in einigen Nachwehen verratende Epidemie zurückblickt, möchte man freier aufatmen. Aber leider drängt sich sogleich die Wahrnehmung auf, daß schon wieder andere kontagiöse

Krankheiten auf dem Gebiete des Geistes aufgeschossen und noch in der Ausbreitung begriffen sind.

Wenn ich in Berlin den Naturgenuß, der mir immer Bedürfnis gewesen ist, schmerzlich entbehren mußte und von den Ausflügen in die Umgegend immer unbefriedigt zurückkehrte, so bot mir die Stadt doch manches Interessante; ich traf hier einen der größten Kunstkenner unserer Zeit, Karl Eugen von Liphart wieder, den ich früher in Florenz kennen gelernt hatte, und von dem ich dort in das Verständnis und in das Studium der italienischen Malerei eingeweiht worden war. Die Freude an der bildenden Kunst ist mir, wie ich glaube, nicht gleich derjenigen an der Poesie angeboren; ich habe nie eine Linie gezeichnet oder einen Pinselstrich gethan und besitze wahrscheinlich auch gar kein Talent zum Zeichnen oder Malen. Allein durch das Sehen von Bildern erwachte in mir die Neigung zu näherer und wiederholter Betrachtung derselben, das Streben zu tieferem Eindringen in die Geheimnisse der Kunst, und ich würde den Genuß wie die Belehrung, die ich aus dieser Beschäftigung geschöpft, für Nichts hingeben. Mit Liphardt besuchte ich sehr oft das Berliner Museum und besichtigte dessen Schätze aufs eingehendste. In Bezug auf die altitalienischen Schulen war dies wie eine Fortsetzung meiner in Florenz begonnenen Kunstwanderungen. Es herrscht im großen Publikum das Vorurteil, die Berliner Sammlung sei nicht sehr wertvoll; mir erscheint sie dagegen als hochinteressant und in mancher Hinsicht als einzig in ihrer Art. An Hauptwerken der größten Maler steht sie allerdings, um hier nur von den deutschen Galerien zu reden, hinter denen von Dresden, München und Wien bedeutend zurück; solche Schätze waren ihr, da sie hauptsächlich erst in unserem Jahrhundert gebildet worden ist, nur in wenigen Fällen erreichbar. Dagegen besitzt sie einen Ueberfluß von trefflichen Gemälden der Zeit, welche der Blütenperiode

der Malerei unmittelbar vorherging. Wo außerhalb Italiens trifft man so viel Ausgezeichnetes von den älteren Venetianern und Toskanern? Aber selbst von den Meistern ersten Ranges ist einiges Unvergleichliche vorhanden; zum Beispiel Tizians Selbstporträt erscheint mir als unschätzbar, und in Deutschland findet sich wohl kein anderer so schöner Murillo, wie der „Heilige Antonius", der das Christkind in seinen Armen hält.

Durch Liphart kam ich auch mit anderen hervorragenden Kunstfreunden in Berührung, wie mit dem feinsinnigen und gelehrten K. Friedr. v. Rumohr. Derselbe steht noch heute wegen seiner „Italienischen Forschungen" unter den Männern des Fachs in hohem Ansehen. In dem Kreise, in welchen ich so hineingezogen wurde, hörte ich manche Diskussionen über die Echtheit oder Unechtheit eines Bildes, über die Frage, ob dasselbe von dieser oder jener Hand gefertigt, ob und an welchen Stellen es übermalt sei und so weiter; doch sind mir diese Punkte stets von untergeordneter Wichtigkeit gewesen. Lieber als mit derartigen Erörterungen, die mich im Genusse von Kunstwerken nur stören, unterhielt ich mich mit Rumohr über literarische Gegenstände oder über seine Reisen. Auch noch später bin ich ihm an verschiedenen Orten begegnet und habe manches Interessante aus seinem Munde vernommen. Er war in seiner Jugend in Gesellschaft von Ludwig Tieck in Italien gereist und später viel mit Platen umgegangen. Von Letzterem behauptete er, daß er „die verhängnisvolle Gabel" in der Zeit von vierzehn Tagen niedergeschrieben habe, wodurch die vielverbreitete Meinung, dieser Dichter habe mit Mühe und Anstrengung produzirt, widerlegt wird. Er schilderte Platen als einen in Dingen des Alltagslebens sehr unpraktischen Menschen. Einst war derselbe bei ihm zu längerem Besuche auf seinem Landhause in der Nähe von Siena. Rumohr erkundigte sich nach einigen Tagen, ob der Gast auch mit dem

ersten Frühstück, das ihm auf seinem Zimmer servirt ward, zufrieden sei. Hierauf rühmte Platen den Kaffee als ausgezeichnet, klagte aber, der Zucker, den man ihm bringe, sei gar nicht süß. Auf die Untersuchung, die nun angestellt wurde, zeigte sich, daß der angebliche Zucker Mehl gewesen war und daß Platen dies zum Süßen seines Kaffees verwandt hatte. Wenn Rumohr manche belustigende, doch immer harmlose und in gutmütiger Weise vorgetragene Anekdoten von Platen erzählte, so waren über ihn selbst deren noch viel mehr im Umlauf.

Ein gleich eingehendes Interesse wie der bildenden Kunst widmete er der Kochkunst; er behandelte sie nach ästhetischen Prinzipien und diskutirte über dieselbe wie über die umbrische Malerschule. Es war sein Grundsatz, daß beim Mittagessen über nichts Anderes, als über gastronomische Gegenstände gesprochen werden dürfe, und er konnte außer sich geraten, wenn Jemand dem Gespräche eine andere Wendung zu geben suchte. So oft er auf seinem Gute in Holstein Gäste bei sich hatte, mußten diese vor dem Diner schwere Steine mit ihm schleppen, um sich gehörigen Appetit zu machen. An der Tafel war dann sein Sitz so geordnet, daß er unmittelbar in die Küche sehen und seine Weisungen für das Anrichten der verschiedenen Speisen geben konnte. Eine Schafherde ließ er verwildern, indem er behauptete, das Fleisch der Tiere bekomme dadurch einen Wildgeschmack wie das der Rehe. Am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. und an dem des Königs von Dänemark war er als geistvoller Mann und angenehmer Gesellschafter gern gesehen und soll bisweilen seine kulinarische Geschicklichkeit in Gegenwart der beiden Monarchen in einer kleinen portativen Küche, die er auch auf seinen Reisen bei sich führte, entfaltet haben. Als er einst Abends mit Extrapost von Florenz in Rom angelangt war, sah er seinen Vorrat von Schnupftabak

erschöpft und ließ es seine nächste Sorge sein, sich neuen zu verschaffen, fand aber keinen solchen, der seinem sehr verwöhnten Sinne zusagte und reiste höchst verstimmt, alle Kunstgenüsse der ewigen Stadt im Stiche lassend, schon am nächsten Morgen wieder nach Florenz zurück.

Als Universitätsfreunde, welche zu fast täglichem Umgange mit mir zusammenkamen, erwähne ich besonders Heinrich Kruse, der sich später als dramatischer Dichter vorteilhaft bekannt machte, ferner H. Pilet und Julius St. Pierre. Beide Letzteren widmeten sich mit Eifer den juristischen Studien und ließen mich hierin weit hinter sich zurück. Aber sie hatten sich lebhaften Sinn auch für allgemeine Interessen bewahrt und gingen teilnehmend auf die Bestrebungen ein, die ich verfolgte. Je weniger die Umgegend von Berlin Naturreize bietet, desto lebhafter war unser Drang, das zu genießen, was in dieser Hinsicht auf den sandigen Flächen der Mark vorhanden ist. Wir vereinigten uns im Sommer häufig zu großen Spaziergängen, und die durch die schönste Freundschaft geadelten Abende, welche wir in den Pichelbergen, im Grunewald und bei Ruderfahrten auf der Spree und Havel verbrachten, strahlen so glänzend in meiner Erinnerung, als ob ich sie am Golf von Neapel verlebt hätte.

Neuntes Kapitel.

Träume von einem Nationaltheater. — Ernst Raupach. — F. Grillparzer. — Spontini. — Henriette Sontag.

Teils durch Lektüre, teils durch den häufigen Besuch des damals trefflichen Frankfurter Stadttheaters waren meine Gedanken bereits früh auf das Drama gelenkt worden, und es schwebte mir als eines der höchsten Ziele meiner Wünsche vor, noch die Blüte eines deutschen Nationaldramas zu erleben. Wenn ich einen Rothschild oder Herzog von Westminster um ihren Reichtum beneidete, so geschah es nur, weil ich derartige Schätze angewandt haben würde, um ein solches Nationaltheater ins Leben zu rufen. Welch ein Verdienst, dachte ich mir, wenn ein Privatmann seinem Volke ein so unschätzbares Geschenk machte, während Könige und Fürsten mit den reichen Mitteln, welche ihnen zu Gebote stehen, durch die verkehrte Art von deren Verwendung doch nur den immer tieferen Verfall des Theaters bewirken. Ein einziges Beispiel ist mir bekannt, daß ein Privatmann aus eigenen Mitteln theatralische Vorstellungen nicht etwa bloß von kleinen Stücken durch Liebhaber, sondern von großen Dramen durch wirkliche Künstler veranstaltet hat. Es war der Graf von Hahn, der dieses im ersten Viertel unseres Jahrhunderts auf seinem Gute in Mecklenburg that, indem er berühmte Schauspieler, wie Iffland, dorthin berief. Allein eine Bedeutung für die Kunst, für Förderung der dramatischen Poesie hatte dieses Unternehmen gar nicht; es wurden

auf dem Landsitze im Obotritenlande bekannte Schauspiele dargestellt, die man ebenso gut auch in Berlin sehen konnte, und als Graf Hahn, bankerott geworden, seiner Manie für das Theater nur noch dadurch frönen konnte, daß er mit wandernden Schauspielertruppen als deren Zettelverkäufer umherzog, war nur er selbst deshalb zu beklagen, die dramatische Poesie hatte dabei nichts verloren. Die Ueberzeugung, welche sich mir aufdrängte und später immer mehr bei mir befestigt hat, war, daß ein deutsches Nationaltheater, welches wirklich diesen Namen verdiene, einzig auf dieselbe Art zu stande kommen könne, wie dieses mit der englischen und spanischen Bühne des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts der Fall war.

Da ich mich nicht mit so großen Glücksgütern gesegnet fand, um auch nur im kühnsten Traum an die Gründung eines Theaters, auf dem sich meine Idee verwirklichen sollte, denken zu dürfen, glaubte ich doch auf andere Weise in der nämlichen Richtung nützlich wirken zu können, wenn ich nämlich in zwei Werken zeigte, wie die englische und spanische Bühne zu einer solchen Höhe gelangt seien. Die Hauptbedingung hierzu war offenbar einmal, daß in London und in Madrid Schauspielhäuser errichtet wurden, in denen fortwährend neue dramatische Werke zur Aufführung gelangten, und zweitens, daß keine willkürlichen Regeln, wie sie das französische und italienische Drama schon im Aufblühen geknickt haben, die Thätigkeit der Dichter hemmten und den Flug ihres Geistes lähmten. Selbst der Genius eines Shakespeare und Calderon und der anderen Dramatiker ihres Zeitalters würde nicht vermocht haben, das zu gestalten, was wir noch heute bewundern, wenn sie ihre Werke nur mit großer Mühe und unter Chicanen aller Art zur Darstellung hätten bringen können, oder wenn sie sich bei ihren Produktionen den Gesetzen anmaßender Kunstrichter unterworfen hätten. Nur das eine

meiner projektirten Werke ist später vollendet worden. Wenn ich mich aber bei der Abfassung und Publikation desselben der Hoffnung hingab, es werde die Wirkung haben, dadurch, daß es den richtigsten Weg zur Erlangung dieses Zieles wiese, die Hervorrufung einer deutschen Nationalbühne zu fördern, so habe ich mir im Verlaufe der Jahre immer mehr eingestehen müssen, daß ich mich getäuscht. Die einzelnen wohlgemeinten Bestrebungen, die deutsche Bühne und dramatische Poesie zu fördern, haben sich in gerade entgegengesetzter Richtung von derjenigen bewegt, die ich für die einzig ersprießliche halte, und sind daher auch, wie dies allseitig zugestanden wird, erfolglos geblieben. Ein Volk, welchem die Theaterdirektoren zu ihrer Ehrenrettung ein- oder ein paarmal wöchentlich die anerkannten Dramen einer früheren Periode vorführen, besitzt dadurch keine lebendige dramatische Poesie, ebensowenig als es sich deshalb einer bildenden Kunst erfreut, weil es alte Gemälde und Statuen in den Museen aufspeichert; beides zu thun ist sicher lobenswerth. Allein wie es ein monströser Gedanke wäre, in einer Galerie zwischen die Werke von Raphael, Tizian und Rubens hier und da das Bild eines lebenden Malers zu hängen, so ist es nicht minder derjenige, auf einem Theater, wo in der Regel Opern oder Possen abwechselnd mit wirklichen Meisterwerken gespielt werden, jährlich ein paarmal ein neues Trauerspiel in Scene zu setzen. Dennoch geschieht dieses überall in Deutschland, und die Intendanten bilden sich noch gar ein, die lebende dramatische Poesie zu fördern, wenn sie ihr einen solchen Bettelpfennig hinwerfen. Es kann dies zu gar nichts führen; die neuen Stücke, die noch dazu, um zur Darstellung zu gelangen, erst durch ein zehnfaches caudinisches Joch gehen müssen, erscheinen von vornherein unter den ungünstigsten Verhältnissen, indem den neuen Produktionen die längst anerkannten Meisterwerke, deren Helden die nämliche Bühne kurz vorher mit ihrem Kothurnschritt erschüttert haben, entgegen-

gehalten werden, um sie zu zermalmen. Aber selbst Shakespeare's Dramen waren einmal jung und wurden, wiewohl sie unter unendlich vorteilhafteren Bedingungen auftraten, anfangs keineswegs in ihrer Bedeutung erkannt. Es hat mehr als ein Jahrhundert gedauert, bis sie zu ihrer jetzigen Geltung gelangten, und lange Zeit hindurch wäre Derjenige für ungebildet und urteilslos gehalten worden, der seine Trauerspiele denen des Corneille oder Racine auch nur annähernd hätte gleichstellen wollen. — Nach dem Gesagten bin ich der Ueberzeugung, ein deutsches Nationaltheater könne nur dann erblühen, wenn eine Bühne gegründet würde, auf welcher mit Ausschluß von Opern, Possen und längst bekannten Werken nur neue Dramen im höheren Stil zur Darstellung gelangten und die es den Dichtern möglichst leicht machte, ihre Stücke dem Publikum vorzuführen. Wo ist der Deutsche, der sich das unsterbliche Verdienst erwirbt, durch Aussetzung eines Vermögens, das nicht einmal ungeheuer zu sein brauchte, zu solchem Zwecke seinem Volke ein so unschätzbares Geschenk zu machen? Freilich, damit diese Bühne und die dramatische Poesie auf ihr gedeihen können, ist noch etwas anderes nötig: die Beseitigung eines Unfugs, der eben jetzt in Deutschland im höchsten Grade grassirt. Kann man sich denken, daß irgend einer der großen Dramatiker seine Werke zu stande gebracht hätte, wenn er die mindeste Rücksicht auf eine solche Kritik genommen, wie sie heute in hunderten von Schriften und Tagesblättern geübt wird? Alle die zahllosen wilden und ausschweifenden Stücke, welche die altenglische und altspanische Bühne und ebenso auch die deutsche in der Sturm- und Drangperiode überschwemmten, haben nicht so vielen Schaden angerichtet, wie eine derartige Kritik. Im Gegenteil waren sie der fruchtbare Boden, auf welchem die Werke von Shakespeare, Calderon und Schiller erwuchsen. Schon im alten England und Spanien wurde von einer starken Partei der Versuch gemacht, der Thätigkeit der Dichter durch

Beurteilung nach stereotypen, aber keineswegs stichhaltigen Regeln Fesseln anzulegen; allein derselbe blieb fruchtlos. Frankreich, nachdem seine Poesie durch die Boileau'schen Vorschriften so lange verkümmert worden, hat sie beseitigt. Dagegen treibt jene Kritik bei uns, wenn auch in etwas veränderter Weise, noch immer ihr verderbliches Spiel. Da offenkundig die Tageskritik in unzähligen Fällen das Gute herabgewürdigt, das Schlechte dagegen gepriesen, da sie die mittelmäßigsten Poeten enthusiastisch gefeiert, während sie Uechtritz, F. Wetzel, F. v. Heyden und andere begabte, ernst strebende Dichter verunglimpft oder ignorirt hat, so läßt sich zwar schwer fassen, wie sie sich nicht längst um jeden Kredit gebracht. Dennoch ist es sicher, daß noch mancher im Publikum ihr immer sein Ohr leiht, und es darf dies als einer der niederschlagendsten Belege für die traurige Beschaffenheit der Durchschnittsbildung des „zweibeinigen Geschlechts" gelten. Für die Nationalbühne, wie ich sie mir träume, läßt sich jedoch vielleicht folgende Hoffnung schöpfen: Wenn beständig neue Dramen über die Bretter gehen und die Kritik jedes derselben mit ihrem Gekläff begrüßt, so wird zuletzt Niemand mehr darauf acht geben, wie ich auf meinen orientalischen Reisen nur in den ersten Nächten durch das unaufhörliche heisere Geheul der Schakals gestört wurde, mich bald aber so daran gewöhnte, daß ich es gar nicht mehr bemerkte.

Ueber die deutsche Bühne übte damals Raupach eine Art von Alleinherrschaft in Bezug auf die darzustellenden Stücke. Ich denke noch heute mit Vergnügen an die Aufführung mancher seiner Dramen zurück; und nachdem ich noch mehrere Jahre später dieselben Stücke von neuem gesehen, glaube ich Schopenhauer beistimmen zu müssen, wenn er sagt (Paralip. II. Bd. 2. Aufl. S. 72): „Man ist heutzutage ungerecht gegen Raupach, zollt hingegen den Fratzen armseliger Pfuscher seinen Beifall." Er hatte allerdings nur eine schwache poetische Ader und ihm

fehlte damit die Hauptsache zu einem bedeutenden Dramatiker; die „zehnmal abgebrühte“ Schiller'sche Phrase, die er gar zu viel anwendet, hat, besonders nachdem sie aus der Mode gekommen, dazu beigetragen, ihn in Mißkredit zu bringen. Allein wenn auch kein eigentlicher Dichter, so war er doch ein achtbarer Theaterschriftsteller, und mit einigen seiner Trauerspiele, unter denen wohl „Isidor und Olga“ am höchsten steht, ließe sich sicher noch heute eine bedeutende Wirkung auf der Bühne erzielen. — Es ist wahr, daß Raupach neben Respektablem auch vieles Mittelmäßige hervorgebracht hat; indessen Denen, die nur dies betonen, muß man entgegenhalten, daß selbst große Dichter Schwaches produzirt haben und schlimm davonkommen würden, wenn man solches, mit Außerachtlassung ihrer ausgezeichneten Leistungen, zum Maßstab für ihre Schätzung nehmen wollte. Wenn Raupach oft ein Vielschreiber gescholten und daraus der Schluß gezogen wird, seine so hastig hingeworfenen Stücke müßten wertlos sein, so ist auch dies in mehrfacher Hinsicht falsch. Erstens ist Raupach an Fruchtbarkeit nicht nur hinter Lope de Vega und Calderon, sondern auch hinter den griechischen Tragikern, ja selbst hinter Shakespeare zurückgeblieben; zweitens zeigen diese Beispiele, daß, wenn er wirklich ein solcher Polygraph, wie behauptet wird, gewesen wäre, deshalb seine Stücke mit nichten schlecht zu sein brauchten. Was wohl am meisten dazu beigetragen hat, ihn zu stürzen, war seine Anmaßung, daß er ein Monopol für die Dramenaufführung zu haben behauptete und bei seinem Einfluß auf die Intendanz und Regie, wenigstens in Berlin, die Werke aller anderen Dichter von der Bühne fern zu halten wußte. So bildete sich eine förmliche Koalition gegen ihn und die literarische Clique, die damals die deutsche Presse zu beherrschen begann, machte ihn zur Zielscheibe ihrer täglichen Angriffe. Nach diesen Artikeln schien es, als wäre nur Raupach ein Hindernis für das Aufblühen des deutschen Theaters, als

würden wir, sobald nur seine Stücke beseitigt wären, uns einer wahren Nationalbühne erfreuen. Nun ist zwar die Beseitigung von etwas ganz Schlechtem schon an sich ein Vorteil; so völlig schlecht waren aber die Raupach'schen Schauspiele nicht. Nur wenn sie durch etwas Besseres ersetzt worden wären, hätte man sich zu ihrer Verdrängung Glück wünschen können. Daß nun aber die Stücke, welche zunächst an ihre Stelle traten, besser oder auch nur gleich gut gewesen wären, wird kein Einsichtiger behaupten wollen. Sie rührten meist von Autoren her, die sich in den verschiedensten Fächern der Literatur versuchten und abwechselnd politische Aufsätze, Feuilletonartikel, Reiseskizzen, Romane und Dramen schrieben, je nachdem sie beim Publikum damit Glück zu machen hofften. Die Hauptsache, welche Raupach gefehlt hatte, um ein bedeutender Dramatiker zu sein, war der volle und hinreißende Strom der Poesie gewesen; es hatte sich davon nur ein dünnes Bächlein durch seine Stücke ergossen. Allein die Autoren, die nun an seiner Stelle von den Brettern Besitz nahmen, litten hieran noch weit entschiedener Mangel. Auch Stücke, wie „Der Sohn der Wildnis" und „Griseldis", die eine Zeit lang besonders die Frauen entzückten, wird doch kein Urteilsfähiger den besseren von Raupach vorziehen oder nur gleichstellen wollen. Ein Dramatiker lebte freilich damals und stand noch in voller Kraft, der das Recht besaß, Raupach zu stürzen, und dessen Stücke durch die eigenen besseren, zugleich poetisch wertvollen und theatralisch wirksamen in den Hintergrund zu drängen; es war dies Grillparzer. Die völlige Unzuverlässigkeit des öffentlichen Urteils über Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur und die Wandelbarkeit desselben hat sich vielleicht nie schlagender gezeigt als an seinen Werken. Während vieler Dezennien, bis in das Greisenalter des Dichters hinein, wurden die letzteren fast allgemein mit der größten Geringschätzung behandelt. Unter den Schriften des genialen Engländers

Carlyle, der die deutsche Literatur sehr genau kannte, findet sich ein ausführlicher Aufsatz über Grillparzer, dessen beste Trauerspiele König Ottokar, Sappho und Medea er ausdrücklich hervorhebt. Schon der Titel „Deutsche Schauspielschreiber", den dieser Aufsatz führt, kennzeichnet dessen Tendenz. Carlyle sagt, er kenne bis jetzt von Grillparzer noch keine Scene oder Zeile, die etwas mehr als mittelmäßig wäre, und kommt schließlich zu dem Resultat, daß derselbe noch unter Müllner stehe. Tieck, der lange Zeit hindurch für die höchste Autorität in Sachen des Theaters galt, nannte den trefflichen Oesterreicher einen „Dichter für Karaiben". Der als Aesthetiker das größte Ansehen genießende Philosoph Solger endlich spricht schlechthin von „Grillparzer und ähnlichem Schund". — Ich meinerseits habe mich nie von den ungünstigen Urteilen, die um mich her im Schwange waren, beeinflussen lassen, vielmehr oft darunter zu leiden gehabt, daß ich nicht in das Horn des Tages stieß. Auf einer Ferienreise, die ich von Berlin nach Wien machte, hatte ich das Schauspiel „Der Traum ein Leben" gesehen und mich sehr daran erfreut. Nicht lange nachher sollte dasselbe in der preußischen Hauptstadt auf dem Königsstädtischen Theater zur Darstellung kommen, und ich suchte in meiner Begeisterung möglichst viele meiner Bekannten zu veranlassen, daß sie der ersten Aufführung beiwohnten. Natürlich war ich nicht karg in meinen Lobeserhebungen des Stückes, und es gelang mir auch, eine beträchtliche Anzahl literarisch gebildeter Personen, darunter mehrere Professoren, beispielsweise den berühmten Lachmann, zum Besuche des Theaters am betreffenden Abend zu bewegen. Bei keinem dieser durch mich geworbenen Zuschauer indes fand die Dichtung eine auch nur halbwegs freundliche Aufnahme. Alle stimmten dahin überein, etwas Elenderes sei kaum je produzirt worden, und ich, der ich ein solches Machwerk gepriesen, für völlig unfähig zu erachten, in literarischen Dingen

mitzusprechen. Jetzt hat sich die öffentliche Meinung in Betreff Grillparzers völlig geändert, und namentlich seine Landsleute sind sehr geneigt, ihn als unsern dritten großen Nationaldichter an Goethe und Schiller anzureihen. Wenn nun auch der früheren Verachtung eine Ueberschätzung gefolgt sein mag, so will ich mich doch auch dieser erfreuen, indem ich darin das Bestreben erkenne, die langjährige Unbill durch verdoppelte Anerkennung wett zu machen; Ueberschätzung von etwas Gutem ist immerhin besser als dessen Verkennung. Aber ohne ein bitteres Gefühl können weder Grillparzer selbst noch seine Verehrer bei den Huldigungen geblieben sein, die ihm allzu spät gezollt wurden; denn sie mußten sich sagen, daß die frühere langjährige Vernachlässigung dadurch nicht mehr vergütet werden könne. Durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die Feindseligkeit der Kritik war Grillparzer so entmutigt worden, daß er in der zweiten Hälfte seines Lebens, welche immer reifere Früchte seines Talents hätte zeitigen können, seine Muse fast gänzlich feiern ließ, und daß die wenigen Produktionen, zu denen er sich noch aufraffte, nur zu viele Spuren an sich tragen, die zeigen, wie sehr seine dichterischen Kräfte unter der fortdauernden Gleichgiltigkeit seiner Zeitgenossen gelitten hatten.

Direktor der Oper war, als ich in Berlin studirte, noch Spontini, und die preußische Hauptstadt konnte stolz sein, diesen großen Meister den ihrigen zu nennen. Derselbe ist bald darauf durch Meyerbeer aus der Gunst des Publikums verdrängt worden. Welch ein Sturz! Die Vestalin durch Robert den Teufel, der olympische Zeus des Phidias durch eine Berninische Statue! Spontini war in seinen späteren Kompositionen, Olympia und Nurmahal, bedeutend von der Höhe seiner früheren Werke herabgesunken; aber in diesen steht er sicher als einer der größten Musiker aller Zeiten da. Besonders die Vestalin ist an Hoheit des Stils, an Gewalt des tragischen Pathos nicht wieder erreicht worden. Allein

auch Ferdinand Cortez hat eminente Vorzüge und die Scene der Empörung der Soldaten nicht ihresgleichen. So oft diese beiden Opern gegeben wurden, versäumte ich die Aufführung nicht. Daß dieselben jetzt fast überall vom Repertoire verschwunden sind, ist höchlich zu beklagen; das heutige Publikum weiß kaum mehr, welche Schätze mit ihnen begraben liegen. Ueber Opern waltet ein noch viel traurigeres Schicksal als über Tragödien; letztere können, auch wenn man sie nicht mehr darstellt, doch noch gelesen werden und so der Nachwelt Genuß bieten; Opern jedoch (und mit Oratorien, Symphonien und so weiter ist es derselbe Fall) sind, wenn sie nicht mehr aufgeführt werden, völlig verschollen; keiner kennt sie oder kümmert sich um sie. Wem ist jetzt noch Sacchini's einst hochgefeierter Oedipus, wem auch nur ein Takt aus den Opern von Gluck's berühmtem Nebenbuhler Piccini bekannt? Wer weiß von den Lieblingen unserer Großeltern, von Paer's Sargine's, Paisiello's Mulinara und Himmel's Fanchon mehr als den Namen? Ob die letztgenannten Opern verdienen, eine Auferstehung zu feiern, vermag ich nicht zu sagen, da ich sie nicht gehört habe; allein was Spontini's Vestalin und Ferdinand Cortez betrifft, so hoffe ich zur Ehre der Kunst, daß sie bald von ihrem Todesschlafe erstehen und siegreich von Geschlecht zu Geschlecht fortwandern werden.

Von Berlin aus kam ich ein paarmal wieder nach Frankfurt und begrüßte mit Freuden die Stadt selbst, sowie manche alte Bekannte dort. Wenn ich den Domturm erblickte, wenn ich die Berge des Taunus, an denen früher mein Auge so oft gehangen, blauen sah, war mir, als kehrte ich in die Heimat zurück. Nach dem Wunsche meiner Eltern viel mehr als nach eigener Neigung, besuchte ich auch die Frankfurter diplomatischen Soiréen. In diesen war die Gräfin Rossi für mich die interessanteste Erscheinung. Unter solchem Namen war die einst hochgefeierte Sängerin Henriette Sontag

die Königin der Gesellschaft. Ihrer hinreißenden Anmut und Liebenswürdigkeit konnten Wenige widerstehen; dennoch lag es nahe, daß Damen der hohen Aristokratie, ihr die bevorzugte Stellung beneidend, wegen ihrer Herkunft und ihrer Theatercarrière auf sie herabblickten. Eine minder geistvolle Frau als Gräfin Rossi würde nun gesucht haben, solche Antecedentien zu verheimlichen; sie dagegen sprach mit Vorliebe von der Zeit, als sie Opernheldin gewesen, und sagte unverhohlen, daß sie allen Glanz der vornehmen Welt, der sie jetzt umstrahle, gern für die Bravorufe und die Kränze hingeben würde, die ihr in der Rolle der Agathe und der Donna del Lago gespendet worden. Hierdurch schlug sie von vornherein alle Machinationen ihre Gegnerinnen nieder, und Damen des ältesten Adels blieb, wenn sie nicht lächerlich werden wollten, nichts Anderes übrig, als sich vor der ehemaligen Königin der Bretter zu beugen. Bei dem hohen Verstande, den Henriette Sontag sonst zeigte, ist es schwer zu begreifen, wie sie einem sardinischen Diplomaten, der durch die Heirat seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen wollte, die Hand reichen mochte. Der Erfolg davon konnte vorhergesehen werden. Graf Rossi brachte in wenigen Jahren das von der Gattin mühsam gesammelte Vermögen durch, und die Gräfin war genötigt, von neuem die Bühne zu betreten, auf welcher sie jedoch, da ihre Stimme sehr gelitten hatte, keine großen Triumphe mehr feierte.

Zehntes Kapitel.

L. Tieck. — Dresdener Musensitz. — Ad. v. Chamisso.

Einmal in den Ferien hielt ich mich monatelang in Dresden auf. Ich wanderte täglich unter den dortigen Kunstschätzen umher, bis ich sie mir alle so lebendig eingeprägt hatte, daß ich mir ihr Bild in jedem Augenblick wieder vor dem Geiste hervorrufen konnte. Aber der wichtigste Gewinnst, den mir das Verweilen in der sächsischen Hauptstadt brachte, war die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck. Sein Haus galt damals für eine Merkwürdigkeit Dresdens, und jeder Fremde von Bildung suchte Zutritt zu seinen berühmten Leseabenden zu erlangen. Es bestand daher für Tieck die Notwendigkeit, sich gegen bisher Unbekannte einigermaßen abzuschließen. Obgleich ich keine Empfehlung an ihn hatte, so brachte es doch eine glückliche Konstellation mit sich, daß ich unversehens sein Hausfreund wurde. Durch einen Buchhändler hörte ich, daß Tieck mit großer Begierde altspanische Bücher sammle und gerne gegen Doubletten, die er besitze, Ausgaben eintausche, die ihm noch fehlten. Nun hatte ich einige Bände des Lope de Vega in doppelten Exemplaren und begab mich mit denselben in das bekannte Eckhaus am Altmarkte, um sie dem Dichter darzubieten. Tieck war höchlich erfreut, und als er aus der Unterredung mit mir meine Belesenheit in den spanischen Dramatikern erkannte, ging er lebhaft auf dies Thema

ein. Er war ein leidenschaftlicher Bibliomane und zeigte mir mit Stolz die größten Schätze seiner Büchersammlung. Wenn sich ihm Gelegenheit bot, ein recht seltenes Buch zu erwerben, und seine beschränkten Mittel nicht dazu ausreichten, verbrachte er schlaflose Nächte. Mir selbst ist eine derartige Sammlerwut immer fremd geblieben; ich habe allerdings Fleiß und Mühe aufgewandt, um Bücher, die mir Interesse gewähren konnten, in meinen Besitz zu bringen. Indessen kam die Seltenheit derselben dabei für mich immer nur insofern in Betracht, als die Werke nicht auch in anderen Ausgaben existirten. Bei Lope de Vega und vielen sonstigen spanischen Dramatikern hat es Sinn, sich um die alten Editionen zu mühen und hohe Preise für dieselben zu zahlen, weil sie außerdem nie wieder gedruckt worden sind und weil man die darin enthaltenen Stücke nur aus ihnen kennen lernen kann. Aber den ersten Druck von Boccaccio's nachher noch hundertfach herausgegebenem Decamerone mit Gold aufzuwiegen, bloß weil er selten ist, dazu habe ich nie Neigung verspürt. Tieck jedoch war stolz darauf, solche Kuriositäten in seinen Bücherschränken zu bergen und stand mit Antiquaren aus allen Weltgegenden in Verbindung, daß sie ihm dergleichen lieferten. Er zeigte mir mit hohem Selbstgefühl die älteste Ausgabe der Novellen des Giraldi Cinthio, von der er behauptete, sie wäre nahezu ein Unicum. Nachdem ich stundenlang bei ihm gewesen, lud er mich ein, ihn Abends zu besuchen und seinen Vorlesungen beizuwohnen. Diese boten mir wohl Interesse, doch gestehe ich, daß mir das ungeheure Aufheben, welches man davon im Publikum machte, nicht begreiflich war und daß mir Sophokles wie Shakespeare mehr Genuß gewährten, wenn ich sie für mich las. Weit schöner dünkten mich die Stunden, die ich mit Tieck allein zubrachte. Der Zauber seiner Rede war ein außerordentlicher, und ich glaube, daß die Faszination, die er im Gespräche ausübte, dazu beigetragen hat,

seinen literarischen Ruf zu erhöhen. Seine Märchen und Novellen sind wohl das Beste, was er geleistet, und von keinen Späteren übertroffen worden; wenn sich durch Derartiges der höchste Kranz erringen ließe, so würde man ihm denselben zusprechen können. Aber diejenigen seiner Werke, auf welche seine Freunde seinen Anspruch auf unvergänglichen Ruhm gründeten, genügen selbst mäßigen Anforderungen kaum. Genoseva, die von den Romantikern als eines der größten deutschen Dichtwerke gepriesen wurde, Octavian, Fortunat und Zerbino haben zwar sehr gute burleske Scenen, allein sie sind formlos im höchsten Grade und in den ernsten Bestandteilen gebricht es ihnen an wahrer Poesie, die vielfach durch Klingklang und äußeren Aufputz ersetzt wird. Der Gestiefelte Kater dagegen verdient als Muster des Tieckschen Humors auf die Nachwelt zu kommen; auch der Blaubart darf nicht unterschätzt werden, denn er enthält trefflich ausgeführte Charaktere und ergreifende Situationen; nur dürfte auszusetzen sein, daß man oft nicht weiß, was ernst gemeint ist und was nur Scherz sein soll. In letzteren Stücken stören auch die Verse nicht, welche immer die schwache Seite dieses Romantikers waren, obgleich er sich in den schwierigsten Formen, in Sonetten, Ottaven, Terzinen mit Vorliebe bewegte. Man hat Tieck systematische Feindseligkeit gegen Schiller vorgeworfen; hier muß ich ihn indes in Schutz nehmen. Wenn er sich in der Zeit, als die Schlegel (namentlich Friedrich) mit Schiller zerfallen waren, parteiisch zu diesen gesellt haben mag, so hat er doch später in den dramaturgischen Blättern edel und würdig über den Wallenstein gesprochen und an verschiedenen Stellen seiner Schriften, wie mündlich gegen mich, keinen Hehl aus seiner Bewunderung der Räuber, sowie der Gedichte der Anthologie gemacht. Wenn man oft seine hohen Verdienste um Shakespeare preist, so halte ich dies Lob für sehr übertrieben; dasselbe beruht auf Unkenntnis. Tieck hat Schlegel's unübertreffliche Shakespeare-

Übersetzung von neuem herausgegeben und die von diesem übergangenen Stücke nicht etwa selbst übertragen, sondern in einer Uebertragung Anderer hinzugefügt. Was seine verschiedenen Aufsätze über Shakespeare mit den Entdeckungen, die er in dem großen Briten gemacht haben will, betrifft, so erscheint mir deren Wert als problematisch; wenn er behauptete, in dem Monolog des Hamlet sei gar nicht vom Selbstmord die Rede, und der Lady Macbeth einen weichherzigen Charakter zuschrieb, so ist er oft deshalb verspottet worden. Dessenunerachtet hat sich diese Manie, in Shakespeare Dinge zu sehen, die kein Anderer zuvor erblickt, von ihm noch auf Spätere fortgeerbt. Diejenigen, welche dies thun, pflegen große Bewunderung des Sängers vom Avon zur Schau zu tragen; indessen zielt ihr Verfahren im Grunde auf eine Herabsetzung desselben ab, denn ein guter Dichter wird sicherlich seine Intentionen nicht so verstecken, daß sie Generationen hindurch von Keinem geahnt werden und erst nach Jahrhunderten ein Kommentator desselben sie entdeckt.

Dresden war damals ein etwas verödeter Musensitz, obgleich die Poeten, denen es seinen Ruhm als solcher verdankte, zum Teile noch lebten. Friedrich Kind, Theodor Hell, Friedrich Laun, Gustav Schilling und wie die anderen Götter dieses Parnasses hießen, hatten die Gunst des Publikums allmälich verloren und waren mehr oder weniger verstummt, weil sie kaum noch Leser fanden. Niederschlagend ist es, zu denken, daß die Werke dieser Schriftsteller, die ein ganzes Menschenalter hindurch vom Publikum verschlungen wurden, nun sogar aus den Leihbibliotheken verschwunden sind. Schon eine zweite oder gar dritte Reihe gleich beliebter Romane und Novellen ist ihnen gefolgt und auf gleiche Weise beseitigt worden. — Tieck, der die genannten, von Platen's Geißel besonders schwer getroffenen Autoren an Talent, Geist und Bildung bei weitem überragte, hatte sie auch in der Gunst

der Lesewelt überdauert, und seine Novellen, deren er jährlich mindestens eine zu schreiben pflegte, wurden eifrigst gesucht. Doch war in der Presse eine Koalition vorhanden, die ihn unablässig verfolgte. Er empfand diese Angriffe schwer und äußerte sich mit großer Bitterkeit darüber; besonders, und mit Recht, war er empört über die Gehässigkeit, mit welcher die Tagesschriftsteller in das Innere seines häuslichen Lebens eindrangen. Selbst wären Tieck's literarische Leistungen so wertlos gewesen, wie jene Journalisten vorgaben, so hätte die Pietät gegen den schon im Greisenalter stehenden Dichter geboten, nicht Pfeile gegen ihn abzuschießen, die ihn ins tiefste Herz verwunden mußten. Allein die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß die besseren seiner Werke immer hoch über den Produktionen der jungen Literaten standen, die ihn in den Staub zu ziehen trachteten.

Die Belesenheit Tieck's in den italienischen, spanischen und englischen Dichtern und Historikern war, wie mir aus seinen Gesprächen erhellte, erstaunlich. Er sagte mir, da er seit vielen Jahren von der Gicht nahezu gelähmt sei und sich keine Bewegung durch Spazierengehen machen könne, dienten ihm seine Vorlesungen, sowie mündlichen Unterhaltungen statt der Motion und seien ihm Bedürfnis. Hieraus erklärt sich, daß er sich mit einem Studenten, wie ich damals war, so viel in Gespräche einließ. Er zeigte mir übrigens wahres Wohlwollen und hat mir dasselbe bis ans Ende seines Lebens bewahrt.

Ich wende mich nun nach Berlin zurück. Eine der ersten Personen, mit denen ich dort Verkehr hatte, war Adalbert von Chamisso gewesen, und ich besuchte ihn seitdem häufig. Derselbe gab damals mit Gustav Schwab einen Musenalmanach heraus, und es war der Ehrgeiz aller jungen Poeten, einige Verse von sich darin aufgenommen zu sehen. Schon als Gymnasiast hatte ich unter angenommenem Namen, den zu verraten ich mich wohl hüten werde, Gedichte an die

Herausgeber eingesandt und, fast zu meiner eigenen Verwunderung, eines in dem nächsten Jahrgang abgedruckt gefunden. Auch die folgenden Jahrgänge hatten noch Beiträge von mir enthalten, und ich war von einigen meiner Freunde, die sich vergebens um dieselbe Ehre bemüht, darum beneidet worden. Solche Musenalmanache sind meiner Meinung nach nicht eben ersprießlich für die Literatur, und noch weniger sind es die später an ihre Stelle getretenen, hauptsächlich mit lyrischen Gedichten erfüllten Zeitschriften. Es ist natürlich, daß die Herausgeber von beiden darnach trachten, vorzugsweise bekannte und geachtete Namen in ihnen vertreten zu sehen, und so werden denn die Dichter von Ruf mit Ungestüm zur Mitarbeiterschaft aufgefordert und lassen sich oft bloß aus Gefälligkeit bereit finden, Verse, denen sie selbst keinen Wert beilegen und die ihren Ruhm keineswegs vermehren können, zu veröffentlichen. Noch schlimmer aber ist es, daß solche periodischen Sammelwerke die Eitelkeit und den Dünkel der Dichterlinge nähren; wenn einer von dieser Gattung bemerkt, daß ein erträgliches Versstück von ihm, wie es freilich auch manche Andere hätten zu stande bringen können, in einem derartigen Taschenbuch oder Journal Aufnahme gefunden hat, so steigt ihm der Kamm gewaltig, und er hält sich fortan für einen Kandidaten der Unsterblichkeit. Ich will nicht von mir behaupten, daß ich damals mit zwanzig Jahren von einem ähnlichen Rausch frei gewesen sei, und die Anerkennung, die mir Chamisso persönlich für meine Beiträge aussprach, konnte jenen Rausch nur noch vermehren. Dennoch darf ich mir nachrühmen, daß mein Dichterwahn nicht lange anhielt. Gar bald erkannte ich, daß meine Verse zwar nicht schlechter als die meisten in jenen Almanachen enthaltenen, indes doch nur mittelgut seien, und ließ nun Dezennien vergehen, bis ich von neuem mit Gedichten vor das Publikum trat. Chamisso litt damals schon an der Brustkrankheit, die ihn wenige Jahre

nachher hinwegraffte, und es machte einen traurigen Eindruck, den ehemaligen Weltumsegler, in dessen Locken der Windhauch der Südsee, wie der des atlantischen Meeres gespielt hatte, in das enge Krankenzimmer eingeschlossen zu sehen. Er erzählte mir in einer Sprache, welche noch erkennen ließ, daß er kein geborener Deutscher war, viel von seinen Reisen. Einmal reichte er mir einen großen Stoß von Gedichten, die ihm für den Musenalmanach eingesandt worden waren, und bat mich, sie ihm vorzulesen. Ich kam seinem Wunsche nach, und nachdem er wohl eine halbe Stunde zugehört, sagte er: „Das ist ja alles recht elendes Zeug.“ Hierin konnte ich ihm nicht unrecht geben, es mußte wirklich eine verzweifelte Aufgabe sein, so viele mittelmäßige Reimereien, wie sie ihm zugeschickt wurden, zu mustern, um nur selten ein Körnchen zwischen der Spreu zu entdecken. Chamisso's eigene Gedichte scheinen mir teilweise zu den vorzüglichsten der neueren Zeit zu gehören. Die Perle seiner ganzen Sammlung ist unstreitig Salas y Gomez; für diese Erzählung hat er einen Lorbeerkranz verdient und sie ist des größten Dichters würdig.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo für mich die Notwendigkeit vorlag, meinen Lieblingsbeschäftigungen zunächst zu entsagen und mich auf das Examen vorzubereiten. Nach heftigem Kampfe riß ich mich von allem Anderen los, studirte während eines halben Jahres bis tief in die Nacht hinein Pandekten, deutsches Privatrecht, Wechselrecht und so weiter und bestand im Frühjahr 1838 die Staatsprüfung. Wegen der Aussicht, später in die Diplomatie übergehen zu können, trat ich in preußische Dienste; allein zunächst mußte ich nach der damaligen Vorschrift ein Jahr beim Gericht, ein weiteres bei der Regierung arbeiten. Mich traf das Schicksal, zuerst ans Kriminalgericht beordert zu werden; dort mußte ich acht bis neun Stunden des Tages Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenhitze Leichenobduktionen beiwohnen; und

wenn ich Nachmittags schon erschöpft nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Akten vor, aus denen ich dann noch Relationen anfertigen sollte. Auch Defensionen von Angeklagten lagen mir ob. Diese Zeit war die trostloseste meines Lebens, und auch als ich an das Stadtgericht versetzt wurde, ward es für mich nicht viel besser. Nachdem ich dreiviertel Jahre lang mich so in der Tretmühle der Geschäfte gemüht hatte, waren mein Nervensystem und meine Gesundheit völlig zerrüttet, und ich glaube sicher, daß ich zu Grunde gegangen wäre, wenn ich in der mir verhaßten Thätigkeit hätte ausharren müssen. Es mag Naturen geben, die auch mit gehäuften Berufsgeschäften ganz heterogener Art eine literarischer Thätigkeit zu verbinden vermögen. Das muß zum Beispiel bei Immermann und dem Verfasser der Serapionsbrüder, welche beide Jahrzehnte hindurch praktische Juristen waren, der Fall gewesen sein; meine Konstitution indes war nicht so stark. Daher schätzte ich mich glücklich, Urlaub auf ein Jahr nehmen und eine ausgedehnte Reise antreten zu können.

Elftes Kapitel.

Reise nach Sizilien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten, dem Sinai, Petra, Palästina, dem Libanon. Seefahrt über Malta nach Gibraltar. — Granada, Sevilla, Madrid; Lissabon, Cintra. Rückkehr über Southampton.

Als ich Berlin im Rücken hatte, war mir wie einem aus dem Kerker Befreiten. Meine lebhaftesten Wünsche richteten sich auf Spanien, aber der dort fortwährend wütende Bürgerkrieg nötigte mich, meiner Reise eine andere Richtung zu geben, und so ging ich denn, Italien nur durchfliegend, zunächst nach Sizilien, wo sich mir in den dorischen Tempeln von Selinunt und Agrigent zuerst die Herrlichkeit der griechischen Architektur zeigte und Palermo mit seinen Resten und Erinnerungen aus der Normannenzeit, und mit der selbst die Umgegend Neapels noch übertreffenden Pracht seiner südlichen Natur, einen bezaubernden Eindruck auf mich machte. Da sich verschiedene auf diese Reise Bezug habende Tagebuchblätter erhalten haben, welche später mitgeteilt werden sollen, werde ich übrigens dieselbe hier nur kurz berühren. Ich erstieg unter großer Anstrengung trotz des hochgehäuften Schnees schon im März den Gipfel des Aetna und hatte sodann auf der Ueberfahrt von Syrakus nach Malta ein fatales Abenteuer. Das kleine Küstenschiff, auf dem ich mich mit mehreren Reisegefährten befand, wurde in der Nacht von einer französischen Brigg übersegelt, und wir mußten uns glücklich schätzen, das nackte Leben zu retten.

Unser sämmtliches Gepäck ging zu Grunde. Unter meiner verloren gegangenen Habe beklagte ich am meisten die Manuskripte einiger von mir begonnenen Werke. Doch sagte ich mir bald nachher, es sei eben kein Verlust für die Welt, wenn sie auf dem Meeresboden ruhten. Glücklicherweise fügten sich in Malta die Umstände so günstig, daß ich bald nach Griechenland weiterreisen konnte. Auf der Ueberfahrt gesellte sich ein französischer Geistlicher zu mir, der ein großer Feind des Schweigens zu sein schien und, da er einen achtsamen Hörer an mir fand, nicht von meiner Seite wich. Er war lange Jahre als Missionär im Innern Afrikas thätig gewesen und begab sich jetzt von neuem dorthin. Seine Erzählungen von den Abenteuern, die er und verschiedene seiner Gefährten dort inmitten wilder Völkerschaften, zu denen kaum noch Europäer vorgedrungen, erlebt hatten, erregten meine höchste Teilnahme, und obgleich manche derselben fast fabelhaft erschienen, wurden sie doch in allen ihren Details auf so überzeugende Weise vorgeführt, daß ich sie nicht für erdichtet halten konnte. Erst nachdem der Missionär mich wohl zwei Tage lang auf solche Art unterhalten hatte, rückte er mit seinen religiösen Ueberzeugungen und mit der Absicht, mich zu denselben zu bekehren, hervor. Er versuchte Letzteres mit so feuriger Beredsamkeit und so einschmeichelnden Worten, daß er momentan wirklich meinen Sinn gefangen nahm. Aber als er so weit ging, sogar die Verfolgungen der katholischen Kirche gegen Andersgläubige zu rechtfertigen, weil es ja besser sei, daß ein Irrender den Tod erleide, als daß tausend Rechtgläubige durch ihn vom Pfad des Heiles abgelenkt würden, brach ich das Gespräch ab und sagte dem Proselytenmacher kategorisch meine Meinung. Wiewohl ich dies mit ziemlicher Heftigkeit gethan, versicherte er im Tone der Sanftmut und Milde, den er auch bei den Aeußerungen der höchsten Intoleranz nicht verlassen hatte, mein Seelenheil liege ihm aufs lebhafteste am Herzen und er

werde, auch wenn ich ihn zurückstoße, nicht aufhören, für dasselbe zu beten. Glücklicherweise waren wir am Ende unserer Fahrt. Beim Abschiednehmen umarmte mich der fromme Mann aufs herzlichste, und ich konnte wirklich, trotz des Vorgefallenen, nicht gegen ihn erzürnt sein, denn es war mir unzweifelhaft geworden, er sei keineswegs ein Heuchler, sondern folge im Reden wie im Handeln seiner innigsten Ueberzeugung.

Bei meiner Ankunft in Athen hatte ich ein merkwürdiges Zusammentreffen mit zwei Freunden. Schon in Bonn war ich mit Emanuel Geibel, sowie mit Ernst Curtius, deren erster sich nachher als Dichter, der zweite als Historiker und Archäolog ausgezeichnet hat, bekannt geworden; später in Berlin trat ich ihnen näher, trieb mit Curtius Italienisch und begann mit Geibel zusammen ein Trauerspiel zu schreiben, zu welchem Zwecke wir uns an bestimmten Abenden nach dem Vorbilde von Beaumont und Fletcher und ihrer Mermaid Tavern in einer Weinwirtschaft der Königsstraße vereinigten. Etwa im Jahre 1837 verließ Curtius die preußische Hauptstadt, um als Erzieher in das Haus des Professors Brandis nach Athen zu gehen. Den Abend vor seiner Abreise brachte ich noch mit ihm und Geibel in der Weinstube von Lutter und Wegener zu, welche durch E. T. A. Hoffmann's und des Schauspielers Devrient dort gefeierte lustige Abende bekannt ist, und beim Abschied tranken wir in feurigem südlichem Wein auf baldiges Wiedersehen in Athen. Weder Geibel noch ich hatten damals eine Aussicht, die Stadt des Perikles besuchen zu können. Wunderlicherweise jedoch fügte es sich, daß ersterer nicht gar lange darauf einen ähnlichen Ruf dorthin erhielt, wie er zuerst seinem Lübecker Landsmann geworden. Als ich dann etwa ein Jahr später eben vom Piräus in Athen angelangt war, begegnete ich sogleich bei meinem ersten Ausgang Curtius, und dieser führte mich alsbald zu Geibel, so daß unser Trinkspruch sich auf überraschende Weise erfüllt hatte. Wer war

glücklicher als ich, mich nun auf hellenischem Boden, in der Stadt zu finden, die seit lange mein ganzes Denken und Empfinden eingenommen hatte, unter den Säulen des Olympion wandeln zu können, vom Parthenon herab die Sonne über Salamis untergehen zu sehen und auf den Stufen des Dionysostheaters zu ruhen, während mein Geist die Scene wieder mit den auf dem Kothurn einherschreitenden Gestalten des Aeschylus und Sophokles, den in weißen, wallenden Gewändern die Thymele umschreitenden Chorsängern belebte.

Nach einigen in der Hauptstadt verbrachten Wochen durchzog ich einen beträchtlichen Teil von Nordgriechenland und fast den ganzen Peloponnes, wo ich längere Zeit in dem herrlichen Eurotasthale verweilte. Auf meiner weiteren Reise machte ich ausgedehnte Streifzüge durch Kleinasien, unternahm den Ritt über das Schlachtfeld von Troja nach Brussa, bestieg den bithynischen Olymp und fuhr nach den Prinzeninseln, sodann nach Konstantinopel. Von hier aus wendete ich mich wieder nach einem übel berechneten Plane, indem die heiße Jahreszeit mir hätte gefährlich werden können, gegen Süden. Ich sah die damals noch in unzerstörter Eigentümlichkeit prangende Wunderstadt Kairo und ließ mich, den sengenden Strahlen der Sonne trotzend, von einer Nilbarke nach Oberägypten führen, wo die kolossalen, wie Trümmer einer Titanenwelt in die Gegenwart hinüberragenden Ruinen von Theben alles, was ich bisher gesehen, in den Schatten stellten und mich beim ersten Anblick fast übermannten. Wohl eine Woche lang verweilte ich unter den gestürzten Tempeln und Palästen der hundertthorigen Stadt und brachte eine Nacht am Fuße des Memnonbildes zu; meine Hoffnung war, in der Frühe, wenn das Morgenrot sich auf dessen Stirne legte, den Gruß des Riesen an die aufgehende Sonne zu hören, von dem bei den Alten so viel die Rede ist und der nicht ganz Fabel sein

soll, weil nach der Aussage verschiedener Naturforscher die ersten Lichtstrahlen einen Ton aus dem Gestein hervorlocken. Nach Kairo zurückgekehrt, trat ich den anstrengenden Wüstenritt nach dem Sinai und der wunderbar in zerrissener Felsenwildnis gelegenen Ruinenstadt Petra an. Es waren überwältigende, unvergeßliche Momente, als ich mich zuerst in der Wüste befand und mein Auge nichts als den Himmel über mir und die unermeßlichen Sandhügel um mich her erblickte. Dieser Eindruck mußte noch weit gewaltiger sein als derjenige, den ich auf dem Meere gehabt; denn hier sah ich mich doch auch da, wo alle Küsten hinter mir verschwunden waren, immer durch das Schiff selbst, durch die Matrosen auf ihm und die mitreisenden Europäer noch an das verlassene Europa erinnert. In der Wüste dagegen schienen alle Bande, die mich an jenen Weltteil gefesselt, abgeschnitten zu sein. Mein Führer war der Einzige, der, obgleich Araber und in arabische Tracht gekleidet, notdürftig eine mir vertraute Sprache, die italienische, redete. Die Kameeltreiber und die übrigen zu der kleinen Karawane gehörigen Leute hielten mir beständig in ihrer Erscheinung und ihren Gebräuchen vor, daß ich in eine fremde Welt eingetreten. Ja oft meinte ich, die Gegenwart sei hinter mir versunken und ich in ein frühes Zeitalter der Menschheit zurückgekehrt. Wenn die Araber Abends, niederknieend und den Boden mit dem Haupte berührend, ihr Gebet gesprochen hatten, wenn dann, nachdem die Sonne dunkelrot über dem gelben, wogenden Sande verglüht war, das erstgeborene Heer der Sterne am Himmel emporstieg, zwang es mich oft, mich wie die Sabäer vor jenen ewig flammenden Lichtern in den Staub zu werfen. Ich dachte zurück, wie ich schon als Knabe vor meiner Eltern Hause mit Andacht und Sehnsucht zu diesen Gestirnen emporgeblickt, wie sie damals mir nur blaß durch die trüben Dünste des Nordens geschienen, die nun in der reinen Klarheit, in welcher das erste Menschenpaar sie gesehen,

auf mich herab strahlten. Aber solchen Augenblicken der Erhebung folgten doch wieder bange Stunden, und ich fragte mich, ob es auch recht sei, daß ich wider den Willen meiner Eltern und zu deren steter Sorge mich so in die Abenteuer und Gefahren gestürzt, die mit dieser Wüstenreise, besonders wegen der noch anhaltenden fürchterlichen Sommerhitze, verbunden waren. Wieder dann sagte ich mir, daß ein dunkler Trieb nach einem mir selbst unklaren Ziele mich ins Weite geführt habe und wie ich dieses Ziel nie erreichen würde. Mich befiel tiefe Niedergeschlagenheit, und wenn ich die Spuren unserer Dromedare hinter mir im flutenden Sande verschwinden sah, dachte ich, wie seit der Urzeit der Welt schon die Spuren unzählbarer Karawanen, welche diese Wüste durchzogen, vom Winde verweht worden seien, und wie auch von mir kein Andenken auf Erden zurückbleiben werde.

Mein fernerer Weg führte mich von Petra nordwärts über Hebron nach Jerusalem, dann nach Damaskus und Beirut, von wo ich noch eine lohnende Exkursion in den Libanon machte. Es war inzwischen Spätherbst geworden, und ich verließ nun den Orient, um mich zu Dampfschiff über Syra und Malta nach Gibraltar zu begeben. Eingezogene Erkundigungen hatten mich annehmen lassen, daß der Bürgerkrieg in Spanien im Erlöschen sei und daß ich den größern Teil dieses Landes ungehindert würde durchreisen können. Von Gibraltar aus brach ich zunächst nach dem Ziel meiner besondern Sehnsucht, nach Granada, auf. Obgleich der Beginn des Winters nicht mehr ferne war, ließ die unverschleierte Sonne doch die wildromantischen Schluchten der Felsenberge bei Alhama, die ich dorthin durchzog, noch in aller Glut des Südens strahlen. Man beneide mich, wie ich dann in den auf steile Höhen hingebannten Zaubergärten des Generalife an schäumenden Kaskaden träumen, von den Thürmen und hängenden Terrassen der Alhambra auf die unvergleichliche

Vega und zu dem vom goldführenden Darro durchrauschten Thalschlund hinunterblicken konnte! Dieser erste, nur kurze Aufenthalt in Granada fesselte mich mit einer Art von Magie an die alte Maurenstadt und hinterließ mir das unauslöschliche Verlangen, wieder zu ihr zurückzukehren. Doch für diesmal mußte ich mich losreißen, wenn ich alle die Pläne, die ich gefaßt, noch vor Ablauf meines Urlaubs ausführen wollte. Zunächst begab ich mich nach Sevilla und bekannte mir, als ich in Cordova die Omajjadenmoschee betrat, daß ich im ganzen Orient kein irgend damit vergleichbares Bauwerk gesehen hätte. — Von hier ging es nach Madrid; doch stellte es sich heraus, daß die Beruhigung des Landes noch nicht so weit vorgeschritten sei, wie mir berichtet worden. Die Gegend nördlich der Sierra Morena war durch umherstreifende carlistische Banden unsicher gemacht; die Diligence, welche zugleich die Einnahmen der Steuern für die Regierung nach der Hauptstadt brachte, wurde deshalb durch starke militärische Bedeckung eskortirt, und täglich konnten nur wenige Meilen zurückgelegt werden. Ich scheute jedoch diese beschwerliche Fahrt nicht, indem Madrid mir ganz besonders wichtig war, weil die Benützung der dortigen Bibliothek für die Vollendung meines Werkes über die dramatische Literatur und Kunst der Spanier mir notwendig schien. Nachdem ich geraume Zeit auf der königlichen Bibliothek und in der des Herzogs von Ossuna gearbeitet hatte, brach ich nach Portugal auf und gelangte nach langwieriger, nicht gefahrloser Reise über Merida und Badajoz nach Lissabon. Wenn ich oft gehört hatte, die Residenz der Könige von Portugal sei neben Neapel und Konstantinopel die am schönsten gelegene Stadt Europas, so konnte ich dieser Ansicht nicht ganz beipflichten, fand vielmehr, daß sie hinter den beiden Letzteren weit zurückstehe. Aber die wunderherrliche Kirche von Belem und der unfern davon gelegene alte Turm am Tajo, von wo die großen Expeditionen

der lusitanischen Seehelden ausgingen, imponirte mir sehr. Auch das unvergleichliche Cintra besuchte ich noch und empfing einen überwältigenden Eindruck von seiner zauberhaften Lage, so daß ich mir gelobte, bei nächster Gelegenheit dorthin zurückzukehren. — Mein Urlaub war, wie ich mir vorhalten mußte, schon um viele Monate überschritten, und so schiffte ich mich schweren Herzens von der portugiesischen Hauptstadt nach Southampton ein, von wo ich wieder nach der Heimat gelangte. Mir schauderte bei dem Gedanken, nun von neuem an den Aktentisch gebannt zu werden; allein mich empfing bei der Rückkehr die willkommene Nachricht, daß mir die Stelle eines Legationssekretärs bei der mecklenburgischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt angeboten worden sei. Dieselbe war noch vakant, und da ich wußte, daß eine solche Position mir reichliche Muße zu Studien und literarischen Beschäftigungen übrig lasse, nahm ich den Antrag alsbald an. Ich löste frohen Herzens das Band, das mich weiter in die geisterhebende preußische Beamtencarrière hineinziehen sollte, und nahm in dem mir schon lieb gewordenen Frankfurt meinen Aufenthalt.

Zwölftes Kapitel.

Frankfurt a. M. — Der Bundestag. — Böcking. — Gustav v. Struve. — Alex. v. Dusch. — v. Günderode. — Joh. Friedr. Schlosser.

Von jetzt an — dem Sommer 1840 — brachten die Verhältnisse es mit sich, daß ich Manches sah und erlebte, was für viele Andere von größerem Belang gewesen wäre, als für mich. Meiner Neigung nach hätte ich mich, müde des langen Umherschweifens, am liebsten auf Jahre in meine Studirstube zurückgezogen und mich ausschließlich mit Gegenständen beschäftigt, die den Interessen des Tages möglichst fern lagen: lieber mit den Völkerkriegen zwischen Iran und Turan, als mit den Streitigkeiten zwischen Nassau und dem Großherzogtum Hessen. Ich hätte lieber eine genaue Anschauung von dem Hofstaat des Kai Chosru gewonnen, als von dem des Königs Ernst August von Hannover; allein so sehr ich auch dem Himmel dafür dankbar sein muß, daß er mir in Frankfurt Muße vergönnte, wie ich sie lange entbehrt hatte, so war diese Muße doch nicht so andauernd und reichlich, wie ich sie wünschte, sondern ward durch die verschiedensten Zwischenfälle unterbrochen. Ich habe Manches von dem deutschen Staatsleben in der Nähe gesehen und bei der auf der öffentlichen Bühne in Scene gesetzten Aktion so manchen Blick hinter die Coulissen gethan, bin auch zu wiederholten Malen an fast alle Höfe Europas geführt worden. Doch will ich über diesen Teil meines Lebens nur wenige Andeutungen

geben. Politische Zustände, Verwicklungen und Vorfälle, die für die Geschichte im Ganzen von geringer Wichtigkeit sind, werden oft eine Zeit lang unendlich viel besprochen. Alle Zeitungsblätter sind davon erfüllt, und sie scheinen den Meisten von außerordentlicher Bedeutung zu sein. Aber schon nach einem Dezennium oder früher sind sie wie weggeblasen. Keiner zeigt noch Interesse dafür, und wollte man darauf zurückkommen, so würde es sein, als läse man alte Zeitungsartikel von neuem vor. Wer kümmert sich jetzt noch um die Debatten der badischen Kammer und die Reden von Idstein und Hecker, die in ganz Deutschland widerhallten, wer noch um den damals für ein Weltereignis gehaltenen Vorfall, als diese beiden Männer aus Berlin ausgewiesen wurden, oder um den „offenen Brief“ des Königs von Dänemark, in dem derselbe seine auf völlige Inkorporation von Schleswig-Holstein gerichteten Absichten kundgab? Ebensowenig würde eine Schilderung der verschiedenen Regentenfamilien, ihrer Höfe und der an denselben einflußreichen Persönlichkeiten bei einem späteren Geschlecht noch auf Teilnahme rechnen können.

Der nun seit einer Reihe von Jahren glücklich zu Grabe getragene deutsche Bundestag war ein höchst unzureichender Notbehelf, um Deutschland zusammenzuhalten, und man konnte von Anfang an voraussehen, daß ein so lose zusammengefügtes Gebäude bei der nächsten Erschütterung einstürzen müsse. Allein Denen, die nur Haß und Verachtung für diese Anstalt hatten, ließ sich doch entgegenhalten, daß ein schwaches Band der Einheit besser war, als gar keines, und daß ein festeres bei einer Staatenverbindung, welche zwei Großmächte in sich schloß, kaum zu finden war. Dies ist aber auch das Einzige, was zu Gunsten des Bundestages angeführt werden kann; seine Organisation war eine überaus mangelhafte, bei der das Zustandekommen von etwas Erheblichem, für ganz Deutschland Ersprießlichem von vorn herein fast zur Unmöglichkeit wurde. Aber

in der That gestaltete sich dies noch viel unheilvoller. Oesterreich wurde durch die Schwäche und Verblendung von Preußen in den Stand gesetzt, den Bundestag als eine Maschine zu benützen, durch welche es Deutschland im Sinne einer geistlosen, reaktionären und zugleich von allem Nationalgefühl entblößten Politik lenkte. Wenn es galt, irgend eine Freiheitsregung zu unterdrücken, wußte der österreichische Staatskanzler sich mit dem Berliner Ministerium über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen, und die Regierungen der kleineren Staaten wurden dann, wenn sie zu Widerstand geneigt waren, durch Metternich's Agenten bearbeitet, bis sie ihre Opposition aufgaben. So bestand denn die Thätigkeit, die der Bundestag entfaltete, neben Beschlüssen über die Titulaturen „Durchlaucht, Hoheit und Großherzogliche Hoheit" hauptsächlich in Unterdrückung aller liberalen Bestrebungen, in Knebelung der Presse; und während im Innern die sogenannten demagogischen Umtriebe mit brutaler Energie verfolgt wurden, zeigte der Bundestag gegen das Ausland die kläglichste Schwäche, als ob er gegen alle Empfindung für die Ehre des deutschen Namens abgestumpft wäre. Noch jetzt steigt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich an die Sprache zurückdenke, die damals das kleine Dänemark gegen uns zu führen wagte, an die Ohnmacht, mit welcher die angebliche deutsche Centralgewalt selbst die klarsten und dringendsten Forderungen des Rechtes dem Auslande gegenüber nicht durchzusetzen vermochte. Ein solcher Zustand der Erbärmlichkeit anstatt des großen mächtigen Vaterlandes, von welchem Arndt gesungen und das sich das deutsche Volk als Lohn seiner gewaltigen Anstrengungen in den Freiheitskriegen versprochen hatte, mußte auf die Dauer unerträglich sein, und der Gedanke daran erfüllte selbst Diejenigen mit Erbitterung, die sich von allem revolutionären Treiben ferne hielten.

Daß ich unter diesen Umständen einen Umsturz, durch den Deutschland eine bessere Gesammtgestaltung erhalten haben

würde, willkommen geheißen hätte, daß ich erkannte, jede am Bundestag entfaltete Thätigkeit sei unersprießlich, brauche ich nicht zu sagen. Glücklicherweise war meine Stellung nicht von der Art, daß mir zugemutet wurde, irgend etwas zu thun, was mit meinen Ueberzeugungen im Widerspruch stand. Die mir obliegenden Geschäfte waren von sehr unschuldiger Art, und so erfreute ich mich der vielen Zeit, die sie mir übrig ließen, um den Musen zu opfern; auch waren im damaligen Frankfurt mehrere gesellige Kreise, die mich sehr anzogen. Ein großer Irrtum wäre es, zu glauben, daß alle Bundestagsgesandten eingefleischte Reaktionäre oder geistlose Bureaukraten gewesen wären. Es gab darunter wahrhaft freisinnige Männer von hoher Bildung, die Alles, was in ihren Kräften stand, thaten, um der unseligen österreichischen Politik entgegen zu arbeiten und den Bundestag zu etwas mehr zu machen, als einer von Metternich geleiteten Polizeianstalt. Auch habe ich durch meine Bekanntschaft mit Staatsmännern verschiedener Richtungen es als eine beschränkte Parteiansicht betrachten gelernt, wenn Manche meinen, Diejenigen, welche eine den Ihrigen entgegengesetzte politische Tendenz verfolgen, müßten dies in böser Absicht thun. Gewiß gibt es sowohl Reaktionäre wie Revolutionäre, die in ihrem Handeln sich von unlautern, selbstsüchtigen Motiven bestimmen lassen; aber ich habe auch Männer gekannt, welche die erstere Richtung in extremster Weise verfolgten, jedoch dabei nur von der aufrichtigen Ueberzeugung geleitet wurden, jeder andere Weg führe in das Chaos und zur Entfesselung der rohen Massen. Auf der andern Seite habe ich mit Freiheitsschwärmern Umgang gepflogen, deren Umwälzungspläne, wenn sie mir auch verdammlich und für die wahre Freiheit gefährlich erschienen, keineswegs aus eigennützigen Trieben, sondern aus Begeisterung für einen geträumten idealen, leider nur praktisch nicht zu verwirklichenden Zustand hervorgingen.

Mit dem mir bald befreundet gewordenen russischen Legationsrat von Struve machte ich verschiedene Exkursionen, zunächst eine solche nach Trier, wohin ich später nie wieder gekommen bin. Die Fahrt auf der vielgewundenen Mosel, welche mehrere Tage in Anspruch nahm, entzückte mich. Auf dem Marktschiffe, mit welchem man damals diese Strecke zurückzulegen pflegte, traf ich den Bonner Professor Eduard Böcking, bekannt als Herausgeber von August Wilhelm Schlegel's gesammelten Werken. Derselbe, aus diesen Gegenden gebürtig, hatte das beschreibende Gedicht des Römers Ausonius „Mosella" ins Deutsche übersetzt und bereiste jetzt den Fluß sowie seine Ufer, um die schon gemachten topographischen Erläuterungen zu seiner Arbeit zu berichtigen und zu vervollständigen. Es hätte sich daher kein besserer Führer für die Reise finden lassen. Professor Böcking war sehr erfreut, einen achtsamen Zuhörer zu finden, dem er seine Uebersetzung nebst dem Kommentar dazu vorlesen konnte. In dem Gedicht des Ausonius muteten mich einige reizvolle Schilderungen lebhaft an, und es gewährte mir Vergnügen, mir nach seiner Darstellung die mit Rebenhügeln und Burgen gekrönten, felsenumgebenen Ufer, an denen das Marktschiff hinglitt, in dem Zustande auszumalen, wie sie in der späteren Kaiserzeit waren, als zahlreiche luxuriöse Villen und Prachtgärten vornehmer Römer diese Gestade schmückten. Wäre nicht das Gedicht des Ausonius vorhanden, wir würden kaum ahnen, daß an unserer heimischen Mosel, bei deren Namen wir besonders an den Brauneberger und Pisporter denken, einst sybaritische Pracht geherrscht hat, wie am Golf von Bajä.

Durch meinen Reisegefährten lernte ich in Mannheim, wohin wir uns nachher begaben, dessen Bruder Gustav von Struve kennen, der sich später als revolutionärer Agitator und Demokrat vom reinsten Wasser bekannt machte. Derselbe hatte früher einige Jahre gleichfalls die diplomatische Laufbahn

verfolgt und zwar in oldenburgischen Staatsdiensten, dann jedoch wegen Differenzen mit seinem Chef diese Carrière aufgegeben, um sich in Mannheim als Advokat niederzulassen. Im Jahre 1848 wurde er, wie so viele Andere, zu einer noch extremeren Richtung fortgerissen, so daß er ernstlich die Republik durch gewaltsamen Umsturz in Deutschland einzuführen trachtete. Allein schon in der Zeit, als ich ihn kannte, predigte er politische Grundsätze, die seinen Bruder, den russischen Diplomaten, entsetzten, ohne doch das innige Verhältnis zwischen den beiden zu stören. Gustav von Struve war ein hochfliegender Idealist von durchaus edlem Charakter, aber von nicht eben klarem Blick für die reellen Verhältnisse des Lebens. Ich sah ihn auch in den folgenden Jahren noch mehrfach, und er sandte mir ein von ihm verfaßtes Trauerspiel „Die Verfolgung der Juden durch Emicho", sowie einen kleinen Roman, der in Indien vorgeht und die Tendenz hat, den Vegetarianismus zu empfehlen. Den letzteren übte er praktisch und wußte mit glänzender Beredsamkeit den günstigen Einfluß zu schildern, welchen die Enthaltung von der Fleischnahrung auf Besserung des physischen und sittlichen Zustandes der Menschen haben würde. Er machte mich fast zum Proselyten seiner Doctrin, und ich hätte dieselbe auch ins Werk gesetzt, wenn es nicht bei den Verhältnissen, in denen ich lebte, und auf den Reisen, wie ich sie liebte, nahezu unmöglich gewesen wäre. Schon in der Zeit, als ich in Frankfurt das Gymnasium besuchte, hatte das Geschrei der leidenden Tiere, das ich oft hören mußte, indem der Weg zur Schule mich beim Schlachthause vorüber führte, einen so schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich am elterlichen Tische die Fleischspeisen kaum berühren mochte. Erst als ich bei meinem Gange zum Gymnasium einen Umweg einschlug, auf dem jene Töne nicht zu mir drangen, versöhnte die Gewohnheit mich auch wieder mit der Nahrung, die uns

von früher Jugend auf gereicht wird, und deren der Mensch auch wohl eher in Indien als in unserem nordischen Klima entbehren kann.

Ein Haus in Frankfurt, in dem ich die angenehmsten Stunden verbrachte, war das des badischen Gesandten Alexander von Dusch. Derselbe, später lange Zeit hindurch Minister in Karlsruhe, besaß jene nicht bloß politische, sondern allgemein humanitäre, literarische und künstlerische Bildung, die einem Staatsmanne nicht fehlen sollte. Er konnte seinen Goethe fast auswendig und war ein intimer Freund Hebel's gewesen, dessen alemannische Gedichte nie einen solchen Eindruck auf mich gemacht haben, wie wenn er sie vortrug. Seine liebste Beschäftigung aber war die Musik, in welcher er es als Violoncellspieler bis zur Virtuosität gebracht hatte. In jüngeren Jahren war er, vereint mit Carl Maria von Weber und Meyerbeer, Schüler des berühmten Contrapunktisten Abt Vogler in Darmstadt gewesen. Er erzählte gern von dieser Zeit, und ich wurde nicht satt, ihn von Weber, meinem Liebling unter den Komponisten, sprechen zu hören. Dusch schilderte denselben als einen Mann von dem liebenswürdigsten Charakter und umfassendem Wissen. Er lebte, wie Jener mir sagte, ganz in den Werken der Romantiker, hat aber nach meiner Meinung in seinen Opern den Geist der romantischen Schule mit weit größerer Kraft, Tiefe und Fülle ausgesprochen, als irgend ein Dichter dieses Kreises. Die Idee, eine Erzählung „Der Freischütz“ von August Apel zu einer Oper zu benützen, ging von Weber selbst aus, und Dusch versuchte zuerst, ihm den Text dafür zu liefern, ward aber dann von Weber getrennt, wodurch es veranlaßt wurde, daß Friedrich Kind schließlich das Libretto schrieb. — Meyerbeer versprach, nach Dusch, in seiner Jugend Größeres in der Komposition, als er später geleistet hat; er war ein ausgezeichneter Contrapunktist und schrieb Oratorien und Motetten im strengen

Stil. Erst in Italien begann er dem herrschenden musikalischen Geschmacke zu huldigen. Er brachte dort eine Reihe von Opern in Rossinischer Weise auf die Bühne, fand jedoch damit, etwa den Crociato in Egitto ausgenommen, nicht den gewünschten Beifall und suchte nun, um die Gunst des Publikums zu erstürmen, unter Aufbietung aller möglichen äußeren Mittel und durch Verbindung des deutschen mit dem französischen und italienischen Stil, eine ganz neue Operngattung von unerhörtem Effekt zu erschaffen. Dusch behauptete, Meyerbeer, der von jeher ein großer Sammler alter und seltener Partituren gewesen sei, habe viele seiner Motive und so berühmt gewordenen Melodien solchen, jetzt ganz vergessenen Musikwerken der früheren Zeit entnommen. Daß der Berliner Maestro bei großen musikalischen Kenntnissen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in deren Verwertung entfaltet hat, wird Niemand in Abrede stellen. Aber mir scheint weit mehr die Berechnung als die Inspiration die Quelle gewesen zu sein, aus der seine Kompositionen geflossen. Dieselben haben mich immer kalt gelassen, und ich ziehe selbst die besseren Opern der neueren Italiener, sowie die eines Boieldieu und Auber den seinigen bei weitem vor. — Mit den beiden Söhnen von Alexander von Dusch, die nachher hohe Stellen im badischen Staatsdienst erklommen haben, war ich sehr befreundet. Der zweite von ihnen, später badischer Minister, spielte gut Violoncell, und er sowohl wie der Vater begleiteten mich nicht selten bei den Duos von Beethoven und Mendelssohn, während ich die Klavierstimme hatte. Oft ward noch ein Violinspieler des Orchesters hinzugenommen, und dann führten wir Trios von den Genannten, sowie von Haydn und Mozart aus. Obgleich sicher mit keinem besonderen musikalischen Talente begabt, brachte ich es doch durch Eifer dahin, ein leidlicher Pianist zu werden, und ich segne den Fleiß, den ich auf diese Kunst verwandt habe. Wie viele herrliche Stunden, die mein

Leben verschönert, verdanke ich ihr, wie oft hat sie mir Trost in Trübsal gespendet! Wenn ich sagen sollte, ob der Blick vom Gipfel des Pic von Teneriffa herab auf das unendliche Meer, von der Höhe bei Scutari auf die mit ihren Moscheen und Minareten über Hügel und Thäler ausgegossene Riesenstadt mir größeren Genuß gewährt habe, oder manche im einsamen Gemache bei den Klängen der hohen Meister verträumte Abenddämmerung, so würde mir die Entscheidung schwer fallen. Oft schwand da die ganze Welt um mich, während ich nur in diesen Tönen lebte und atmete, — welche Abgrundtiefen schlossen sich vor mir auf, wie fühlte ich mich auf Schwingen des Entzückens in den Himmel getragen! Wenn wir große Musikwerke vom Orchester oder von einem Virtuosen ausgeführt hören, so wird uns sicher etwas viel Vollkommeneres geboten. Allein wenn wir sie selbst, sei es auch mangelhaft, spielen, so dringen wir viel tiefer in sie ein, empfinden ihre Schönheiten weit lebendiger. Und welch ein Vorzug, sich solche Herrlichkeiten, die uns in Konzerten und im Theater doch nur hie und da geboten werden, in jedem Augenblick hervorzaubern zu können! Auch der Fleißigste vermag doch nicht immer zu arbeiten, auch der Geselligste nicht immer unter Menschen zu sein, und wie herrlich füllt derartige Stunden der Muße und der Einsamkeit die Musik aus! Den Segen, daß ich sie selbst kultivirt, empfand ich doppelt in späteren Jahren, als der leidende Zustand meiner Augen mir verbot, bei Licht zu lesen und ich mir bei meinem glücklichen Gedächtnisse viele früher geübte Kompositionen auch ohne Noten wiederholen konnte. Aber schon in Frankfurt brachte das Klavierspiel noch einen anderen Vorteil für mich. Große Gesellschaften waren mir unerträglich; mit gleichgiltigen Menschen triviale Gespräche zu führen, martert mich, und ich pries stets den Augenblick, wenn ich mich von solchen Reunionen zurückziehen konnte. Dennoch war es mir nicht möglich, mich von denselben auszuschließen,

und da ich auch das Kartenspiel, durch welches Manche der Langweile derartiger Soiréen zu entfliehen suchen, verabscheute, so verfiel ich auf den Gedanken, in verschiedenen Häusern, wo ich an den Empfangsabenden nicht fehlen durfte, mich als Klavierspieler teils allein, teils mit Begleitung zu produziren. Ich bin nie exklusiv in meinem Geschmacke gewesen, und so sehr ich auch die unermeßliche Ueberlegenheit der älteren Komponisten bis zu Schumann und Mendelssohn herab anerkenne, finde ich doch auch an manchen der neueren Wohlgefallen. Es war damals die Blütezeit des Virtuosentums. Liszt und Thalberg hielten ihre Triumphzüge und erregten auch in Frankfurt Furore. Daß sie auf dem Piano außerordentliche, bisher ungekannte Wirkungen hervorgebracht, daß sie, wenn auch ihre eigene Erfindungskraft nicht bedeutend gewesen sein mag, mindestens in ihren Transskriptionen fremder Werke Treffliches geleistet haben, scheint mir unleugbar. Die Lieder von Schubert z. B. in der Uebertragung von Liszt sind, mit Ausnahme einzelner, die er mit Zieraten überladen hat, von außerordentlicher Schönheit. Aber auch manchen von Liszt's und Thalberg's eigenen Tonwerken kann man nicht absprechen, daß sie von Geist und Geschmack, Feuer und Schwung zeugen und daß sie mit ihrer dem Instrument entlockten Klangfülle einen hinreißenden Eindruck machen. Dergleichen brillante Stücke nun schienen mir zum Vortrag in größeren Gesellschaften vor einer zerstreuten und meist nur an Oberflächlichem Gefallen findenden Zuhörerschaft geeigneter, als Beethovensche Sonaten oder Bachsche Fugen. Ich übte mir daher eine Anzahl solcher Konzertstücke, z. B. Liszt's glänzende Fantasie über die Arie aus Paccini's Niobe und über das spanische Volkslied El Contrabandista, oder die von Thalberg über das Gebet aus Moses sorgfältig ein, und es machte mir Freude, wenn in den Finales dieser Stücke unter meinen Fingern ein solcher Donnersturm von Tönen aufwirbelte, daß

auch die lautesten Stimmen der um mich schwatzenden Herren und Damen davon überbraust wurden.

Wie verhaßt mir auch größere Gesellschaften waren, so besuchte ich doch kleinere ausgewählte Kreise mit Vergnügen. Gegen die Gefahren literarischer Zirkel waffnete ich mich von vornherein mit einem eisernen Panzer. Denn wie nachteilig sie für junge Dichter und Autoren sind, hatte ich bereits an einigen Bekannten erfahren. Wenn Jemand eines seiner Produkte in einer derartigen Gesellschaft, in welcher gewöhnlich Damen das Wort führen, vorliest, so ist es wohl nicht anders zu erwarten, als daß er dafür mit Lob überschüttet wird. Ohne nun zu bedenken, daß mehrenteils die ihn Preisenden nicht sehr kompetent zum Urteilsprechen sind, daß ferner die Meisten aus bloßer Höflichkeit ihm etwas Artiges über das Gelesene sagen zu müssen glauben, nimmt er leicht das Alles für bare Münze, legt den ihm gespendeten Encomien einen Wert bei, den sie in keiner Weise verdienen, und wird ganz berauscht von dem um ihn aufsteigenden Weihrauch; Eitelkeit und Selbstüberschätzung sind die Folge hiervon. Ich will nicht behaupten, daß es mir nicht oft Freude gemacht hätte, wenn ich die Ueberzeugung gewann, mit einem meiner Gedichte das Herz eines Andern bewegt oder erschüttert zu haben; aber oberflächliche Komplimente, wie man sie mir in Salons entgegenbrachte, haben mich immer unberührt gelassen; ich wußte zu gut, was dort in Wahrheit am meisten bewundert wird. Ist doch oft sogar das Urteil einsichtsvoller Männer von wenig Belang! So bin ich dahin gekommen, auch auf fremden Tadel kein großes Gewicht zu legen. Die Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit alles menschlichen Urteils hat sich mir unwiderstehlich aufgedrängt. Nachdem die größten Männer kritische Aussprüche gethan haben, die jetzt Niemand unterschreiben wird, nachdem sie herbe getadelt, was jetzt allgemeine Bewunderung findet, kann man unmöglich noch glauben, daß

auf dem Gebiete des Schönen eine unbedingt verlässige Autorität vorhanden sei. Der Eine, der sein kritisches Votum abgibt, hat nur flüchtig oder in übler Stimmung gelesen, der Andere wird von falschen Doctrinen beherrscht, der Dritte hat eine absonderliche Geschmacksrichtung, und hiernach fällt das Urteil so oder so aus.

Ein Haus, in dem geistige Interessen lebhaft gepflegt wurden, war das der Geheimen Rätin von Günderode. Diese würdige Dame gehörte durch ihre Vermählung der alten Frankfurter Familie an, welche besonders durch Bettina's Freundin Karoline, die sich im Anfang dieses Jahrhunderts aus unglücklicher Liebe in den Rhein stürzte, bekannt geworden ist. Hier versammelte sich fast allabendlich eine ausgewählte Gesellschaft, in welcher es nie an anregender Unterhaltung fehlte und zu der auch nicht selten interessante Fremde traten. In diesem Zirkel lernte ich zuerst den nachherigen preußischen General und Minister von Radowitz kennen, der damals als Militärbevollmächtigter in Frankfurt weilte. Er gehörte zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten, die mir je vorgekommen, und zeichnete sich durch eine Fülle mannigfaltiger Kenntnisse, noch mehr aber durch die glänzende Beredsamkeit aus, mit welcher er dieselben Anderen mitzuteilen wußte. Dabei war er ein vortrefflicher Charakter, stets bereit, Solche, die er für würdig hielt, in aufopfernder Weise zu fördern. Eine einzige und mir unvergeßliche Erscheinung war die älteste Tochter des Herrn von Radowitz, Marie, die im Alter von 16 Jahren starb. Das Ebenbild ihres Vaters, teilte sie dessen Redegabe und hatte sich, obgleich fast noch Kind, einen Reichtum des Wissens auf den verschiedensten Gebieten angeeignet, der in Erstaunen setzte. Es waren nicht bloß tote, im Gedächtnis aufgespeicherte Kenntnisse; sie verband damit überraschend vielen Geist und Witz. Aber ihr Tod, bevor ihr Leben noch aufgeblüht, war wohl die Folge einer allzu frühen

Entwicklung. — Angenehme Stunden und Tage verbrachte ich auch beim Rat Schlosser, sowohl in Frankfurt, wie in seinem reizenden Besitztum Stift Neuburg bei Heidelberg. Er und seine Frau waren strenge Katholiken von hoher Bildung, und diese hob sie über Intoleranz gegen Andersdenkende hinweg. Obgleich sie wußten, daß ich ihre religiöse Richtung nicht teilte, blieben sie in ihren Gesprächen mit mir doch immer auf einem solchen Terrain, auf dem ich ihnen folgen konnte. Allerdings habe ich auch nie die Beschränktheit so mancher Protestanten oder Freidenker geteilt, welche für die Schönheiten in den großen katholischen Dichtern blind sind oder die Werke ausgezeichneter Künstler deshalb gering schätzen, weil sich kirchliche Gläubigkeit in ihnen ausspricht. Da ich nun viel bei dem Rat Schlosser verkehrte, erhob sich das Gerede, ich neige mich zum Katholizismus und würde nächstens zu ihm übertreten. Nun lag mir dies jedoch völlig fern; allein dem vielen Herrlichen und Großen, was innerhalb desselben gediehen ist, vermochte und vermag ich meine Bewunderung nicht zu entziehen, und ich muß es durchaus verwerflich finden, daß Luthertum und Calvinismus von den großen Männern und Frauen früherer Jahrhunderte, die innerhalb der katholischen Kirche erstanden sind, gar keine Notiz nehmen, ja eine gewisse Geringschätzung gegen sie zur Schau tragen. Gewiß haben nicht alle sogenannten Heiligen die Kanonisation verdient; aber diejenigen unter ihnen, die durch Werke der Menschenliebe, durch flammende Begeisterung für das Göttliche den Mitlebenden voranleuchteten, verdienen die Verehrung aller Zeiten. Daß ich einige unter diesen, von denen der protestantische Religionsunterricht gewöhnlich ganz schweigt, in ihrem Leben und ihren Werken näher kennen lernte, verdanke ich dem Rat Schlosser. Voran steht mir unter ihnen die heilige Therese, deren staunenswerte Schriften uns in höchsten Schwunge der Begeisterung durch alle Himmel fortreißen, sodann der heilige Franz von

Assisi, dessen strahlende Gestalt mich seitdem durchs Leben begleitet hat. Nicht leicht ein Sterblicher ist von dem echten Geist Christi so erfüllt gewesen, hat dessen Lehre der Liebe, Milde und Barmherzigkeit so zu seiner Richtschnur gemacht, wie dieser wunderbare Mann. Die dumpfen Sinne der Menschen können das Himmlische in seiner ungetrübten Klarheit nicht ertragen, und so haben sich viele Legenden um seine Erscheinung gewoben. Aber warum soll man an diesen, da sie unschuldiger Natur sind und von kindlich naiver Sinnesart zeugen, Anstoß nehmen? Es gibt rohe, verderbliche und für das sittliche Gefühl beleidigende Legenden, die man bekämpfen soll; allein diese gehören ebensowenig wie die meisten der in den Evangelien enthaltenen dazu. Schlosser hatte die aus tiefster Seele gequollenen Gesänge des Franziskus herausgegeben und übersetzt, sie begeisterten mich aufs höchste, und ich ziehe sie, ebenso wie diejenigen des Jacopone da Todi und des heiligen Johannes vom Kreuz noch jetzt unendlich den meist so nüchternen und prosaischen Reimereien in den protestantischen Gesangbüchern vor; wie ich denn auch die Gemälde eines Overbeck und Steinle hoch über die Bilder mancher protestantischen Maler stelle, die künstlerisch nur eine schlechte Propaganda für die Reformation machen.

Dreizehntes Kapitel.

Genf. — Sismondi. — London. — Jos. Mazzini. — Paris. — Hof Louis Philipp's. — Herzog und Herzogin von Orleans. — Guizot. — Thiers.

Auf einem Ausfluge nach der Schweiz ergriff ich die mir durch einen Empfehlungsbrief gebotene Gelegenheit, den Geschichtsschreiber Sismondi aufzusuchen. Seine Geschichte der italienischen Republiken war seit lange eines meiner Lieblingsbücher gewesen, wie es dies bisher immer geblieben ist. Der schon bejahrte Gelehrte empfing mich in einer Gartenlaube hinter einem Landhause bei Genf, wo er den Sommer zubrachte. Der Tisch, an dem er arbeitete, sowie die umherstehenden Bänke waren mit vielen Büchern, zum Teil riesigen Folianten überdeckt. Da ich fürchtete, ihn durch meinen Besuch zu stören, wollte ich schon nach kurzer Zeit wieder aufbrechen. Er nötigte mich jedoch dringend, zu bleiben, und so entspann sich für mich ein sehr merkwürdiges Gespräch. Sismondi hatte nicht allein die umfassendsten historischen Kenntnisse, sondern war auch mit der poetischen Literatur der verschiedenen Völker, besonders der südlichen, sehr vertraut; und da ich ihm kundgab, daß ich mich eben hiermit viel beschäftigte, verbreitete er sich des weiteren über diesen Gegenstand. Damals hatte ich seine Vorlesungen über italienische, spanische und portugiesische Literatur noch nicht zu Gesichte bekommen; daher waren mir seine mündlichen Auslassungen doppelt wichtig. Ich konnte ihm in dem, was er von der Uebertreibung der Romantiker,

namentlich A. W. Schlegels, in ihren Lobpreisungen des Calderon sagte, nicht ganz Unrecht geben. Er hob mit Schärfe hervor, welchen schlimmen Einfluß der religiöse Fanatismus und der im alten Spanien herrschende Servilismus auf die Werke des Dichters geübt habe, erkannte aber bei alledem dessen außerordentlichen Genius mit voller Bewunderung an. Sein erwähntes Werk, in welchem er sich in gleicher Weise ausspricht, verdient noch heute in Ehren gehalten zu werden. Es kann zugleich als Korrektiv der allzu überschwenglichen Verherrlichung Calderons und anderer südlichen Dichter durch die romantische Schule, wie der seitdem Mode gewordenen herabsetzenden Urteile dienen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es auf alle besprochenen Werke sorgfältig bis ins Einzelne eingeht. Der Genfer Gelehrte wandte sich bei einem zweiten Besuch, den ich ihm machte, auch auf die Politik und zeigte sich als einen entschiedenen Republikaner, wenn auch nur in der Theorie. Gewaltsamen Umwälzungen erklärte er durchaus abhold zu sein, schon deshalb, weil durch sie die Freiheit gewöhnlich mehr leide, als gewinne. Sein Urteil über den Zustand der Dinge in Deutschland konnte natürlich kein günstiges sein. Er redete hierüber jedoch mit Mäßigung, während er sich über die Verhältnisse in Italien mit Indignation und beinahe mit Verzweiflung aussprach. Da seine Familie aus Pisa stammte (einer seiner Ahnen wird unter den Verfolgern des Ugolino genannt), fühlte er sich fast als Italiener und nahm ein leidenschaftliches Interesse an den Geschicken des unglücklichen Landes. Dieser Patriotismus ist es auch, welcher seiner Geschichte der italienischen Freistaaten eine so lebendige Färbung gibt. Man glaubt fast, sie sei von einem alten Guelfen der Republik Florenz geschrieben.

Zu Anfang des Jahres 1841 erbat ich auf eine Zeit lang Urlaub, um nach London zu gehen und die in allen Fächern so reichhaltige Bibliothek des britischen Museums zu

benützen. Dort fand ich meinen Freund Toynbee wieder und verbrachte jede Stunde, die mir meine Arbeiten frei ließen in seiner Gesellschaft. Derselbe hatte begonnen, ein großes literarisches Journal herauszugeben, das aber, obgleich er es vorzüglich redigirte, wegen vielfacher Konkurrenz seine Existenz nicht lange fristen konnte. Auf den Wunsch meines Freundes schrieb ich einige Artikel über neue deutsche Literaturerscheinungen für sein Blatt. Die glänzendsten Aufsätze, welche das letztere brachte, aber rührten von dem Italiener Joseph Mazzini her, der das Englische und Französische ebenso beherrschte, wie seine Muttersprache. Dieser merkwürdige Mann war mit Toynbee intim befreundet; sie sahen einander fast täglich, und so lernte auch ich den großen Demagogen und Agitator näher kennen. Mazzini ward übrigens damals noch weit weniger genannt als später, und ich wußte von ihm nur, daß er schon als Jüngling sich an einer revolutionären Schilderhebung in seiner Vaterstadt Genua beteiligt hatte und seitdem aus Italien verbannt war. Ohne Zweifel hielt er schon, als ich ihn in London sah, die Fäden der Konspirationen, die sich über die ganze Halbinsel erstreckten, in seiner Hand; allein er machte hieraus das größte Geheimnis, und auch Toynbee, der sicher theoretisch mit ihm sympathisirt hätte, jedoch sich praktisch immer von der Politik fernhielt, erfuhr nichts davon, sondern ahnte es nur. Mazzini sprach auch in meiner Gegenwart oft mit der höchsten Indignation von den trostlosen Zuständen in Italien und von seiner Hoffnung, vor seinem Ende dieses Land noch geeinigt und frei zu sehen. Aber hierauf beschränkte er sich, und das Hauptthema der Unterhaltung mit meinem Freunde wie mit mir bildete die Literatur. Er hatte eine umfassende Belesenheit und versah die geachtetsten englischen Reviews mit Essays, unter denen ich mich eines meisterhaften über Carlyle's französische Revolution, sowie eines andern vortrefflichen über Goethes Faust,

den er jedoch wohl nur in einer Uebersetzung kannte, erinnere. Seine Persönlichkeit war für mich überaus anziehend; er hatte etwas Weiches und Melancholisches, und sicher hätte nicht leicht Jemand vermutet, er sei der Schrecken aller italienischen Regierungen und werde später in vorderster Reihe zu deren Sturze beitragen. Oft beklagte er schwermütig, sein Leben unter den Nebeln der Themse vertrauern zu müssen, und sprach lebhafte Sehnsucht nach seiner sonnigen Heimat am Mittelmeer aus. Wie ich ihm später in einem denkwürdigen Moment der neueren Geschichte Italiens in Rom begegnet bin, werde ich weiter unten erzählen. — Nicht lange nach meiner Abreise von England ward mir die betrübende Kunde von dem frühzeitigen Tode Toynbee's; dieselbe ergriff mich um so mehr, als sie ganz unerwartet kam. Mein Freund hatte schon seit Jahren ein Brustleiden, jedoch dasselbe war nicht bedrohlich erschienen, bis es plötzlich mit Riesenschritten zunahm und zu dem tödtlichen Ausgange führte.

Nachdem ich, emsig mit Arbeiten beschäftigt, wiederum geraume Zeit in Frankfurt verbracht hatte, ward ich durch einen Auftrag der Regierung im März 1842 nach Paris geführt. Wie bescheiden auch meine diplomatische Stellung sein mochte, so wurde dieselbe doch durch den Umstand gehoben, daß die Herzogin von Orleans eine Mecklenburgische Prinzessin war und mich von früher her kannte. Denn dieser Umstand verschaffte mir näheren Zutritt zum Hofe und zu der Familie des Königs Louis Philipp. Jene Zeit der neueren Geschichte Frankreichs ist durch die sich dicht drängenden späteren Ereignisse schon so in den Hintergrund getreten, daß Erzählungen über dieselbe nur noch wenig Teilnahme finden würden; deshalb begnüge ich mich mit ein paar Andeutungen. Louis Philipp hatte in seinem Wesen nichts, was an einen König gemahnte; wenn man ihn sah, konnte man ihn sich sehr füglich als den Schulmeister denken, als der er früher zu

Reichenau in der Schweiz die Ruthe über die Jugend geschwungen hatte. Er war übrigens freundlich und leutselig in hohem Grade, wie ich dies bei einem großen Feste in den Tuilerien beobachtete. Der Hof war damals ziemlich für Jedermann geöffnet, und man begegnete in den Festsälen, wo ehemals nur Fürsten und Grafen Zutritt gehabt hatten, den angeseheneren Kaufleuten und Handwerkern von Paris, wie sie dem Bürgerkönig huldigten und von ihm fast cordial begrüßt wurden. Die Eitelkeit der Franzosen bekundete sich hier in den glänzenden Phantasieuniformen, mit denen sich Jeder nach seiner Willkür schmückte. Das rote Band der Ehrenlegion war zwar noch keineswegs so maßlos verschwendet worden wie später, aber machte sich doch schon vielfach bemerklich. Vielleicht ist die Anzahl von Exemplaren, in welchen dieser Orden verliehen wurde, nicht so groß, wie man glaubt; weil indes jeder Franzose, der denselben besitzt, das sehr in die Augen fallende Band auch auf der Straße und am Paletot trägt, was in anderen Ländern nur Eisenbahndiener oder Subalternbeamte thun würden, macht es den Eindruck, als ob jede dritte Person ein Ordensritter wäre. — Interessanter als die erwähnten großen Empfangsabende waren mir die Familientafeln in den Tuilerien, zu denen ich nicht selten Einladungen erhielt. Einst am Namenstage Louis Philipp's war es ein schöner Moment, als nach der Tafel die Fensterthüren zu dem großen Balkon, der auf die Elyseischen Felder hinabschaut, geöffnet wurden und nun der König hinaustrat, um die Huldigung des in unabsehbarer Menge versammelten Volkes zu empfangen. Dreißig Jahre später habe ich die rauchgeschwärzten Trümmer dieses von den Brandstiftern der Kommune verheerten Prachtschlosses betrachtet, auf dessen Balkon ich an jenem Tage, unfern dem Beherrscher von Frankreich, gestanden. — Um Letzteren, auf den bei manchen guten Eigenschaften die allzu große Liebe zum Mammon und die Ausbeutung

des Landes für die Mehrung seines Privatvermögens einen Flecken warfen, war zur Zeit meines damaligen Aufenthalts in Paris ein großer Familienkreis versammelt, zunächst die Königin, eine treffliche, allverehrte Frau von der reinsten Religiosität des Herzens. Es glich einem Wunder, daß dieses Muster einer Fürstin aus dem verderbten Geschlechte der neapolitanischen Bourbonen hervorgegangen war, welches in der damals am Tuilerienhofe weilenden Königin Christine, dem bösen Dämon Spaniens, sich seinem wahren Charakter nach repräsentirt fand. Bei Louis Philipp weilte ferner seine Schwester Adelaide, die während der Revolution nur eben dem Tod durch die Guillotine entgangen war und qualvolle Monate im Kerker des Temple geschmachtet hatte, wo sie Nachts die Henkerkarren mit den Verurteilten in langen Reihen vor den Fenstern vorüberrollen hörte. Die Lieblingstochter des königlichen Ehepaars, die Prinzessin Marie, die von Allen, welche sie gekannt, als ein Wesen von den seltensten Gaben geschildert ward, und welche ein ausgezeichnetes Talent für Bildhauerei entwickelt hatte, war erst vor kurzem gestorben. An der Spitze von Louis Philipp's Söhnen stand, nicht nur dem Alter, sondern auch seinen hervorragenden Eigenschaften nach, der Herzog von Orleans. Er war eine überaus stattliche Erscheinung und glich dem Bilde, das ich mir von Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, entworfen habe. Sein plötzlicher Tod durch einen Sturz aus dem Wagen ward verhängnisvoll für Frankreich. Da dieser junge Fürst von der Armee vergöttert wurde und bei der ganzen Nation einer großen Popularität genoß, so würde, wenn er am Leben geblieben wäre, nach aller Wahrscheinlichkeit die Orleans'sche Dynastie nicht gestürzt worden, daher auch der dritte Napoleon nie zur Herrschaft gelangt sein. An welchen anscheinenden Kleinigkeiten und Zufälligkeiten hängen die Geschicke von Völkern, Staaten und Weltteilen! Ein auf dem Wege liegender Stein,

welcher den Herzog durch einen Stoß des darüber hinfahrenden Cabriolets zu Boden geschleudert, hat der ganzen ferneren Geschichte von Europa eine andere Gestalt gegeben. Nach diesem Todesfall war dem Hause Louis Philipp's sein Halt und seine Zierde genommen, und es neigte sich dem Untergange entgegen. Sechs Jahre später mußte der greise Juli-König bei Nacht und Nebel aus seiner von wilden revolutionären Banden durchtobten Hauptstadt fliehen und sich glücklich schätzen, nur sein nacktes Leben zu retten. Die Herzogin von Orleans machte noch einen Versuch, die Herrschaft für ihre Familie zu erhalten, indem sie mit ihren beiden Söhnen in der Deputirtenkammer erschien und für den ältesten derselben, den Grafen von Paris, den Thron reklamirte. Ihre Kühnheit und die beredten Worte, in denen sie ihr Begehren darlegte, machten Eindruck, und schon begann die Wagschale der Entscheidung sich zu ihren Gunsten zu neigen, als wilde Volkshaufen in den Saal eindrangen und sie zur Flucht zwangen. Im März 1848 sah ich die unglückliche Fürstin, die mir immer gewogen gewesen, in Ems, wohin sie geflohen, wieder. Welch ein jäher Wechsel! Ich erinnerte mich sehr wohl des Abends, an welchem sie, mit blitzenden Juwelen prangend, in dem von Girandolen strahlenden Thronsaal der Tuilerien an der Seite des blühenden Gemahls vor mir gestanden hatte. Nun fand ich sie verwitwet, von der Last der ertragenen Leiden gebeugt und trotz ihrer jungen Jahre schon gealtert wieder; neben ihr den kleinen Grafen von Paris, den einst mit der Krone Frankreichs geschmückt zu sehen sie gehofft hatte und der nun wie sie selbst das bittere Brot der Verbannung kosten sollte.

Der Aufenthalt in Paris bot mir unter so begünstigenden Umständen des Interessanten viel. Die berühmten Staatsmänner waren mir übrigens weit weniger wichtig, als die Dichter, Schriftsteller und Künstler. Unter Jenen kam ich

mit dem damaligen Premierminister Guizot in Berührung. Er hatte etwas Kaltes und Gemessenes in seinem Wesen, was nicht eben für ihn einnahm. Seine Starrheit und die verletzende Art, in welcher er seine politischen Gegner bei jeder Gelegenheit die ministerielle Autorität fühlen ließ, sind auch die Hauptursache des Sturzes der Juli-Dynastie gewesen. Jedenfalls war er ein Mann von ganz ungewöhnlichen Kenntnissen, sowie von großer Belesenheit und, was sich bei Franzosen sehr selten findet, besonders in der englischen Literatur ungemein bewandert. — Als eine mir weit sympathischere, bisweilen sogar hinreißend liebenswürdige Persönlichkeit lernte ich Thiers kennen. Er entwickelte nach allen Seiten hin eine große Bonhommie und funkelte im Gespräch von Geist und Witz. Selbst seine Geschichte Napoleon's, welche einen so verderblichen Einfluß in Frankreich geübt und den schon vorhandenen Größenwahn in der Nation noch gesteigert hat, konnte später das freundliche Bild nicht trüben, das die persönliche Bekanntschaft mit diesem Manne in mir hinterlassen. Nachher, so oft ich nach Paris kam, habe ich ihn noch mehrmals aufgesucht und mich immer der entgegenkommendsten Aufnahme bei ihm zu erfreuen gehabt. Er war ein großer Freund der bildenden Künste, und ich fand sein Haus mit trefflichen Kopien nach den italienischen Meistern angefüllt; auch hat er einen beträchtlichen Teil seines Lebens hindurch Materialien für eine Geschichte von Florenz gesammelt, die er zu schreiben beabsichtigte, und es muß sehr beklagt werden, daß diese Arbeit nicht zu stande gekommen ist. Sie wäre sicher ein weit wertvolleres Werk geworden, als die Apotheose Napoleon's. Zum letztenmale begegnete ich dem inzwischen sehr gealterten Thiers im Herbst 1871 in der Galerie des Palastes Pitti zu Florenz, aber unter Umständen, daß ich nicht wagte, ihn anzureden. Damals machte er eine Rundreise an verschiedenen Höfen, um womöglich deren Beistand gegen Deutschland

zu gewinnen und so die unseligen Folgen des Krieges, den er selbst durch Schürung des französischen Chauvinismus mitenfacht hatte, von seinem Vaterlande abzuwenden. Ich konnte mich eines Gefühls tiefer Wehmut nicht erwehren, als ich den greisen Mann, der alle seine Träume von französischer Glorie und Suprematie so jammervoll zerstört sah, in dieser Situation erblickte. Wie er sich dann noch in seinem hohen Alter als echten Staatsmann gezeigt hat, ist bekannt. Gereinigt von den Verirrungen seiner früheren Jahre, stand er auf einmal da in ehrfurchtgebietender Weisheit und Hoheit und hat sich ein Anrecht erworben, als einer der großen Männer Frankreichs für immer in der Geschichte fortzuleben.

Vierzehntes Kapitel.

Paris. — Victor Hugo. — Alexandre Dumas. — Charles Nodier. — Chateaubriand. — Hect. Berlioz. — Delacroix. — Ingres.

Unter den Bekanntschaften mit Dichtern und Schriftstellern, die zu machen ich Gelegenheit hatte, interessirte mich keine so, wie die mit Victor Hugo. Wenn man jetzt in Deutschland diesen Namen hört, so denkt man gewöhnlich an die bombastischen Tiraden und Proklamationen, die dessen Träger während des Krieges und noch nach demselben gegen uns geschleudert hat. Diese sind gewiß lächerlich, und viele Franzosen finden das ebenso gut wie wir. Aber bevor wir deshalb den Stab über den ganzen Mann brechen, sollten wir doch bedenken, daß Victor Hugo wirklich ein bedeutender Dichter ist, wenn er sich auch gelegentlich, besonders in Prosa, in ungeheuerlichen Galimathias verirrt. Letzteres finden wir nicht nur in den Manifestationen seines Alters, sondern gelegentlich auch schon in den Produkten seiner früheren Jahre, besonders in den Vorreden dazu. Als Dramatiker steht Hugo bei uns in üblem Rufe, und man hat, wenn man das Verdammungsurteil über ihn ausspricht, vornehmlich seine für die Vorstadttheater geschriebenen Stücke Lucretia Borgia, Maria Tudor und Angelo im Auge. Allein es ist in hohem Grade ungerecht, die verfehlten Werke eines Dichters als Maßstab für dessen Schätzung zu gebrauchen. Nicht nach den genannten Stücken, sondern nach Marion de Lorme und nach „Le roi

s'amuse" muß Victor Hugo als Dramatiker beurteilt werden, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß er sich in diesen beiden Trauerspielen zum Range eines ausgezeichneten Tragikers aufgeschwungen hat. Noch höher jedoch muß er als Lyriker gestellt werden; in diesem Fach ist er unbedingt der größte Dichter, den Frankreich je hervorgebracht. Alle Töne, von denen des einfachen Liedes bis zu denen der schwunghaftesten Ode, hat er mit gleicher Meisterschaft angeschlagen, und ich weiß nicht, ob man ihn mehr bewundern soll, wenn er mit aus dem tiefsten Herzen quellender Empfindung die Freuden des Familienlebens preist, wenn er die Schönheiten der Natur verherrlicht, wenn er, unter dem Sternenhimmel am Meergestade wandelnd, den Rätseln der Welt nachsinnt und sich in die Geheimnisse des Menschenschicksals versenkt, oder wenn er in begeistertem Gesange, den Blick auf die Kolonne gerichtet, seinen großen Kaiser feiert. Gibt es überhaupt noch schönere, mehr zur Seele sprechende Gedichte als „La prière pour tous" in den „Feuilles d'automne"? Ist die leidenschaftliche, das ganze Wesen zerrüttende Liebe je überwältigender dargestellt worden, als in der Romanze „Gastilbaza, l'homme à la carabine"? Wer kann dem zauberhaften Reiz von Balladen wie „A Trilby, le lutin d'Argail" widerstehen? Wie großartig und ergreifend bei aller ihrer Bizarrerie ist die Ode in den „Orientales", die uns schildert, wie die Häupter des Botzaris und anderer griechischer Freiheitskämpfer, bei Nacht auf den Mauern des Serails zu Konstantinopel aufgespießt, noch die Stimmen erheben, um zur Fortsetzung des großen Krieges zu ermahnen! Victor Hugo's Lyrik ist ein Perlenschatz von überschwenglichem Reichtum; man würde sie hoch bewundern müssen, wenn der Dichter in Frankreich schon große Vorgänger auf diesem Gebiete gehabt hätte. Aber der volle Wert dessen, was er hier geleistet, tritt erst ans Licht, wenn man bedenkt, wie armselig

und dürftig das war, was die Franzosen früher Lyrik nannten. Von J. B. Rousseau ganz zu schweigen, der sonst als ein großer Lyriker gepriesen wurde, erblaßt auch der liebenswürdige und anmutige André Chénier vor dieser Glanzesfülle. Mögen Solche, die, jedes Sinnes für Poesie bar, nur leicht von Gimpeln nachzupfeifenden Liedern den Namen von lyrischen Gedichten zugestehen wollen, ihn immerhin mit einem bequemen Stichwort Rhetoriker nennen — die Verse dieses Rhetorikers werden von Geschlecht zu Geschlecht fortleben. Zur Ehre der deutschen Literatur will ich hinzufügen, daß unsere Dichter sich nicht von solchen abgeschmackten Theorien haben beirren lassen, daß Emanuel Geibel Victor Hugo immer hochgeschätzt und sich auch mannigfach von ihm hat inspiriren lassen, sowie daß Freiligrath, was keineswegs zu seiner Herabsetzung gesagt werden soll, beinahe ganz in ihm aufgegangen ist und seine Lyrik eigentlich nur als ein Nachhall von der des Franzosen angesehen werden kann. — Daß auch Victor Hugo's „Notre Dame de Paris“ durch Kraft und Phantasiefülle fast alle Romane seiner Zeitgenossen übertrifft und deshalb zu den äußerst wenigen Werken dieser Gattung gehört, welche auf die Nachwelt kommen werden, ist meine feste Ueberzeugung.

Mein Verlangen, den Mann mit Augen zu sehen, der unbestreitbar als der größte nach Goethe und Byron aufgetretene Dichter Europas betrachtet werden muß, war ein sehr lebhaftes. Deshalb schätzte ich mich glücklich, in seinen Salon eingeführt zu werden. Seine Wohnung war auf der Place Royale, jenem abgelegenen, noch so vollkommen das Gepräge der Renaissancezeit tragenden Platze, wohin kaum ein Ton von dem Lärm der gewaltigen Hauptstadt dringt. Die innere Einrichtung in Hugo's Gemächern stimmte ganz mit dem Charakter der umliegenden Gebäude überein. Ich fühlte mich von der Persönlichkeit des Dichters, welchem ich von seinem Freunde, dem Maler Delacroix, vorgestellt wurde, sehr

angezogen. Aus seinen dunklen, feurigen Augen sprachen Gemüt und Einbildungskraft. Was Andere von seiner ungemessenen Eitelkeit erzählt haben, ist mir nicht aufgefallen; er sprach zu mir ohne Selbstüberhebung und ergoß sich in ein beredtes Lob Schiller's, indem er jedoch beklagte, dessen Werke nur in einer Uebersetzung in Prosa gelesen zu haben, da er Deutsch nicht verstehe. Ich brachte die Rede auf Spanien, wohin sein Vater, ein Napoleonischer General, ihn als Knaben mit sich genommen hatte, und nun flammte sein Blick höher auf; während er von der Sehnsucht nach jenem Lande sprach, die immer an seinem Herzen nage, rief er sich in die Erinnerung zurück, wie ein Maultier ihn durch die wilden Sierren hingetragen und der Widerhall der Schellen sich an den Felsen umher gebrochen habe, wie er in der Stadt des Cid und im maurischen Alcazar von Segovia geweilt und sich in die alte romantische Zeit hineingeträumt. Seitdem habe ich Hugo nicht wieder gesehen; wenn ich den Versicherungen Solcher, die noch später mit ihm verkehrt, glauben darf, so ist allerdings mit den Jahren in ihm die Eitelkeit mehr und mehr hervorgetreten. Es konnte dies kaum ausbleiben; denn er war beständig von einer Schar von Jüngern umgeben, die ihm eine Art von Anbetung widmeten und jedes seiner Worte als einen Orakelspruch aufnahmen. Kaum Einer wird solcher fortwährenden Beräucherung ausgesetzt werden können, ohne daß sein Gehirn davon ein wenig benebelt würde. Immerhin läßt sich dem Führer der romantischen Schule etwas Eitelkeit eher zu gute halten, als den Novellisten und schwächlichen Poeten unserer Salons, die sich für Kandidaten der Unsterblichkeit halten. Seit der Zeit, von welcher hier die Rede, sind vierzig Jahre verflossen, und Victor Hugo, der schon damals im reifen Mannesalter stand, hat seitdem mit unerschöpflicher Produktionskraft Werke auf Werke in allen Gattungen der Dichtkunst hervorgebracht. Selbst heute, da er bereits seinen achtzigsten

Geburtstag gefeiert, ist ihm der Strom der Poesie nicht versiegt, und hierin zeigt er, daß er zu der Zahl der großen, gottgeweihten Dichter, der Aeschylus, Sophokles und Calderon gehört, in denen auch die Flamme der Begeisterung bis ins höchste Alter loderte. Wie bei ihnen, so zeigen auch bei Victor Hugo die spätesten Werke des Greisenalters keine Abnahme der poetischen Kraft. Die zweite Serie seiner Légendes des siècles und manche lyrischen Gedichte in seinen jüngsten Sammlungen stehen den besten seiner früheren Zeit nicht nach. Die Unparteilichkeit erfordert noch, zu gestehen, daß in einigen der wütenden Kriegsgedichte, die er 1870 gegen die Deutschen geschleudert, mächtiges poetisches Feuer lodert.

In dem literarischen Zirkel der Place Royale, sowie auch sonst noch hatte ich Gelegenheit, mit manchen der damals berühmten Literaturgrößen Frankreichs zusammenzukommen. Unstreitig befanden sich darunter Männer von ungewöhnlichem Talent, aber von wie wenigen derselben läßt sich sagen, daß sie etwas für die Dauer geschaffen hätten, und wie weit sind sie schon mehrenteils in Vergessenheit zurückgesunken! Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Paris wurde mir versichert, George Sand und Eugen Sue, die einst in ganz Europa Sensation gemacht, würden jetzt in Frankreich wenig mehr gelesen. Unter den Autoren, welchen Auge in Auge zu blicken mir vergönnt war, will ich nur einige nennen. Alexandre Dumas der Aeltere war eine höchst gesprächige, zutrauliche Persönlichkeit und trug das Gepräge großer Gutmütigkeit an sich. Ich kann nicht umhin, diesem merkwürdigen Mann eine Art von Genie zuzuschreiben und ihn weit höher zu stellen, als seinen sorgfältiger arbeitenden, aber durchaus minder begabten Sohn. Der Strom der Erfindung in seinen Romanen war unerschöpflich. Man mag immerhin sagen, seine Kompositionen seien roh und auf den Geschmack der großen Menge berechnet; die Fülle der Invention in ihnen bleibt dennoch

staunenswert. Jedenfalls haben die Trois Mousquetaires, der Monte Cristo und viele andere seiner Werke den für einen Roman sehr wesentlichen Vorzug, daß man sie mit nie ermattender Teilnahme lesen, ja kaum wieder aus der Hand legen kann, wenn man die Lektüre einmal begonnen, während so viele gegenwärtig berühmte Romane sich durch nichts auszeichnen, als durch ihre exquisite Langweiligkeit. Wenn die meisten Schriften von Dumas trotz ihrer erwähnten guten Eigenschaften wohl das gegenwärtige Jahrhundert nicht überleben werden, so hat er doch wenigstens Ein Werk geschrieben, welches verdiente, auf die Nachwelt zu kommen; es ist dies das meisterhafte Schauspiel „Mademoiselle de Belle-Isle". Aber auch in seinen anderen Dramen, z. B. in „Katharina Howard", finden sich einzelne bewundernswerte Scenen. — Dem höchst geistvollen, als Novellist und als Gelehrten gleich schätzbaren Prosper Merimée trat ich erst später in Madrid, wo ich während eines ganzen Winters fast täglich mit ihm verkehrte, näher, weshalb an anderer Stelle von ihm die Rede sein soll. — Von jeher habe ich mich zu solchen Schriftstellern besonders hingezogen gefühlt, die mir minder geschätzt zu werden schienen, als sie nach meiner Meinung es verdienten, und deshalb ließ ich mich zu Charles Nodier führen, der, obgleich in engeren Kreisen großes Ansehen genießend, doch auf dem lauten Markt der Literatur nur wenig genannt wurde. Er ruhte sich in stiller Zurückgezogenheit von einem vielbewegten Leben aus, und seine Kräfte schienen, obgleich er nicht alt war, schon gebrochen zu sein. Seine Jugend war von den Stürmen der Revolution umtobt gewesen; später hatte er wegen seiner Opposition gegen den ersten Napoleon schwere Verfolgungen erduldet und in Laibach, wo er eine Lehrerstelle bekleidete, ein Asyl gesucht. Ich fand in ihm einen Mann, der mir vom ersten Augenblick an höchst sympathisch war. Ueber seinen Zügen, die das Gepräge des Leidens trugen, lag

eine bezaubernde Anmut und Milde, und ich habe kaum Jemand gefunden, von dem ich schon nach kurzer Bekanntschaft so sehr die Ueberzeugung seiner Seelenreinheit und Herzensgüte davongetragen hätte. Sein Gespräch war überaus fesselnd, und er erzählte gern von den Irrfahrten seiner Jugend. Ich hatte seine meisten Schriften, mit Ausnahme der gelehrten, sich auf Linguistik beziehenden, gelesen, und drückte ihm meine Wertschätzung derselben aus. Er aber wollte sie mit Bescheidenheit, die nicht erheuchelt zu sein schien, nur für Versuche gelten lassen. Kaum Einer hat wohl die französische Sprache mit gleicher Meisterschaft beherrscht wie Nodier; der goldene Strom der Rede in seinen Werken könnte allein schon deren Lektüre genußreich machen, auch wenn der Inhalt minder fesselnd wäre. Bereits in seinen zu Anfang des Jahrhunderts erschienenen Romanen: Jean Sbogar und der „Maler von Salzburg" ist Nodier ein Vorläufer der Romantiker, und auch Victor Hugo hat sich entschieden aus ihnen inspirirt. Die Zeit hat diesen Werken nichts von ihrem Reiz geraubt. Den unvergeßlichsten Eindruck unter Allem, was Nodier geschrieben, hat mir der kleine Roman „Therese Aubert" gemacht. Diese Erzählung, wie ein junger Offizier der aufständischen Vendeer nach verlorener Schlacht vor den blutdürstigen Republikanern in dem Hause eines Städtchens Zuflucht sucht, hier von einem Mädchen vor ihrem Vater, der ein eifriger Revolutionär ist, verborgen wird, und wie sich eine zärtliche Liebe zwischen den beiden jungen Leuten entspinnt, wie aber endlich der Offizier entdeckt und füsilirt wird, ist unbeschreiblich rührend und erschütternd, und man glaubt es Nodier gerne, wenn er in der Vorrede zu der viel spätern Ausgabe seines Jugendwerkes sagt, er könne dasselbe nicht wieder lesen, ohne Thränen zu vergießen.

Es fügte sich glücklich, daß ich in einem Salon noch dem greisen Chateaubriand vorgestellt wurde und ihn auch nachher in verschiedenen Zirkeln wieder traf. Er war von

ungemeiner Zuvorkommenheit und das Gespräch mit ihm geriet nie ins Stocken. Dieser merkwürdige Mann kann als ein Beispiel der Vergänglichkeit des Ruhmes angesehen werden. Während einiger Dezennien galt er für eine der ersten Größen der europäischen Literatur. Man konnte es wirklich als einen Beleg für die Unwissenheit und Unbildung Kaiser Franz I. von Oesterreich anführen, daß er, als Chateaubriand ihm vorgestellt wurde, zu demselben sagte: „Ah! Monsieur de Chateaubriand, n'est-ce pas, vous êtes celui qui a écrit — — qui a écrit — — quelquechose!“ Jetzt schon mögen sich Manche, selbst Gebildete, finden, die nicht viel mehr von den Werken dieses berühmten Mannes wissen, als Kaiser Franz. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß eine Ungerechtigkeit in solcher Vernachlässigung liegt, denn Chateaubriand war ein hochbegabter Schriftsteller. Alle seine Werke zeichnen sich durch die größte Vollendung des Stiles aus und durch eine Macht der Beredsamkeit, der schwer zu widerstehen ist. In den meisten strömt eine wahrhaft poetische Ader; vor Allem verdienen seine kleinen Romane Atala und René nicht unterzugehen. Den letzteren darf man wohl als den Vater der ganzen späteren Zerrissenheits- und Weltschmerzpoesie ansehen, und ich möchte glauben, daß Byron von ihm beeinflußt worden ist. Daß Chateaubriand in seinen religionsphilosophischen Schriften ehemals stark überschätzt worden ist, will ich allerdings nicht leugnen. Joseph de Maistre erzählt in Bezug hierauf Folgendes: Maistre erhielt den Besuch eines jungen Mannes, welcher sich als ausschweifender Bewunderer des Verfassers des Génie du Christianisme kundgab und unter Anderem sagte: „Der Ewige hat Chateaubriand geschaffen, um den Sterblichen Führer durchs Weltall zu sein.“ Maistre erwiderte darauf: „Lieber junger Mann, besuchen Sie mich nach zehn Jahren wieder; ich möchte wissen, was Sie dann sagen werden!“

Eine erwünschte Bekanntschaft für mich war der Komponist Hector Berlioz. Ich hatte schon in Deutschland mehreren Konzerten beigewohnt, in welchen verschiedene seiner Musikwerke unter seiner Direktion aufgeführt wurden, und war für dieselben mit solcher Bewunderung erfüllt, daß ich begierig die Gelegenheit ergriff, mit dem Meister persönlich zusammen zu kommen. Berlioz ist während seines Lebens nie zur gebührenden Anerkennung gelangt. Man nannte ihn bizarr, extravagant und wie dergleichen wohlfeile Schmähworte weiter lauten, die auch Beethoven ehemals über sich ergehen lassen mußte; ich dagegen fand seine Kompositionen in hohem Grade genial. Selbst in seinem Jugendwerk, der Symphonie aus dem Leben eines Künstlers, die am ersten Grund zu der Anklage der Extravaganz geben könnte, finden sich Partien von wunderbarer Schönheit, und ich glaube, daß die Ballscene darin mit Webers Aufforderung zum Tanz um den Preis streiten kann. In seiner ganzen Größe aber zeigt sich Berlioz in der Symphonie „Romeo und Julie", die im Reiche der Musik ebenso herrlich ist, wie Shakespeare's Trauerspiel im Reiche der Poesie. Die Symphonie „Harold" steht der genannten nicht nach, und wer einmal das Ständchen des Hirten aus den Abruzzen oder den Pilgermarsch daraus gehört hat, wird dieselben gewiß nie vergessen. Frankreich hat ausgezeichnete Tonkünstler hervorgebracht, einen Grétry und Mehul, einen Boieldieu und Auber, aber Berlioz steht einzig unter ihnen da. Obgleich von französischer Familie, scheint er ein Deutscher zu sein, der sich über den Rhein hinüber verirrt hat. Er dirigirte, als ich in Paris war, die Konzerte des Conservatoire, und ich fehlte dabei nie. Persönlich fand ich in ihm einen Mann von reicher und vielseitiger Bildung, der auch in der Literatur, namentlich der englischen, sehr bewandert war. Mit glühender Begeisterung für alles Höchste in der Kunst verband er einen sprudelnden und ergötzlichen Humor und schonte sich selbst nicht,

wenn er von den romantischen Extravaganzen seiner Jugend sprach. Besonders erinnere ich mich eines Abenteuers, das er mit köstlicher Laune erzählte. Er war zur Belohnung für eine seiner, von der Musikschule prämiirten Kompositionen auf die französische Akademie nach Rom gesandt worden, hatte aber in Paris eine Geliebte zurückgelassen, und die Trennung von ihr machte ihm den Aufenthalt in der alten Weltstadt zur Qual. Als er einst längere Zeit keinen Brief von seiner Angebeteten erhalten, bemächtigte sich der Argwohn, sie sei ihm untreu geworden, seiner ganzen Seele. Den Kopf erfüllt von den damaligen Moderomanen, faßte er den Entschluß, nach Paris zu reisen, dort — denn er war noch sehr jung und von mädchenhaftem Aussehen — Frauenkleidung anzulegen, sich so bei der Geliebten Eingang zu verschaffen und die Arglose mit einer Pistole, die er schon in Rom eingekauft, zu erschießen. Er brach wirklich mit diesem blutdürstigen Vorhaben auf. In Nizza aber fand die Polizei seinen Paß nicht in Ordnung und zwang ihn, dort so lange Halt zu machen, bis er von dem französischen Gesandten in Rom bessere Legitimationspapiere erhalten haben würde. Während er auf den Felsen von Nizza umherirrte und den Aufruhr seiner Seele in verzweifelten Exklamationen ausströmte, ließ ihn die Polizei emsig beobachten und glaubte aus seinen verworrenen Ausrufen zu entnehmen, er sei ein Verschwörer, der Thron und Altar umzustürzen denke. In diesem Verdacht fand sie sich noch bestätigt, als einer der Sbirren ihn an einem Manuskripte schreibend fand, das die Ueberschrift „Ouverture du roi Lear“ trug, im übrigen aber ganz mit einer gefährlichen Geheimschrift bedeckt war. Die erleuchtete Polizei von Nizza hielt sich nun für überzeugt, es handle sich um die Ermordung eines Königs Namens Lear, wegen deren der junge Franzose mit seinen Mitverschworenen korrespondire. Nur mit Mühe entging Berlioz der Einkerkerung dadurch,

daß ein Schreiben seines Gesandten anlangte. Er setzte nun, immer noch grausamen Mordgedanken nachhängend, die Fahrt nach Paris fort, drang auch wirklich Abends bei der Geliebten ein; hier fand indes Alles einen komödienhaften Ausgang in Lust und Wohlgefallen. — Erst nachdem diese Episode sich abgespielt hatte und der junge Komponist nach Rom zurückgekehrt war, ging ihm die Empfindung für die Schönheiten der ewigen Stadt auf, und er verlebte nun noch mehrere Jahre dort in der herrlichen Villa Medici auf dem Pincio. Mit Entzücken sprach er von den Frühlingsmorgen, die er unter den Pinien und Orangenbäumen des Gartens verträumt, auch von seinen Ausflügen in die Sabiner- und Albanerberge. Allein so sehr er für Italien schwärmte, hatte er für die Musik der Italiener doch nur Geringschätzung und wollte selbst von Rossini höchstens die komischen Opern gelten lassen. Seine Verehrung der großen deutschen Meister ging bis zur Anbetung, besonders freute mich die hohe Bewunderung, die er Weber zollte.

Unter den Malern, deren Ateliers ich besuchte, zog mich vor Allen Eugen Delacroix an. Derselbe war damals in Frankreich viel weniger bekannt und gefeiert als Horace Vernet und Paul Delaroche; aber seit ich seinen „Dante über den Styx fahrend" gesehen hatte, glaubte ich ihn hoch über diese Beiden stellen zu müssen. Nur ein wahrhaft genialer Künstler konnte so etwas schaffen. Neben ihm interessirte mich der von ihm so sehr verschiedene Ingres. Dieser war von einem ernsten Streben nach den höchsten Zielen der Kunst erfüllt. Ob er dieselben erreicht hat, kann die Frage sein; aber schon ein solches Streben ist ruhmeswert. Das in Frankreich gefeiertste Bild von Ingres: die Apotheose des Homer, hat sicher großes Verdienst; die Gruppirung, sowie einzelne Figuren darauf sind eines Meisters ersten Ranges würdig. Allein dem Deutschen wird es schwer, den Wert

dieses Gemäldes in seinem ganzen Umfang zu schätzen; denn wir können kaum umhin zu lächeln, wenn wir hier Corneille und Racine in dem Chor der größten Dichter erblicken, die den jonischen Sänger umgeben. Als Kuriosität will ich noch anführen, daß Ingres ein großer Meister des Violinspiels zu sein glaubte und sich, obwohl er es nie weit in dieser Kunst gebracht hatte, viel mehr auf seine Virtuosität in derselben einbildete, als auf seine allgemein anerkannte Meisterschaft in der Malerei.

Von den Erinnerungen meines damaligen Aufenthalts in Paris scheint mir hier noch eine der Aufzeichnung würdig zu sein. Der Gesandte der Hansestädte, Herr Rumpf, dem ich häufig in den Abendgesellschaften begegnete, zog mich einst beiseite, um mir folgendes zu vertrauen: Bei ihm hatte sich der Schriftsteller Karl Gutzkow mit einem Empfehlungsbriefe eingefunden und ihn gebeten, ihn beim Minister Guizot einzuführen, war auch gleich mit der Thür ins Haus gefallen, indem er den Gesandten bat, ihm behilflich zu sein, den Orden der Ehrenlegion zu erhalten. Herr Rumpf hatte darauf erwidert, letzteres Verlangen sei ihm befremdend; denn Orden würden, wie allbekannt, zwar oft auf geringfügige Veranlassung verliehen, ein solcher Anlaß müsse indes doch immer vorhanden sein; der bloße Wunsch, eine Dekoration zu erhalten, genüge noch nicht. Gutzkow war hierüber schon empfindlich und berief sich auf einen Journalartikel, den er über Guizot geschrieben. Herr Rumpf zog sich dadurch aus der Affaire, daß er sagte, er wolle sehen, was sich thun lasse. Er fragte mich nun, ob ich von Frankfurt her, wo Gutzkow damals wohnte, ihm etwas über denselben mitteilen könne und ob ich es für thunlich erachte, daß er, der Gesandte, ihn bei Guizot einführe. Ich wußte damals sehr wenig von dem deutschen Schriftsteller und wollte ihm jedenfalls nicht hinderlich sein, daher bejahte ich die letztere Frage. Einige Zeit später

begegnete ich dem Hanseaten von Neuem, und er machte mir, wenn auch in freundlicher Weise, Vorwürfe darüber, daß ich, wenigstens zum Teil, Veranlassung zu einer unangenehmen Erfahrung gegeben, die er soeben gemacht habe. Gutzkow sei durch ihn Guizot vorgestellt und von diesem, der ihm doch eine Artigkeit erzeigen wollte, zum Frühstück eingeladen worden. Wenige Tage darauf habe dann in der Zeitschrift: „Der Frankfurter Telegraph", ein von Gutzkow verfaßter Aufsatz: „Ein Frühstück bei Guizot", gestanden, und von Dienstbeflissenen sei derselbe gleich nach dem Eintreffen in Paris dem Minister, der sehr gut Deutsch verstand, überbracht worden. Als dann zufällig kurz darauf Herr Rumpf wegen einer diplomatischen Angelegenheit zu Guizot kam, sprach dieser ihm mit der höchsten Entrüstung von der Indiskretion und Taktlosigkeit des deutschen Schriftstellers, indem er Worte über ihn gebrauchte, welche in den Mund zu nehmen der gesellige Ton sonst den Franzosen verbietet. Auch der Gesandte selbst mußte sich einiges Unliebsame von dem Minister darüber sagen lassen, daß er ihm einen solchen Gast zugeführt. Von dem ambitionirten Kreuz der Ehrenlegion konnte natürlich nun nicht weiter die Rede sein.

Fünfzehntes Kapitel.

Politische Aufregung. — Unterdrückung der Presse. — Konservativ und liberal. — Diplomatisches Treiben.

In die Mainstadt zurückgekehrt, wandte ich mich wieder meinen Studien und literarischen Arbeiten zu, konnte jedoch nicht hindern, daß die fieberhafte politische Aufregung, die damals in Deutschland herrschte, mir hie und da die zu solchen Beschäftigungen nötige Ruhe raubte. Diese Aufregung hatte sich zwar schon seit längerer Zeit der Geister bemächtigt und war bereits in den dreißiger Jahren in einzelnen Revolteversuchen explodirt; aber sie schien beständig im Wachsen zu sein. Die starre Opposition der Regierungen gegen die klarsten Forderungen der Vernunft, der Billigkeit und des Rechts, die unerträgliche Zensur, welcher jedes Buch vor dem Erscheinen unterworfen wurde, und die unbarmherzige Verfolgung Solcher, die demagogischer Umtriebe beschuldigt wurden, erfüllten die Nation mit steigendem Unwillen. Die Reden der oppositionellen Kammermitglieder in den süddeutschen Staaten, namentlich in Baden und Württemberg, fanden lauten Widerhall in ganz Deutschland. Schriften, die in herbster Weise das herrschende politische System anfeindeten und direkt zur Revolution aufforderten, wurden von der Schweiz her und selbst von einigen deutschen Buchhändlern mit Umgehung der bestehenden Vorschriften in allen deutschen Landen verbreitet. Der sicherste

Weg für einen Schriftsteller, sich einen Namen und die weiter damit zusammenhängenden Vorteile zu verschaffen, war, wenn er in extremster Weise die Regierenden mit Spott und Hohn verfolgte, und dies galt nicht nur für die Schreiber politischer Broschüren, für die Verfasser von Reisebildern nach Heine's Muster, sondern auch für die Dichter. Wie Pilze schossen die Freiheitssänger aus dem Boden auf, und neben einigen talentvollen erlangten auch viele mittelmäßige Poeten Ruf und Popularität, bloß weil sie in das allgemeine Geschrei einstimmten. Der Bundestag glaubte etwas Großes zu thun, wenn er dergleichen mißliebige Bücher unterdrückte; aber er leistete eigentlich den Verlegern und Verfassern derselben nur einen Dienst. Denn begierig griff das Publikum nach jedem solchen verpönten Werk, und manche Autoren, um die sich sonst Niemand gekümmert hätte, wurden nur durch den auf ihre Produktionen geschleuderten Bannstrahl berühmt. Die genannte Behörde verbot in einer Art, die mit Recht allgemeine Entrüstung hervorrief, den ganzen Verlag gewisser Buchhandlungen; erfolgreich hätte dies indes doch nur sein können, wenn jeder Verleger oder Besitzer solcher Bücher wie in Rußland nach Sibirien verbannt oder, wie der Buchhändler Palm durch den ersten Napoleon, erschossen worden wäre. Zu dieser Energie hatte man nun doch bei uns nicht den Mut, und so zirkulirten die geächteten Schriften in der Stille ziemlich ungehindert, während deren Autoren durch die am grünen Tische der Eschenheimer Gasse angeordneten Maßregeln neben reichlichen Honoraren auch noch die Glorie des Märtyrertums erlangten. Wie wenig das bundestägliche Anathem die Wirkung hatte, mißliebige Werke aus der Welt zu schaffen, davon erlebte ich einmal ein Beispiel in Berlin. Im Laden des Buchhändlers S. forderte ich einige strengverbotene Bücher; Herr S. aber beteuerte, obgleich ich ein guter Kunde von ihm war, er habe mit derlei gefährlicher Ware nichts zu schaffen und könne mir,

so gern er mir auch zu Diensten stehen möchte, das Verlangte nicht liefern. Sodann wandte sich ein Herr, der mir bis dahin, die neuesten Erscheinungen musternd, den Rücken zugekehrt hatte, zu mir um und sagte, indem er den Hut nahm, lächelnd: „Nun, ich will fortgehen; da wird Ihnen Herr S. die betreffenden Bücher wohl geben.“ Als er den Laden verlassen hatte, hörte ich, der liebenswürdige Mann sei der Polizeipräsident von Berlin gewesen, und eilends befriedigte nun der Buchhändler auch alle meine Wünsche.

Der Hauptgrund, daß die Unzufriedenheit nach und nach fast alle Schichten der Bevölkerung ergriff, lag jedoch sicherlich noch weniger in der Unterdrückung aller Freiheit, als in der Ohnmacht und Zerstückelung Deutschlands, welche auf dem Wiener Kongreß besiegelt worden war. Der Unmut hierüber nagte, wie ich schon oben gesagt, an allen Herzen. Ich selbst sympathisirte zwar mit dem Liberalismus, aber auch bei mir war die Hauptquelle, aus der meine Mißstimmung gegen die herrschenden Zustände floß, die eben genannte. Später und besonders nachdem wir durch die Gründung des deutschen Reichs das erste und Hauptbedürfnis einer jeden Nation befriedigt gesehen, haben meine politischen Ueberzeugungen eine gewisse Modifikation erfahren. Wer sollte nicht den Fortschritt der Menschheit, die Vervollkommnung der sittlichen und politischen Zustände von ganzem Herzen wünschen? Ich hege diesen Wunsch noch so lebhaft wie in meiner frühesten Jugend, habe jedoch seitdem erkannt, daß der Fortschritt oft ebensosehr, wie durch den zähen Widerstand gegen denselben, durch die verkehrte Weise oder die Uebereilung, mit welcher man ihn herbeiführen will, gehindert wird, und daß den Orgien des Freiheitsrausches lange, traurige Perioden der Unterdrückung gefolgt sind. Von diesem Standpunkt aus haben die Parteiworte konservativ und liberal wenig Sinn für mich. Wenn man

mich fragt, ob ich konservativ sei, so stelle ich zunächst die Gegenfrage, um was es sich denn handle und was konservirt werden solle? Die Welt ist in beständigem Wandel begriffen, den veränderten Verhältnissen müssen sich auch die politischen Institutionen akkommodiren, und solche noch aufrecht halten zu wollen, die nur für frühere Zustände paßten, ist offenbarer Unsinn. Ein baufälliges Haus reißt man am besten nieder, statt es fortwährend stützen zu wollen, sonst stürzt es uns über dem Kopfe zusammen. So erscheint mir das Feldgeschrei der Konservativen, die alles und jedes bloß deshalb, weil es einmal vorhanden ist, nicht aufgeben wollen, als thöricht und gefährlich zugleich. Das starre Festhalten an dem Bestehenden, der Widerstand gegen jede Neuerung kann sogar ruchlos und verdammenswert werden, und es hat, wenn ich auch dem heutigen Konservatismus diesen Vorwurf nicht machen will, derartige Fälle gegeben. Zum Beispiel im vorigen Jahrhundert erkannten nach und nach alle Denkenden das Widersinnige und Abscheuliche der Tortur. Aber die Konservativen von damals stemmten sich hartnäckig der Abschaffung derselben entgegen und behaupteten, ohne Folter könne es keine Rechtspflege geben; nur durch sie ließen sich den Verbrechern Geständnisse über ihre Frevel und ihre Mitschuldigen entringen, und keiner würde mehr vor Mord und Totschlag sicher sein, wenn die Richter dies der Kriminaljustiz nötige Werkzeug nicht mehr in Anwendung bringen könnten. Nun! Die Tortur ist seit einem Jahrhundert in allen zivilisirten Ländern abgeschafft, und wie die statistischen Tabellen ausweisen, sind solche Befürchtungen keineswegs begründet gewesen, vielmehr haben Missethaten gegen früher bedeutend abgenommen. — Jedoch, wenn ich durchaus nicht unbedingt zu der Fahne der Konservativen schwören kann, so vermag ich mich auch dem Liberalismus nicht mit Haut und Haar zu verschreiben, sondern behalte mir für jeden einzelnen Fall die Entschließung vor. Mit Allgemeinheiten wie: die

Humanität verlange dies und das, ist noch sehr wenig gesagt. Wenn man den einzelnen Fall prüft, so findet man häufig, daß dasjenige, was man „Humanität" nennt, dabei sehr schlecht angewandt ist und der Gesammtheit weit mehr Schaden als Nutzen bringt. Daß die Abschaffung der Todesstrafe bei Völkern, die dafür reif sind, wünschenswert sei, kann schon zugegeben werden, daß aber die italienische Kammer diese Strafe in derselben Zeit abgeschafft hat, wo noch immer die scheußlichsten Greuelthaten in Sicilien verübt werden, muß für eine übel angebrachte Weichherzigkeit gelten, indem dadurch Gut und Leben der ganzen Bevölkerung zu Gunsten einiger Bösewichte in Gefahr kommen. Italienische Juristen haben mir gegenüber den Beschluß ihres Parlaments damit rechtfertigen wollen, daß das einsame Zellengefängnis, das jetzt auf der ganzen Halbinsel eingeführt ist, die Eingesperrten ebenso sicher wie das Schaffot zum Tode führe. Aber erstens wird die Aussicht auf ein Gefängnis, aus dem doch immer noch Flucht möglich ist, Den, der über bösen Plänen brütet, minder von der Ausführung derselben abhalten, als diejenige auf die Hinrichtung, und zweitens ist das langsame Hinschmachten in einsamer Zelle eine grausamere Strafe, als die nur einen Augenblick währende Enthauptung. —

Man verzeihe diese Abschweifung; ich wollte erwähnen, daß ich zu Frankfurt, im Winter nach meiner Rückkehr, mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, die Zustände bei uns seien unhaltbar und es stehe eine Katastrophe bevor, welche den Bundestag stürzen und, wenn auch nicht sogleich die Einheit, so doch eine bessere Gesammtverfassung Deutschlands herbeiführen werde. Freilich sollten noch Jahre entschwinden, bis dieses Ereignis eintrat; allein mir war seitdem stets, als fühlte ich unter mir ein Zittern des Bodens, welches der herannahenden Erschütterung vorhergehe.

Inzwischen schien die Bundesversammlung sich den Ernst

der Lage nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Wie von alters her Diners eine Hauptrolle in der Diplomatie gespielt haben, so war das auch in Frankfurt der Fall, und zwar in dem Grade, daß es fast scheinen konnte, die Gesandtschaften hätten sich mit der Eßkunst, als mit der wichtigsten Angelegenheit, zu beschäftigen. Nicht bloß die Chefs, sondern auch die Räte, Sekretäre und Attachés der verschiedenen Legationen konnten wöchentlich mehreremale bei glänzenden Mittagessen sich an exquisiten Getränken und Speisen erlaben. Besonders waren zwei Gesandte, die Herren von A. und von G., als Gastronomen berühmt; dieselben huldigten nicht allein für sich den kulinarischen Genüssen mit einer Art von Leidenschaft, sondern setzten eine Ehre darin, auch Andere sich von der Trefflichkeit ihrer Tafel überzeugen zu lassen. Wenn man den einen von ihnen in den Vormittagsstunden besuchen wollte, konnte man ihm in der weißen Kleidung eines Kochs mit vorgebundener Schürze begegnen, denn er hielt es für nötig, die ausgezeichnetsten Speisen für seine Diners selbst zu bereiten. — Ein anderer Gegenstand, der eine große Rolle in Frankfurt spielte, waren die Ordensdekorationen, welche, von den für die Gesandten aufgesparten Großkreuzen und strahlenden Sternen bis zu den kleinen Ritterkreuzen, mit denen sich die Sekretäre begnügen mußten, von den Regierungen bald an diesen, bald an jenen verliehen wurden. Die Uebermenge und die Art, in welcher solche Auszeichnungen oft auf die geringfügigsten Anlässe hin gegenwärtig erteilt werden, fordert den Spott heraus; es geschieht dies in einer Weise, daß man Orden überhaupt nur noch als Höflichkeitsbezeugungen derer, welche sie verleihen, ansehen kann. Denn von Verdienst ist dabei nur ganz ausnahmsweise die Rede; und wenn ein solches bisweilen wirklich mit einem Orden belohnt wird, ist es oft beleidigend, zu sehen, wie ein Hofmarschall, der etwa zur Gratulation bei einer Tauffeier abgesandt ist, das Großkreuz erhält, während

einem Manne, der wahrhaft Ausgezeichnetes geleistet, die unterste Klasse derselben Dekoration angeheftet wird. Der Uebelstand ist nun, daß doch noch ziemlich allgemein der Glaube herrscht, Sterne und Kreuze, die Jemand trägt, seien Zeugnisse von Verdiensten, die sich derselbe erworben, und daß auch viele derjenigen, die solche an ihrer Uniform oder ihrem Frack tragen, sich in diesem Wahne wiegen, während sie sich doch sagen müßten, daß ihnen bloß durch Zufall ein derartiger Schmuck zu teil geworden. Wenn man nun die Verkehrtheit unseres heutigen Ordenswesens völlig anerkennt, wenn man, streng genommen, selbst den höchsten Dekorationen nur den Wert von Toilettestücken einräumt, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß es für Den, der sich in der heutigen Gesellschaft bewegen muß, wichtig ist, sich mit dergleichen Flitterstaat putzen zu können. Da an unseren Höfen und in den diplomatischen Soireen fast Jeder mit ähnlichem Schmucke prangt, wird Derjenige, der nichts davon aufzuweisen hat, über die Achsel angesehen. Sogar ein Ritterkreuz oder ein paar derselben genügen nicht mehr, es müßte denn ihr Träger ein ganz junger Mann sein; man muß einige Sterne oder zum mindesten einige Kommandeurkreuze besitzen, um sich in Ansehen zu setzen. So erklärt sich halb und halb der Heißhunger, mit welchem so viele Gesellschaftsmenschen, besonders der vornehmen Welt, nach diamantenem, goldenem und silbernem Zierat dieser Art trachten. Ich kenne höchst achtungswerte und im übrigen einsichtsvolle Männer, die doch an einer krankhaften Begierde leiden, zu den fast zahllosen Ordenssternen, die sie schon besitzen, noch neue hinzuzufügen. So weiß ich von einem alten, sich in hoher Stellung befindenden Herrn, der noch jetzt, an der äußersten Grenze des menschlichen Lebens stehend, von Freude aufstrahlt, wenn ihm ein neues Großkreuz verliehen wird, obgleich er deren schon so viele besitzt, daß er nicht den vierten Teil anlegen kann. Hofbeamten und Diplomaten bietet

sich, wenn sie vom Glück begünstigt sind, indem sie hier- und dorthin zur Gratulation entsandt werden oder ihren Namen unter diesen oder jenen Vertrag zu setzen haben, leicht Gelegenheit, ihren Ehrgeiz in dieser Hinsicht zu befriedigen. Auch Bankiers sind in gleichem Betracht in günstiger Lage, insofern sie die bei ihnen gemachten Staatsanleihen unter vorteilhafteren Bedingungen gewähren, wenn ihnen mit der Schuldverschreibung zugleich ein glänzender Schmuck für die linke oder rechte Brust eingehändigt wird. Außerdem stehen ihnen solche Dekorationen zu Gebote, die, wie dies ein öffentliches Geheimnis ist, für klingende Münze zu haben sind: so die der Republiken Honduras und San Marino, und ebenso einiger Monarchien, die ich nicht namhaft machen will. Wenn nun bei Personen, die sich auf der vanity fair des Lebens zu bewegen zum Teil genötigt sind, die Ordenssucht ziemlich erklärbar erscheint, so ist das bei Gelehrten und Künstlern minder der Fall. Diese müßten doch erkennen, wie ganz inadäquat derartige äußere Zeichen sind, um wirklich tüchtige Leistungen zu belohnen. Dennoch haben Manche von ihnen mit Höflingen und Diplomaten die gleiche Begierde gemein und sind hochbefriedigt, wenn ihr Knopfloch mit einem Ehrenzeichen, sei es auch nur unterster Klasse, versehen wird. In der Zeit, als ich mich in Frankfurt befand, wurden nun freilich Orden von den Regierungen noch bei weitem nicht mit der Verschwendung ausgeteilt wie heutzutage. Desto lebhafter herrschte in der Diplomatie und in den mit ihr zusammenhängenden Kreisen der Drang darnach, und unter begünstigenden Umständen gelang es einigen, in auffälliger Weise denselben zu befriedigen. Besonders viel von sich reden machte folgender Fall. Ein achtbarer, aber geistig keineswegs sehr begabter, ein höheres Amt bekleidender Mann hatte eine Frau, die durch ihre Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe die erste Rolle in der Frankfurter Gesellschaft spielte. Diese Dame hielt fast allabendlich Soiréen in ihrem

Hause, bei denen ihr Gatte durch seine Abwesenheit glänzte, während verschiedene der höchsten Bundestagsgesandten, die ihre lebhaften Verehrer waren, sich um sie drängten. Unstreitig fand der Verkehr der Diplomaten, die meistens hochbejahrte Männer waren, mit der Hausherrin in allen Ehren statt. Dennoch hielt die Letztere es für nötig, den Ehemann zu beschwichtigen und zur Toleranz gegen sie zu stimmen; sie legte zu diesem Zwecke ihren Verehrern die Verpflichtung auf, von ihren Regierungen Ordensdekorationen für den nachsichtigen Gemahl zu erwirken, auf dessen Brust sich denn auch allmälich ein Firmament von Sternen zusammenzog. Nicht gleiches Glück hatte ein jüngerer Diplomat, der von früh an, um ein auf ihn gemachtes Bonmot zu wiederholen, „am Bandwurm litt", aber bei allen Bemühungen, auch nur das kleinste Kreuz zu erhaschen, scheiterte. Zuletzt entschloß er sich, in der Erwartung sicherer Erreichung seines Zieles, eine beträchtliche Anzahl von Aktenstücken aus den Archiven des Bundestages drucken zu lassen und mit einer Einleitung herauszugeben. Dieses Buch dedizirte er dem Fürsten Metternich und hegte nun die süße Hoffnung, bald, mit einem österreichischen Orden prangend, in den diplomatischen Zirkeln erscheinen zu können. Aber, o Himmel, welche Enttäuschung! Die ganze Anerkennung, die ihm zu teil ward, bestand in einer Medaille, welche nicht einmal bestimmt war, getragen zu werden, sondern, in eine Schublade niedergelegt, das bescheidene Verdienst belohnen sollte. Wie mußte dieser Ordensjäger einen in Frankfurt lebenden Eisenbahndirektor beneiden, der, von dem Wunsche beseelt, sich dekorirt zu sehen, alljährlich eine Uebersicht des Betriebs der von ihm geleiteten Eisenbahn auf feinstes Velinpapier drucken ließ. Da er sich mit den meisten der Bundestagsgesandten gut zu stellen wußte, fanden sich diese bereit, seine Listen, die zuvor mit Goldschnitt und elegantem Umschlag versehen worden waren, an ihre Höfe einzusenden. Nachdem sich die

Manipulation mehrere Jahre wiederholt hatte, glaubte einer der Empfänger den Einsender nicht mehr bloß mit einem einfachen Dank abfertigen zu dürfen und verlieh ihm das Ritterkreuz seines Ordens. Als so das Eis gebrochen war, folgten denn auch die meisten der anderen deutschen Höfe dem gegebenen Beispiel, und der Eisenbahndirektor erntete für seine Tabellen eine weit reichere Anerkennung, als sie manchem unserer ausgezeichnetsten Gelehrten zu teil geworden ist.

Sechzehntes Kapitel.

Größere Reise. — Berlin. — Alexander von Humboldt. — Dresden. — Königliche Familie. — Wien. Fürst Metternich. Baron K. v. Hügel. — München. König Ludwig I. Kaiserin von Brasilien. — Rom. — Karneval. — Neapel. König Ferdinand und sein Hof. — Fürst Radali.

Aus dem Tumulte des Tages, der mich ein halbes Jahr hindurch wenig hatte zur Ruhe gelangen lassen, wurde ich plötzlich auf eine sehr angenehme Weise abgerufen. Der vor nicht lange zur Regierung gekommene, damals erst neunzehnjährige Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin lud mich ein, ihn auf einer größeren Reise zu begleiten. Er hatte mich zwei Jahre vorher auf einem Ausfluge nach Oberitalien kennen gelernt, und der Umstand, daß ich ihm in den Ländern, die er zu besuchen dachte, als Führer dienen konnte, mochte ihm den ersten Gedanken, mich zum Begleiter zu wählen, eingegeben haben. Während der Monate nun, die ich in seiner unmittelbaren Nähe verbrachte, war es mir vergönnt, den hochsinnigen, für alles Große und Schöne glühenden Fürsten nicht allein genauer kennen zu lernen, sondern auch seine Freundschaft zu gewinnen. Diese hat er mir in allen Lebensverhältnissen bewährt, und noch mein letzter Herzschlag wird von meiner Dankbarkeit und innigen Liebe zu ihm Zeugnis geben.

Die Reise, obgleich auf weit fernere Ziele gerichtet, sollte doch auch zum Besuche verschiedener Höfe verwendet

werden. Die erste Rast von einigen Tagen war in Berlin. Hier fügte es sogleich ein günstiger Zufall, daß mir die äußerst wertvolle Bekanntschaft mit Alexander von Humboldt zu teil wurde. Es war eines Abends im intimsten Kreise der königlichen Familie, zu dem mir die obwaltenden Umstände natürlich den Zutritt verschafften. König Friedrich Wilhelm IV. saß mit der Gemahlin und mit seinem Neffen, dem Großherzog, an einem kleinen Tische und beschäftigte sich, wie das seine Sitte war, während des Gespräches mit architektonischen Zeichnungen. Die sehr wenigen sonst Anwesenden hatten in einiger Entfernung ihren Platz und der meinige war neben dem großen Reisenden und Naturforscher, der, obgleich fast fünfzig Jahre älter als ich und in einer der höchsten Stellungen, sogleich auf die freundlichste Art das Wort an mich richtete. Wüßten andere Staatsmänner oder sonst durch Rang und Geburt Bevorzugte, die bei jeder Gelegenheit in hochmütiger Weise ihre überlegene Position zur Schau tragen, wie sehr sie sich die Herzen hierdurch entfremden, sie würden sicher schon aus Klugheit das Beispiel eines Humboldt nachahmen. Dieser zeigte, wie ich dies später noch oft beobachtete, nicht aus Berechnung, sondern aus angeborener Humanität und aus jener ihm von der Natur geschenkten Einfachheit des Wesens, welche immer die Begleiterin wahrer Größe ist, selbst gegen den Geringsten nie die mindeste Hoffart, und ihm lag ebenso auch die von vielen Anderen geübte beleidigende Herablassung fern. Konnte sich aber unter sämmtlichen Ministern und obersten Kronbeamten Europas auch nur Einer an wahrem Verdienst mit diesem Manne messen? Humboldt war zwar oft scharf und schneidend in seinen Urteilen über Andere; allein seine bitteren Aeußerungen galten immer nur Solchen, die sich in ihrer geistigen Ohnmacht spreizten, deren Thun und Treiben er mit seinem durchdringenden Scharfblick für verderblich erkannte. Dagegen war er stets voll von Anerkennung für

Jeden, dessen Streben er als auf das Höhere gerichtet, als ernst und wahr ansehen durfte, und unermüdlich, selbst aufopfernd suchte er Solche zu fördern, die bei diesem Streben seine Hilfe in Anspruch nahmen. Als ich an jenem Abende neben ihm saß, nahm die Rede zufällig die Wendung auf den Orient, und da ich nun einige Kenntnis der arabischen und persischen Sprache zeigte, mit deren Studien sich übrigens Humboldt nie befaßt, hatte ich, wie ich schon gleich bemerkte, seine achtungsvolle Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Er lud mich ein, ihn am folgenden Tage zu besuchen, und so trat ich in ein näheres Verhältnis zu dem großen Manne, das bis zu dessen Tode gewährt hat.

In Dresden, wohin die Reise weiter ging, war es mir interessant, drei Mitgliedern der königlichen Familie vorgestellt zu werden, die sämmtlich durch wissenschaftliche oder literarische Bestrebungen der Auszeichnung einer der ältesten Regentenfamilien anzugehören, eine noch höhere hinzuzufügen suchten. Wie tief beschämten dieselben einen großen Teil des deutschen Adels, welcher Jagd und Pferdezucht als die einzigen, seiner würdigen Beschäftigungen ansieht! König August war ein vorzüglicher Botaniker und widmete alle Zeit, welche ihm seine Regierungspflichten übrig ließen, diesem Studium. Sein Bruder, der spätere König Johann, gehörte zu den tiefsten Kennern des Dante und hat eine Uebersetzung desselben geliefert, die sich ebenso durch eindringendes Verständnis des Textes, wie durch fließende Form auszeichnet. Eine solche Uebersetzung würde, wenn sie jetzt ins Leben träte, als keine bedeutende Leistung mehr anzusehen sein, denn die „Göttliche Komödie" ist nach der bei uns herrschenden Manie in den letzten Dezennien fast zahllose Male verdeutscht worden — eine leichte und fruchtlose Arbeit, indem oft nur aus zehn früheren Uebertragungen eine elfte kompilirt ward. Aber das Werk des sächsischen Prinzen ging fast allen anderen voraus,

und obgleich es die Nachbildungen von Kannegießer und Streckfuß schon vorfand, so war es doch neu, indem es sich auf einen ganz andern Boden stellte, und bei Aufgabe der Terzinenform den Sinn des Originals treuer wiedergeben konnte. Wie die beiden Genannten durch wissenschaftliche Leistungen, so suchte die Prinzessin Amalie sich durch Bühnenstücke hervorzuthun, die freilich sich nicht in das Gebiet der hohen Poesie versteigen, sondern der Gattung der Ifflandschen Familiengemälde angehören, aber sich durch Geist, scharfe Beobachtung des Lebens und Menschenkenntnis auszeichnen.

Ein längerer Aufenthalt wurde in Wien gemacht. Derselbe fiel in den Januar 1844, und Soireen, Bälle und Diners drängten einander. Da diese Art von Vergnügungen stets meiner Neigung widerstrebt hat, sehnte ich mich bald nach der Abreise. Die großen Feste bei Hofe und in den Sälen der hohen Aristokratie boten mir allenfalls noch einiges Interesse. Hier konnte sich wenigstens das Auge an Pracht und Luxus weiden; auch fanden sich unter der Menge der Gäste einzelne, mit denen sich angenehme Konversation pflegen ließ. Aber wahrhaft peinlich waren mir, wenigstens anfänglich, die kleinen Zirkel beim Fürsten Metternich, die doch häufig besucht werden mußten. Unter den wenigen dort Anwesenden fand ich zuerst keinen, mit dem ich andere als triviale Alltagsgespräche hätte führen können. Schon nach einigen Tagen zeigte sich jedoch im genannten Salon Baron Karl von Hügel, bekannt durch seine großen Reisen, namentlich durch die nach Kaschmir, die er selbst beschrieben hat. Durch diesen fand ich dann schließlich angenehme und anregende Unterhaltung. Später habe ich ihn in Florenz, wohin er als Gesandter ging, noch verschiedene Male aufgesucht und immer genußreiche Stunden mit ihm verlebt. Was mir die Teilnahme an den Soireen im Metternich'schen Hause besonders verleidete, war der Umstand, daß ich den Fürsten, dem hier alle als dem größten

Staatsmanne huldigten, für den bösen Dämon Deutschlands und Europas ansah und meine Privatansicht doch natürlich in den geheimsten Winkel meines Herzens zurückdrängen mußte. Ich hatte in Frankfurt in nächster Nähe den Machinationen zugesehen, durch welche der österreichische Staatskanzler die deutschen Regierungen in die Netze der engherzigen habsburgischen Politik zu verstricken wußte, wie er es verstand, selbst Preußen in sein Schlepptau zu nehmen und durch Druck auf die übrigen Höfe oder Ministerien jede nationale und freiheitliche Regung zu ersticken. Die Folgezeit hat bald die Armseligkeit seiner Staatsweisheit, die Verderblichkeit seines Wirkens auch dem Verblendetsten dargelegt. Denn sein Regierungssystem ist es hauptsächlich gewesen, das die Stürme des Jahres 1848 über ganz Deutschland heraufbeschworen und den Kaiserstaat an den Rand des Unterganges gebracht hat, wie denn auch die unter seiner Verwaltung ins Werk gesetzten empörenden Maßregeln gegen die Bewohner der Lombardei und des Venetianischen die Italiener mit so unversöhnlichem Haß erfüllten, daß die nachherige Losreißung der italienischen Provinzen die unvermeidliche Konsequenz davon war. Nach der glaubwürdigen Versicherung, die mir der lange Zeit hindurch am Wiener Hofe accredidirte Gesandte eines Großstaats machte, soll es allerdings der Kaiser Franz I. selbst gewesen sein, der seit dem Wiener Kongreß das harte Verfahren gegen seine italienischen Unterthanen diktirt hatte, und Metternich soll zu mehr Milde geraten haben. Aber wenn letzterer das Verwerfliche jenes Verfolgungssystems einsah, so mußte er entweder seinen ganzen mächtigen Einfluß anwenden, um dasselbe zu beseitigen, oder, wenn er dies nicht vermochte, von seinem Posten zurücktreten. Hätte er dies gethan, so würde die Nachwelt anerkennen, daß wenigstens der letzte Akt seiner staatsmännischen Laufbahn ein würdiger gewesen sei. Uebrigens muß ich hinzufügen, daß die Persönlichkeit

des Fürsten eine gewinnende war und daß er im gesellschaftlichen Verkehr durchaus nicht jene Härte und Schroffheit zeigte, die doch einen Grundzug seiner politischen Thätigkeit bildete.

Von Wien ging die Fahrt über Linz und Salzburg nach München, eine bei dem hohen Schnee des Winters langwierige und anstrengende Reise. Die bayerische Hauptstadt war in jener Zeit noch nicht mit all den Prachtgebäuden geschmückt, die sie jetzt zieren. Die Pinakothek stand zwar schon vollendet da; allein die Gemälde, welche sie aufnehmen sollte, befanden sich noch in einem Lokal unter den Arkaden. Die Basilika war nicht ganz fertig und zu der Bavaria selbst noch nicht der Grundstein gelegt. Wie wenig dachte ich damals noch, daß ich später so oft und lange in München verweilen würde! — Sehr merkwürdig war es mir, durch die Verhältnisse, unter welchen ich diese Reise machte, in die nächste Nähe König Ludwig's I. geführt zu werden. Dieser war damals eine der am meisten besprochenen Persönlichkeiten in Deutschland. Durch die Wandlung der politischen Prinzipien, die er in seiner Jugend bekannt, und durch die Verfolgung von Männern, deren Gesinnungsgenossen er sich ehemals genannt, hatte er sich den Haß der Liberalen zugezogen, und diese wurden nicht müde, ihn auf alle mögliche Weise herabzuziehen. Die Gerechtigkeit hätte jedoch verlangt, nie außer Acht zu lassen, wie Außerordentliches er schon als Kronprinz mit Begeisterung und Aufopferung für die Kunst gethan und wie er auch noch später in dieser Hinsicht mehr als je ein deutscher Fürst gewirkt. Auch die Medicäer und Leo X. waren in den Akten ihrer Regierung nicht tadellos; die hochherzige Pflege indes, die sie dem Schönen angedeihen ließen, hat die Flecken, die sonst auf ihrem Thun ruhen mögen, ausgelöscht. — Der Parteigeist, der sich gegen König Ludwig wendete, bewirkte, daß auch seine Gedichte, deren er eine große Anzahl publizirte, mit Hohn und Spott überschüttet wurden, und ein

wegwerfendes Urteil über sie hat sich auf die spätere Generation vererbt. Indessen auch dieses Urteil muß eingeschränkt werden. Den Poesien des königlichen Sängers fehlt es an aller Feile; sie scheinen so, wie sie hingeworfen worden, auch in die Druckerei gewandert zu sein; und es ist leicht, alle möglichen Mängel daran hervorzuheben, ja manche Stellen geben zum Lächerlichmachen Anlaß. Verglichen mit den Leistungen wirklich guter Poeten, können daher diese Gedichte nur auf einen untergeordneten Rang Anspruch machen. Allein wenn man sie neben so manche stümperhafte Produktionen hält, die später das Entzücken der Lesewelt wurden, so muß man ihnen einen großen Vorzug vor denselben einräumen; denn es finden sich in ihnen einzelne Verse, ja ganze Strophen, die wirklich poetische Empfindungen und Gedanken enthalten, während man eine Prämie aussetzen könnte, um nur irgend etwas Derartiges in den beregten Exerzitien zu entdecken.

Denke ich an meinen damaligen Aufenthalt am Münchener Hofe zurück — wie viele Zeit ist schon seitdem hingeschwunden! Noch lebte die Herzogin von Leuchtenberg, und ihr Palast prangte mit jener schönen Gemäldegalerie, die später leider nach Rußland gekommen ist. Die Tochter der Herzogin, durch ihre Vermählung mit Dom Pedro zur Kaiserin von Brasilien geworden, brachte den Winter bei ihrer Mutter zu. Beide Frauen strahlten wegen der herrlichen Ode, die Platen auf sie gedichtet, seit lange in einer Glorie vor meinem Geiste. Man kann daher denken, wie froh ich war, sie mit Augen zu sehen. „Glücklich ist doch Der, den ein unvergänglicher Gesang gepriesen“; ihm wird dadurch schon auf Erden Unsterblichkeit. So werden die Herzogin von Leuchtenberg und ihre Tochter, nachdem längst der Schimmer ihrer Kronen wie ihrer Schönheit erblaßt ist, in Platen's Ode die folgenden Geschlechter durchschreiten. Bei einem Hoffeste in den prachtvollen Gemächern der Residenz, zu dem nur eine kleine, auserlesene

Gesellschaft geladen war, bestimmte das Los die Paare, die an der Abendtafel neben einander Platz nehmen sollten, und der Zufall brachte es mit sich, daß ich die Herzogin von Braganza (dies war der Titel, den die Kaiserin von Brasilien angenommen hatte) führen mußte. Dieselbe prangte noch im Glanz der Jugend und einer ungewöhnlichen Schönheit. Einundzwanzig Jahre später, als ich den Großherzog auf seiner Reise nach Spanien und Portugal begleitete, sah ich sie, von den Wechselschicksalen ihres Lebens gebeugt, krank und, obgleich noch nicht zu hohen Jahren gelangt, ergraut wieder. Inmitten der Orangen- und Limonengärten, die ihren Palast umdufteten, sprach sie mit Sehnsucht von der rauhen bayerischen Hochebene und der Isarstadt, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte. Sie hat die Heimat nicht wiedergesehen; nicht lange nachher las ich von ihrem Tode.

Von München ging es dem ersehnten Italien zu. Eine am Zirlpaß gefallene Lawine hemmte jedoch einige Tage lang die Fahrt. In Venedig, durch dessen zauberhaften Reiz ich mich jedesmal so gefesselt fühle, daß ich alle weiteren Reisepläne aufgeben möchte, um einzig dort längere Zeit zu weilen, konnte nur ein kurzer Aufenthalt gemacht werden, denn der Karneval lockte nach Rom; will doch Jeder dies berühmte Fest einmal gesehen haben! Nach meinem Gefühl paßt aber tiefe Stille besser für die über den Schutt von Jahrtausenden hinführenden Straßen der alten Welthauptstadt und für ihre mit Trümmern besäten Plätze, auf welche die Obelisken des Rhamses hinabschauen, als auf die Ruinen des hunderttorigen Theben. Die lauten Lustbarkeiten, die zur Fastnachtzeit den Corso durchtoben, erscheinen mir wie ein herzloser Hohn auf die Trauer, die in der ganzen Atmosphäre der Tiberstadt atmet. Daher suchte ich, so oft ich konnte, dem Mummenschanze zu entfliehen, um in den bergähnlichen Ruinenhaufen der Bäder des Caracalla oder bei dem Ausblick aus dem Klostergarten

von S. Onofrio das wahre Rom wiederzufinden. In der That dünkt mich der Karneval ein recht kindisches Fest mit seinem Werfen von sogenannten Confetti, eigentlich kleinen Gipsstücken, die wirklich den Augen gefährlich werden können, und mit dem Rennen der losgelassenen Pferde, die schon oft großes Unheil unter den längs des Corso gedrängten Menschenmassen verursacht haben. Wenn für Goethe der Karneval so interessant erschien, so kann ich mir das nur aus dem Umstande erklären, daß Rom damals nur schwer erreichbar und Wenigen bekannt war, so daß Alles in ihm sich für die Phantasie des Nordländers mit einem märchenhaften Reiz umkleidete. Weit mehr Anziehungskraft für mich haben die Weinfeste im Oktober, wenn die schönen Trasteverinerinnen bei Tamburinschall und Gesang durch die Straßen ziehen und die Campagnabauern mit ihren ochsenbespannten Wagen die mostgefüllten Tonnen zur Stadt führen. Von den großen kirchlichen Feierlichkeiten, die noch in Flor standen, sah ich erst auf der Rückreise, wo wieder eine Woche in Rom geweilt wurde, Einiges, wie ich ihnen denn später noch wiederholt beigewohnt habe. Die Girandola, die Erleuchtung der Peterskuppel, vor Allem aber das Miserere in der sistinischen Kapelle machten einen bedeutenden Eindruck auf mich. Dennoch bin ich der Meinung, daß das, was man in so vielen Reisebeschreibungen von dem überwältigenden, die ganze Seele gefangen nehmenden Zauber dieser Kirchenfeste liest, zum großen Teil Fabelei ist. Daß nun Jemand gar durch das bei solchen Zeremonien entfaltete Schaugepränge sich zum Katholizismus bekehren lassen kann, wie dies doch manchmal der Fall gewesen sein soll, ist mir unfaßlich. Wohl begreife ich, daß das Lesen der großen katholischen Dichter, z. B. des Calderon, Den, der sich ihm ganz hingibt, in solcher Art berücken kann, nicht aber, wie das Schwingen von Weihrauchfässern, die durch den Papst vollzogene Fußwaschung oder der Segen, den er vom Balkon des

St. Peter herabspendet, diese Wirkung zu üben vermögen. Wenn mir je in Rom dergleichen Anwandlungen hätten kommen können, so würden mich die Fresken des Vasari in dem der Sistina nahegelegenen Saale, welche die Greuel der Bartholomäusnacht als einen Triumph der Kirche darstellen, dagegen gefeit haben. Als ich einst kurz vor der Charfreitagsfeier in der Sistina diese scheußlichen Bilder betrachtet hatte, fand selbst die wundervolle Musik Allegri's keinen Eingang zu meinem Herzen mehr, und der in der Kapelle entfaltete kirchliche Pomp erregte nur meinen Abscheu. Mir war, als ob die Strahlen der Abendsonne, welche durch die Fenster hereinfielen, den ganzen Raum mit Blut übergössen. Uebrigens ward mir das Glück zu teil, bei einer Vorstellung im Vatikan dem alten Papste Gregor den Fingerring küssen zu dürfen.

Die Fahrt von Rom nach Neapel war vor der Erbauung der Eisenbahn ungleich schöner als jetzt. Schon die pontinischen Sümpfe hatten ihren eigenen Reiz, besonders wenn sich die öden, nur von einzelnen Büffelherden belebten Moorflächen mit dem frischen Grün des Frühlings schmückten. Wahrhaft magisch aber war der Eindruck, wenn man am Vorgebirge der Circe vorbei nach dem alten Anxur mit der auf steilen Felsen thronenden Burg des Theodorich gelangte und sich längs des schäumenden Meeres die lachende Küstenlandschaft aufthat, wenn den Reisenden dann bei Gaeta der volle Zauber des Südens umfing. In Neapel, das ich nun schon zum drittenmale besuchte, verbrachte ich selige Wochen. Alle wonnigen Stätten der Umgebung wurden wiederholt durchschwärmt. Ich trug Sorge dafür, daß dem Großherzog, der das lebendigste Gefühl für Poesie hatte, jedoch unter den mannigfaltigen Geschäften, die einem regierenden Herrn obliegen, sich nur selten dem Genuß derselben hingeben konnte, hier wie anderswo die besuchten Gegenden in dem verklärenden Glanze der Dichtkunst erschienen. So erinnere ich mich, daß ich ihm

auf den Felsen bei Sorrent, angesichts von Tasso's Hause, mehrere der zu wenig bekannten Canzonen dieses Dichters, sowie die herrliche Ode an Italien von Petrarca vorlas. Auch Platen, der jedem Italien Bereisenden als Begleiter dienen sollte, war immer in meinen Händen, und seine „Bilder Neapels", seine Idyllen „Die Fischer auf Capri" und „Amalfi" wurden wiederholt an Ort und Stelle gelesen. Daß auch der königliche Hof besucht ward, versteht sich. Der König Ferdinand war wohl schon damals von seinem Volke als ein finsterer Tyrann gefürchtet und gehaßt; aber seine ganze Despotennatur, die ihn zum Abscheu für alle Zeiten machen wird, hat er wohl erst später entfaltet; wenigstens ins Ausland war die Kunde davon noch nicht viel gedrungen. Dies darf ich als ein Glück für mich ansehen; denn so konnte ich den Festlichkeiten, die im Schlosse von Neapel und in Caserta stattfanden, mit heiterem Sinn beiwohnen. Wie würde mir dagegen zu Mute gewesen sein, wenn ich gewußt hätte, die Kerker des Landes seien mit Unglücklichen angefüllt, die wegen des Verdachtes liberaler Gesinnung oder angezettelter Verschwörung jahrelange Gefangenschaft zu erdulden hatten! Durch die Klänge der Walzermusik bei den Bällen, durch Rossini's und Verdi's Melodien, die während der Tafel gespielt wurden, hätte ich das Geächz der unschuldig Verfolgten gehört. Ich denke noch mit Schauder daran, wie manche von den besternten Generalen und hochgestellten Beamten, die sich in der liebenswürdigsten Weise lächelnd bei den Hoffesten mit mir unterhielten, dieselben gewesen sind, welche nachher in Sicilien die Henkerrollen spielten, oder die Einkerkerung und Marterung der Patrioten in den unterirdischen Gefängnissen von Nisida besorgten.

Bei einem Diner im königlichen Schlosse hörte ich mich zu meiner Ueberraschung von einem neapolitanischen Kammerherrn in fließendem Deutsch angeredet. Es war der Fürst

Radali, Besitzer einer beträchtlichen Herrschaft in Sicilien. Ein geborener Hannoveraner, von bürgerlicher Herkunft und Offizier in der Garnison einer kleinen Landstadt, hatte er den Titel und das Besitztum eines neapolitanischen Principe auf folgende Art erlangt. Im Königreich Sicilien geht unter Umständen die gräfliche oder fürstliche Würde von der Dame, welche sie trägt, auch auf Denjenigen über, dem sie ihre Hand reicht. Dasselbe ist in Spanien der Fall. So glänzte während eines meiner Winteraufenthalte in Madrid auf den dortigen Bällen der Aristokratie eine junge Schönheit, auf welche sich unter verschiedenen Grandentiteln auch der einer Gräfin Egmont vererbt hatte. Unter den Bewerbern, die sich um dieselbe drängten, befand sich auch ein junger, sehr korpulenter Brauereibesitzer aus Brüssel, der in seiner ganzen Erscheinung deutlich den Plebejer verriet, aber den Ehrgeiz hatte, in seiner brabantischen Heimat an der Seite der jungen Spanierin als Graf Egmont seinen Einzug zu halten. Die Gräfin jedoch war so klug, ihm einen Korb zu erteilen, und er ist vermutlich noch jetzt ehrsamer Brauer. — Doch ich kehre zu dem erwähnten neapolitanischen Granden zurück. Als zur Zeit des ersten Napoleon die hannoverische Legion sich unter den englischen Truppen in Sicilien befand, verliebte sich die letzte Fürstin des alten Geschlechtes Radali in den Lieutenant W., der mit den anderen nordischen Kriegern aus dem Welfenlande auf die südliche Insel gekommen war. Sie reichte ihm die Hand, starb aber nicht lange nachher und ließ den jungen Mann als Inhaber der Besitzungen sowohl als der Titel ihres vornehmen Geschlechtes zurück. Allein auch der unversehens zu solcher Stellung gelangte neue Fürst wurde bald vom Tod ereilt und vererbte nun den Stand wie das Vermögen der alten sicilianischen Familie auf seinen Bruder, der bisher sein Garnisonsstädtchen in Hannover noch kaum verlassen hatte. Dies war mein Tischnachbar; derselbe hatte

übrigens den guten Geschmack, sich durchaus nicht als den Sprossen vornehmer Ahnen zu geriren; vielmehr erzählte er mir in humoristischer Weise von seiner Ueberraschung, als er sich plötzlich aus seinen kleinen bürgerlichen Verhältnissen auf die Höhe eines der ersten Magnaten des Königreichs beider Sicilien erhoben gesehen hatte. Er erschien mir als ein harmloser und liebenswürdiger Mann, und ich bin überzeugt, daß er nicht den mindesten Anteil an den Unthaten des Königs Ferdinand genommen hat, wenn er sich auch als dessen Anhänger bekannte und nach dem Sturze der Bourbonen nach Deutschland übergesiedelt ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Ritt durch Sicilien. — Malta. — Smyrna. — Die Stätte von Troja. — Konstantinopel. Besuch und Feste beim Sultan.

Dem Aufenthalt in Neapel folgte eine Reise durch Sicilien, auf welcher die Insel in ihrem ganzen Umfange zu Maultier durchzogen wurde. Wie glücklich fühlte ich mich, die Uniform mit der schlichten Reisetracht vertauschen zu können, die glänzenden, von Schranzen erfüllten Königsschlösser mit der freien Luft des Himmels, in der ich mich nun vom Frührot bis zum Sonnensinken bewegen durfte! Ein einfaches, von sicilischem Wein gewürztes Mahl auf den Tempeltrümmern von Girgenti oder an den myrtenduftenden Meergestaden bei Selinus war mir lieber als alle Diners an sämmtlichen Höfen Europas. Uebrigens hatte der Ritt durch die Insel bisweilen seine Schwierigkeiten. Die Gebirgsbäche, die im Sommer nicht selten ganz austrocknen oder nur an einem schmalen Streifen Wasser zu erkennen sind, wurden ein paarmal durch plötzlich hereinbrechende Regengüsse so angeschwellt, daß ein langer Halt nötig ward, ehe es möglich erschien, mit den Maultieren hindurchzukommen. Ich dachte hier an Schiller's „Bürgschaft", wie sich Möros durch einen solchen, vom Wetterguß geschwellten Bach auf seinem Heimwege nach Syrakus gehemmt sieht. Wenn gegen den weiteren Fortgang von Schiller's Ballade eingewandt worden ist, unmöglich könne,

nachdem „unendlicher Regen“ herabgeflossen, noch an demselben Tage eine Trockenheit eintreten, die den Möros dem Verschmachten nahe bringt, so scheinen mir solche Einwendungen nicht von Belang zu sein. Ich halte dergleichen Kritteleien überhaupt für unstatthaft; sie verkennen die Rechte der Poesie, welche es mit einer ganz andern Art von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu thun hat, als mit derjenigen der gemeinen Wirklichkeit. Allerdings ist hier der Freiheit des Dichters ihre Grenze gesteckt; es würde ihm gewiß nicht erlaubt sein, die Wolken bald vor, bald hinter dem Mond vorüberziehen zu lassen, wie dies in der Naturschilderung eines Romans vorkommen soll. Auch das Bild: „Der Vollmond kam im silbernen Kahn heran durch den Himmel geschwommen“, das mir in der Gedichtsammlung eines unserer Dutzendlyriker aufstieß, wird Niemand loben wollen, da der Mond nur, wenn er nicht voll ist, mit einem Kahn verglichen werden kann. Bestimmte Regeln lassen sich hierüber nicht feststellen. Aber hinge der Wert der Poesie von ihrer genauen Uebereinstimmung mit der Naturwahrheit ab, so würde sehr Vieles bei den griechischen Dichtern schwerem Tadel unterliegen. Wenn zu Anfang von Aeschylus' Agamemnon der Wächter zu Mykene die Feuerzeichen aufglimmen sieht, welche den Fall Trojas verkünden, und dann wenige Minuten später Agamemnon schon die weite Reise von der asiatischen Küste bis zu seiner Hauptstadt zurückgelegt hat, so ist dies in der Wirklichkeit vollkommen undenkbar; allein die Alten, welche sich besser auf Dichtkunst verstanden, als die durch falsche Kritik verdorbene moderne Zeit, nahmen nicht den mindesten Anstoß hieran.

Auf dem Ritte durch die Insel war Theokrit, der mir schon früher daselbst das Geleit gegeben, unser Reisegefährte gewesen, und seine Gesänge hatten unsere Mittagsrast bald unter dem breiten Wipfel eines Carubienbaums, bald in der Cella eines halbzerstörten Tempels verschönt. Als ich bei

Syrakus im Flüßchen Anapus die Papyrusstauden erblickte, die wahrscheinlich zur Zeit der Ptolemäer dorthin gebracht worden sind, stieg mir der Gedanke auf, wie der sicilische Sänger einen Teil seines Lebens am Hofe zu Alexandria verbracht und dort viele, vielleicht die meisten seiner Idyllen verfaßt habe. Wohl hat die Sehnsucht, die er an der wüsten, sandigen Küste von Afrika nach den grünen Thälern und hallenden Felsenbuchten seiner heimatlichen Insel empfand, seinen Gedichten jenen Schmelz und Duft, jenen seelebestrickenden Reiz verliehen, dem wir noch heute nicht widerstehen können. Denn ich glaube, daß der Dichter eine schöne Naturscene nicht angesichts derselben, sondern dann am besten schildert, wenn die Rückerinnerung und die Ferne sie mit ihrem magischen Duft umgeben.

Bei der Ueberfahrt nach Malta trat mir das in den später folgenden Tagebuchblättern erzählte Abenteuer, das mir hier vor einigen Jahren zugestoßen und bei dem ich nur eben mit dem Leben davongekommen, wieder vor die Seele. In La Valetta fand ich die liebenswürdige Familie Roß wieder, die sich damals so freundlich meiner angenommen hatte. Nach den Entbehrungen, denen wir in Sicilien ausgesetzt gewesen, und namentlich nach den entsetzlichen Nachtquartieren dort, war das Ruhen in bequemen Betten ebenso wie die englische Küche sehr willkommen. Obgleich die Franzosen den Ruhm beanspruchen, Alleingebieter im Reiche der Gastronomie zu sein, versteht sich doch auf das, was man Comfort nennt, keine Nation so gut, wie die englische. Zwar bin ich der Meinung, daß derjenige, der überall die Genüsse und Bequemlichkeiten seiner Heimat haben will und mißstimmt wird, wenn er sie nicht findet, lieber nicht reisen sollte. Sich in das fügen, was jedes Land bietet, und ebenso wie man Strapazen erträgt, auch zu schlechten Speisen und Weinen gute Miene machen, darin besteht das echte Reisetalent, und

die Engländer, obgleich sie mehr als die übrigen Völker alle Länder und Meere durchstreifen, handeln verkehrt, wenn sie ihren Comfort überallhin mitzuschleppen suchen. So fand ich einst in einer abgelegenen Ortschaft der Sierra von Guadarrama einen reichen Briten, der mit seinen kleinen Kindern jene unwirtbare, felsige Gegend in einer eigens dazu gemieteten Diligence durchreiste und einen Koch mit sich führte. Mir würde es den Reisegenuß verbittern, wenn man mir auf dem Sinai Côtelettes à la Soubise oder unter den Cedern des Libanon Potage à la Bisque serviren wollte. Aber als Intermezzo nach längerer aufgezwungener Genügsamkeit darf man sich, wenn man wieder zu Stätten der Zivilisation gelangt, auch die kulinarischen Genüsse daselbst wohl gefallen lassen. So waffnete ich mich denn bei trefflichen Diners, die der Gouverneur der Insel seinem hohen Gaste, dem Großherzog, gab, sowie an der Tafel des Hotels mit Mut für die Tage der Entsagung, die in der Türkei unvermeidlich wieder kommen mußten. Auf dem Dampfschiff der französischen Marine, das uns zunächst aufnahm, war einstweilen die Einrichtung vorzüglich; man konnte dasselbe einen schwimmenden Riesengasthof nennen; und für den Großherzog, als den Neffen der Herzogin von Orleans, war dessen ganze Leistungsfähigkeit aufgeboten. Athen und der Hof des Königs Otto konnten, der anfänglichen Absicht zuwider, nicht besucht werden, weil gerade damals eine Agitation gegen die Deutschen von den Griechen ins Werk gesetzt worden war, durch welche viele und verdienstvolle Männer aus ihren Aemtern verdrängt wurden, und weil es nicht passend schien, daß unter solchen Umständen ein deutscher Fürst dieses Land betrete. Die Fahrt durch den Archipel zeigte uns viele der herrlichen Cykladen, die mit den schöngeschwungenen Linien ihrer Felsgestade sich vom Meere her schöner ausnehmen, als wenn man an ihren großenteils baumlosen und öden Ufern landet.

Die Brüderberge, das Wahrzeichen von Smyrna, grüßten mich wie alte Bekannte, als wir uns dem Hafen dieser regsamen Handelsstadt näherten. Das orientalische Leben mit seinen bunten Trachten, das bewegte Treiben auf den Bazars, die Moscheen mit den im Sonnenglanze blinkenden Halbmonden auf ihren Minareten machen selbst auf Denjenigen, der dies schon früher gesehen, immer von neuem einen überraschenden Eindruck. Nicht mit Unrecht ward Jonien von den Alten als das schönste der Länder gepriesen; die Umgegend der Stadt ist paradiesisch. Nachdem wir dieselbe in verschiedenen Richtungen durchstreift, ward nach der Troas aufgebrochen. Ich bin niemals ein Topograph oder eigentlicher Altertumsforscher gewesen und hatte mich wenig um die Streitigkeiten der Gelehrten über die verschiedenen Lokalitäten dieser berühmten Ebene bekümmert, hing vielmehr gläubig der damals vorherrschenden Meinung an, bei Burnabaschi sei die Stätte von Ilion. Auch jetzt noch, dünkt mich, kann man füglich diese Annahme festhalten, unbeschadet des Umstandes, daß in beträchtlicher Entfernung von Burnabaschi bei Hissarlik die bedeutenden Ueberreste einer uralten großen Stadt oder vielmehr mehrerer übereinander getürmter Städte entdeckt worden sind. Denn wie Babylon, Ninive und das ägyptische Theben eine ungeheure Ausdehnung hatten, so mag ja auch die Stadt des Priamus sich weithin über die Ebene erstreckt haben. Mehr als die überall verstreuten Mauersteine und als der angebliche Grabeshügel des Achill zog mich, wie auch das erstemal, die Landschaft mit dem schöngeformten, noch teilweise schneebedeckten Idagebirge und den in vielfachen Rinnsalen durch die Ebene hinströmenden Schwesterflüssen Simois und Skamander an. Hier sah ich den ganzen Schauplatz der Ilias vor mir, wie er stets vor meiner Phantasie gestanden, und ich würde nicht erstaunt gewesen sein, wenn er sich plötzlich mit Scharen der kämpfenden Myrmidonen und Troer erfüllt, wenn der

Flußgott die Streiter vor meinen Augen in seine schäumenden Wirbel hinabgerissen hätte. Die Fluten der beiden Ströme waren hoch geschwollen, und deshalb unsere Expedition nach der heiligen Veste nicht unbeschwerlich, da ohne Aufhören neue Gewässer, in denen die Pferde oft bis an den Bug versanken, zu überschreiten waren.

Bei der Fahrt durch die Dardanellen erweckte der Anblick von Sestos und Abydos natürlich ebenso die Erinnerung an Hero und Leander, wie an Lord Byron, der auf der Fährte des Hellenenjünglings, aber nicht wie dieser aus Liebe, sondern vielmehr aus Renommisterei den Hellespont durchschwommen. Durch einen Zufall fand ich in der Bibliothek des Schiffes eine französische Uebersetzung des kleinen Gedichtes des Musäus, und ich las dasselbe angesichts der Gegend, in welcher die beiden darin gefeierten Liebenden den Untergang fanden, mit Vergnügen. Es darf als das älteste Vorbild jener poetischen Erzählungen angesehen werden, die in der neueren Literatur eine so große Rolle spielen. Diese Gattung ist für die Nationen in ihrem vorgerückten Bildungsstadium dasselbe, was das Epos für ihr Kindesalter, und es scheint mir höchst unbillig, sie durch den Vergleich mit demselben herabsetzen zu wollen. Beide gehören völlig verschiedenen Kulturepochen an, und ich halte es für ein thörichtes Beginnen, in der unserigen den Homer zum Vorbild zu nehmen. Man könnte ebenso gut das erste Buch des Moses nachahmen, was zu versuchen doch noch Niemand so verwegen gewesen. Homer hat ganz einzige Vorzüge; doch gerade solche, die späteren Geschlechtern unerreichbar sind. Wie jeder Mensch sich in seine Kindheit als in ein verlorenes Eden zurücksehnt, so umfangen uns die Gesänge des Homer besonders deshalb mit einem unwiderstehlichen Zauber, weil wir durch sie in die Jugendzeit der Welt wie unseres eigenen Lebens zurückzukehren glauben, und ich selbst habe eine Periode gehabt, wo ich nichts anderes lesen mochte.

Als ich mich aber dann in die Dichtungen späterer Tage bis herab auf die unseres Jahrhunderts vertiefte, erkannte ich, daß auch die neuere Poesie ihre eigenen hohen Vorzüge hat, von denen sich in Ilias und Odyssee keine Spur findet. Schon für den Firdusi wird der Standpunkt der Beurteilung gänzlich verrückt, wenn man ihn mit Homer vergleicht; er steht hinter dem letztern an Einfachheit und Klarheit zurück, übertrifft ihn aber an Hoheit des Gedankens und der Weltbetrachtung, an Schwung und pathetischer Kraft bei weitem. Obgleich der Perser auf einer alten Volkstradition fußte, sollte man ihn doch überhaupt nicht einen Epiker in dem Sinne nennen, wie Homer ein solcher war. Das Schahname ist kein Volksepos, sondern ein erzählendes Gedicht, gleich denen der modernen Literatur. Hierzu machen es die vielen lyrischen Stellen und eingeflochtenen Reflexionen. Man muß es als ein Glück preisen, daß Firdusi den Homer nicht gekannt hat, sonst hätte er zu einer ebenso verfehlten Nachahmung desselben verführt werden können wie Quintus von Smyrna.

Als das Dampfschiff nach einer stürmischen Nachtfahrt durch die Propontis an der Spitze des Serails und dem Eingang in das goldne Horn die Anker warf und nun im ersten Morgenlicht die Riesenstadt Konstantinopel vor mir und um mich aus dem Dunkel tauchte, ward ich, obgleich ich des Anblicks schon zum zweitenmal genoß, durch diese traumhafte Herrlichkeit wie berauscht. Das gleich dem der Tiberstadt über sieben Hügel hinflutende Häusermeer mit den aus grünem Platanendickicht emporragenden Kuppeln der Moscheen, allhin durchschnitten von den blitzenden Wellen der See von Marmora, hier Europa, dort Asien, an Pracht ihrer Gestade miteinander wetteifernd — die Erde bietet kein zweites gleich wundervolles Panorama! Um dasselbe voll in uns aufzunehmen, bestiegen wir bald nach der Landung den hochgelegenen Turm des Seraskiers, und hier entfaltete sich das Ganze noch

großartiger, indem der Blick über die zu allen Seiten aufragenden Minarete, die weiten Bazarhallen und das fast unübersehbare Häusergewirr nach den noch mit hohem Schnee bedeckten Gipfeln des bithynischen Olymp, nach den duftenden Prinzeninseln und jenseits des langgedehnten Bosporus zum Schwarzen Meer und den blauen Symplegaden hinüberglitt.

Alle die Plätze, die von meinem früheren Aufenthalt her noch leuchtend in meiner Erinnerung standen, durfte ich nun von neuem besuchen, die süßen Wasser am goldnen Horn, wo die verschleierten Türkinnen an Festtagen sich um die rieselnden Quellen versammeln oder in vergoldeten, von weißen Stieren gezogenen Wagen spazierenfahren; die Höhe des schöngeformten Berges Bugurlu hinter Skutari, wo sich eine zweite, hinter der vom Turm des Seraskiers nicht zurückstehende Aussicht darbietet; den Friedhof bei Pera, wo die Muhammedaner an den mit steinernen Turbanen umwundenen, von Cypressen überschatteten Grabmälern ihrer verlorenen Teuern beten, und so viele andere unvergeßliche Stätten.

Ein besonderer Vorzug, der mir diesesmal zu teil ward, bestand darin, daß die Verhältnisse mir den Zutritt zum Hofe des Sultans ermöglichten. Nachdem der Großherzog in einer Antrittsaudienz von dem Padischah empfangen und auch mir die Ehre geworden war, dem Schatten Allah's auf der Erde vorgestellt zu werden, fand zur Feier des hohen Gastes ein großes Diner im Serail statt. Während der ganzen Zeit des Aufenthaltes waren dem Großherzog und seinem Gefolge prächtige Rosse aus dem kaiserlichen Marstall zu Gebote gestellt worden. Auf denselben wurden die Exkursionen in Stadt und Umgebung gemacht, und sie, für die festliche Gelegenheit mit reichen, goldbesetzten Sätteln und Zäumen versehen, trugen uns, während hohe Würdenträger der Pforte den Zug führten, nach dem Palast. Durch das Gewimmel von Höfen, Gängen, Hallen und Gebäuden, welches Serail heißt, gelangten wir in

das Allerheiligste, in die Säle, die dem Herrscher der Osmanen zur Wohnung dienen. Dort waren schon in fast endlosen Reihen die hohen Beamten des Staates und Hofes versammelt. Ich beklagte, daß nur wenige von ihnen das echte malerische Kostüm des Orients trugen, die meisten dagegen in jener häßlichen Tracht erschienen, die als eine Karikatur der europäischen gelten muß und sich wesentlich nur durch die Kopfbedeckung, den Fez, der auch im bedeckten Raume nicht abgenommen wird, von ihr unterscheidet. Dazwischen zeigten sich die Diplomaten der europäischen Höfe in ihren Galauniformen. Die Dekoration und Ausstattung der Räume war von denen in unseren Schlössern nicht sehr verschieden, nur daß nach morgenländischer Sitte Diwans sich längs der Wände hindehnten. Besonderen Glanz verlieh der Versammlung der reich mit Diamanten prangende Orden des Ruhms oder Nischan Iftichar, den fast alle höheren Beamten, je nach ihrem Range, in kleinerer oder größerer Gestalt, trugen. Dieser Orden ist jetzt schon zu einer Seltenheit geworden; denn da die Juwelen den Staatsschatz zu sehr in Anspruch nahmen, ward er seit vielen Jahren nicht mehr ausgegeben, und es sind andere, minder kostbare Dekorationen an seine Stelle getreten. Der Sultan selbst trug den Nischan Iftichar in riesiger Größe und zwar doppelt, einmal auf der Brust, das anderemal vorn an seinem Fez, und als die Kerzen in den Prachtsälen aufflammten, blitzten und strahlten die beiden, aus herrlichen Diamanten gefügten, mit dem Halbmond gekrönten Sterne wie zwei Sonnen. Das Diner, das an einer langen Tafel stattfand, war mit weiser Rücksicht darauf, daß teils Türken, teils Europäer dabei zugegen waren, zur Hälfte auf orientalische, zur andern auf französische Art angerichtet. Was die türkische und überhaupt die morgenländische Küche anlangt, so widerstrebt sie unserem Geschmack wegen des übermäßigen Gebrauches, den sie

von Süßigkeiten macht, sowie durch die uns ganz unbekannten, unserem Gaumen nicht angenehmen Zuthaten, zum Beispiel von Safran und Mastix. Selbst die Fleischgerichte sind gewöhnlich mit einer übersüßen Brühe übergossen, deren Geschmack man lange nicht wieder loswerden kann. Als eine besondere Delikatesse, welche allein zu bereiten die türkischen Köche sich rühmen, gelten Hühner, die so oft und stets von neuem in Zucker gekocht werden, daß sich aus ihnen eine Art von Konfekt bildet, welches doch noch immer den Geschmack von Geflügel behält. Dazu gesellt sich, was uns auch fremdartig vorkommt, der Gebrauch von Blumen als Speisen. Gefallen läßt man sich noch die in Zucker eingemachten Veilchen, wobei man wirklich mit der Zunge das zu genießen glaubt, was man sonst als Geruch einatmet; aber ganz widrig munden uns die in Schweinefett gebackenen Rosen. Die meisten der osmanischen Tafelgäste waren schon so weit zivilisirt, daß sie mit Messer und Gabel umzugehen wußten. Mein Tischnachbar indes, ein echter alter Türke, stand noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe, und er wollte seine Verachtung für christliche Gebräuche kundgeben, indem er die Speisen beständig mit den Händen zum Munde führte. Glücklicherweise wurden ihm die Schüsseln nach mir präsentirt, sonst würde mir aller Appetit verdorben worden sein, indem er häufig mit dem Löffel, dessen auch die anderen Gäste sich bedienen sollten, von den dargereichten Gerichten kostete. Uebrigens benahm er sich für einen orthodoxen Moslem menschenfreundlich genug gegen mich Giauren, gegen den ihm das Gesetz des Propheten doch unversöhnlichen Haß gebot. Da er sich sprachlich nicht mit mir unterhalten konnte, lächelte er mir oft gutmütig zu, klopfte mich mehrmals auf die Schulter und gab mir Zeichen, daß ich keinen Gang der sich in endloser Reihe folgenden Speisen vorübergehen lassen sollte. Die Weine perhorreszirte er nach dem Gebot des Koran bis auf den Champagner, den die

Muhammedaner allgemein für erlaubt halten, indem sie ihn nicht zu den Weinen rechnen.

In prächtigen Gondeln, die der Sultan zur Disposition gestellt hatte, wurden mancherlei Ausflüge gemacht; so nach den Prinzeninseln, auf denen aus dem Grün üppiger Gärten vergoldete Kioske hervorleuchten; dann mehrmals nach verschiedenen Punkten des Bosporus und seinen mit reizenden Villen und Schlössern bedeckten Ufern, wie auch besonders nach dem sogenannten Riesengrabe, wo sich eine prachtvolle Aussicht darbietet. Eine weitere Fahrt ging in den Euxinus hinaus, wo auf der felsigen Höhe einer der Symplegaden ein Frühstück eingenommen wurde und die schäumenden Wogen des fast immer hochbewegten Meeres, die nahe bis zu unseren Sitzen emporschlugen, die Tafelmusik spielten. Die schönste der Exkursionen aber richtete sich nach dem herrlichen Brussa, dieser am Fuß des Olymp gelegenen Gebirgsstadt. Es war Frühling, die ganze Gegend prangte im frischesten Grün, die überall murmelnden und rauschenden Bäche gingen mit höheren Wellen, und hätten durch die Wipfel der Platanen nicht die goldenen Halbmonde, die Wahrzeichen des Islam, geblinkt, wäre nicht zu den bestimmten Stunden von den Altanen herab der Ruf des Muezzin erschollen, so würde man geglaubt haben, sich im Berner Oberland zu befinden. Da ich zwischen meinem ersten und diesem meinem zweiten Besuch der alten Hauptstadt der osmanischen Sultane Granada gesehen hatte, fiel mir die Aehnlichkeit Brussas mit der Residenz des Boabdil auf. Der Unterschied liegt darin, daß Granada einen mehr südlichen Pflanzenwuchs hat, Brussa dagegen in seiner Vegetation mehr den Charakter des Nordens trägt. Ich ziehe Granada entschieden vor wegen der wundervollen Gebirgsformation seiner Umgebung und wegen des zaubervollen Lichtspiels, das die südliche Sonne über der Sierra Nevada entfaltet. Allein man muß zugeben, daß Brussa sich größerer Wasserfülle erfreut

und mit saftigerem Laubgrün prangt. Alle Herrlichkeit der Gegend jedoch, alle Pracht der Gebäude, welche die Hauptstadt Bithyniens, sowie Konstantinopel schmücken, könnten mich nicht bestimmen, meinen Aufenthalt in einer dieser Städte zu nehmen. Denn hier ist nichts von jenem romantischen Reiz, welcher gleich den Strahlen der sinkenden Sonne durch die Erinnerungen an den Untergang der einst geistig so hochstehenden westlichen Araber die Ruinen der Alhambra umleuchtet, nichts selbst von den Reminiscenzen an Tausend und Eine Nacht, sowie an Harun al Raschid's Abenteuer, die noch jetzt die verödeten Ufer des Tigris bei Bagdad mit einem magischen Dämmerglanz umkleiden. Die beiden Städte am Bosporus und Olymp führen nur Bilder byzantinischer Greuelwirtschaft und Verkommenheit, wie auch die spätere brutale Gewalt der osmanischen Sultane, die von ihren Residenzen aus den halben Erdteil verheerten, vor das geistige Auge. — Eine Ersteigung des bithynischen Olymp, die mir vor Jahren geglückt war, wurde versucht, jedoch nach langstündiger Mühe des Emporklimmens wieder aufgegeben, weil dichte Wolken den Gipfel des Berges umlagerten.

Achtzehntes Kapitel.

Besteigung des Aetna. — Besuch am Hofe zu Florenz. — Karlsruhe. — A. v. Dusch. — Jos. v. Auffenberg.

Im beginnenden Sommer ging es, nachdem die Wunder und Ergötzungen Konstantinopels, wenn auch nicht ausgekostet, so doch reichlich genossen waren, wieder heimwärts. Eine Quarantäne in Malta, die damals noch für alle aus dem Osten Kommenden vorgeschrieben war, ließ sich nicht umgehen. Dem Großherzog war das Verlangen in der Seele zurückgeblieben, den Aetna zu besteigen; so ward ein eigenes Dampfschiff gemietet, um ihn mit seiner Begleitung von der britischen Insel nach Catania zu tragen. Die Aussichten, das Ziel zu erreichen, schienen sehr günstig zu sein. Der Schnee des Feuerberges war zum großen Teile weggeschmolzen; unten herrschte bereits drückende Sommerhitze. Wir brachen am Nachmittag von Catania auf und verbrachten die Nacht in dem Dorfe Nicolosi, um in aller Frühe mit frischen Kräften die Expedition nach oben anzutreten. Nachdem wir am nächsten Tage vor Sonnenaufgang die Maultiere bestiegen, hatten wir uns einige Stunden lang günstiger Witterung zu erfreuen; allein die obere Hälfte des Berges war von schwarzen Wolken umhüllt. Je höher wir kamen, desto ungünstiger wurden die Aspekte. Ein scharfer, eiskalter Wind war um so empfindlicher wegen des Kontrastes zwischen der fast tropischen Glut, die in der Tiefe waltete. Bald

fanden wir uns von Falten dichter grauer Wolken umgeben. Schnee, großenteils erst in der verwichenen Nacht gefallen, bedeckte allhin den Hang des Berges, und der immer stärker werdende Wind, der nach und nach fast in einen Sturm ausartete, trieb uns dichte Flocken entgegen, die sich wie eine Eiskruste an unsere Kleider setzten. Bald waren die Maultiere nicht mehr vorwärts zu bringen, wie viel die Führer sie auch mit Schlägen anspornen mochten. Um ihnen das Gehen leichter zu machen, stiegen wir ab und setzten den Weg zu Fuße fort. So ging es noch rüstig vorwärts, während der Sturm immer wuchs und das Schneegestöber wie der dichte Nebel es verhinderte, daß Einer den Andern auch nur auf zwei Schritte weit erkennen konnte. Selbst die lautesten Rufe verhallten auf kurze Entfernung. In der Hoffnung, die Casa degli Inglesi, das schützende Obdach etwa zwei Stunden unterhalb des Gipfels, zu erreichen, klommen wir, so gut es gehen wollte, weiter nach oben, als sich plötzlich herausstellte, daß die Treiber der proviantbeladenen Maultiere umgekehrt waren und uns mit zwei Führern allein gelassen hatten. Auf jenen Maultieren befanden sich nicht allein die Mäntel und Decken, die uns in der nur sehr geringen Schutz bietenden Hütte während der Nacht vor der Kälte behüten sollten, sondern auch reichliche Lebensmittel und Weine, um die erschöpften Lebensgeister wieder zu stärken. Wir mußten uns also gestehen, daß wir auf alle Fälle einem sehr uncomfortablen Nachtquartier entgegen gingen. Aber die Situation stellte sich bald als noch viel schlimmer heraus. Zwei Herren, welche die militärische Begleitung des Großherzogs bildeten, schon im höheren Lebensalter standen und des Bergsteigens nicht gewohnt waren, vermochten vor Erschöpfung sich kaum noch aufrecht zu erhalten, und der eine von ihnen verlor so sehr das Bewußtsein, daß er sich zu Seiten des Weges in den Schnee hinwarf und sagte, er wolle lieber dort umkommen, als sich

ferneren fruchtlosen Anstrengungen unterziehen. Die noch Rüstigen unter der Gesellschaft, unter denen der von Jugendkraft strotzende Großherzog voranstand, mußten sich nun der Erschöpften annehmen und sie, so gut es gehen wollte, weiter schaffen. Die Maultiere, auf welchen wir anfänglich geritten, waren zwar bei uns geblieben; aber wenn wir sie wieder zu besteigen versuchten, vermochten wir nicht mehr, sie vorwärts zu bringen. Zudem ließ sich kaum noch zweifeln, daß die Führer den Weg verloren hatten, und in der That, wenn wir die zum Schutze für die Bergbesteiger errichtete Hütte nicht vor Nacht erreichten, so konnte bei dem mit schneidender Kälte verbundenen Unwetter der Ausgang für Alle ein schlimmer sein. Wirklich fühlte ich selbst, obgleich ich es nicht merken lassen wollte, trotz der Uebung im Bergsteigen, die ich hatte, meine Kräfte mehr und mehr schwinden. Wie ich mich bei dem weiteren Umherirren noch aufrecht hielt, weiß ich nicht. Selbst die Führer schienen entmutigt zu sein, da es zu dunkeln begann, und natürlich teilte ihr Kleinmut sich Allen mit. Plötzlich jedoch sagten sie mit freudigem Ausruf, an gewissen Zeichen erkennten sie, daß sie den Weg wieder gefunden hätten; die ersehnte Hütte könne kaum noch eine Viertelstunde entfernt sein. Der Zufall, nicht ihre Ortskenntnis, hatte uns gerettet. Mit letzten Kräften ging es dann weiter, und endlich sahen wir dicht vor uns das niedere, kaum von den Felsmassen zu unterscheidende Gebäude, das uns als Herberge für die Nacht dienen sollte. Es war die höchste Zeit, daß wir dasselbe erreichten; denn während der letzten Stunde hatten die zwei älteren Mitglieder der Expedition förmlich mit Gewalt geschleppt werden müssen. Beim Betrachten des Innern unserer Behausung ward uns bald klar, daß es um uns drinnen kaum besser bestellt sein werde, als es außerhalb gewesen. In der That, ich glaube, daß schon die Menschen der Steinzeit, geschweige denn die Pfahlbauer, Gebäude aufzuführen

verstanden haben, die vor den Unbilden der Witterung besseren Schutz gewährten, als diese Casa degli Inglesi in ihrem damaligen Zustande. Durch die Risse und Spalten der Mauern pfiff der Wind, durch das Dach, das nur aus übergelegten Baumzweigen gebildet war, tropfte Wasser von den oben gehäuften Schneemassen herab. In dieser höchst unbehaglichen Lage war unsere Hoffnung auf ein wärmendes Feuer gerichtet. Alles Holz jedoch, das sich auftreiben ließ und in dem primitiven Kamin aufgeschichtet wurde, war durchnäßt. Lange wurde vergeblich versucht, es mit Hilfe von Schwefelhölzern, deren glücklicherweise einige sich in den Taschen fanden, in Brand zu bringen, und als dann endlich eine Flamme emporschlug, trieb der Sturm sie in das Innere der Hütte, so daß dieselbe alsbald mit dickem Qualm und Rauch, der uns zu ersticken drohte, erfüllt war. Man denke sich nun uns in Kleidern, die durch den Schnee völlig durchnäßt und teilweise mit einer Eisrinde umgeben waren, ohne irgend eine wärmende Decke, ohne Speise und Trank. Alle sahen ein, daß an Ruhe und Schlaf nicht zu denken sei und daß dieser gar gefährlich werden könne. So suchten wir uns gegenseitig wach zu halten, gestatteten uns nur selten, auf kurze Zeit niederzusitzen, und schritten oder trabten in der Hütte umher. Besorgnis erregte es, daß die zwei Bejahrteren der Gesellschaft vor Erschöpfung sich kaum aufrecht halten konnten und der eine von ihnen heftige Brustkrämpfe bekam. Ein unverhofftes, wenn auch spärliches Labsal bot ein halbes Maisbrot, das ein Führer in einem Sacke bei sich getragen und mit dem er zuletzt hervorrückte, indem er behauptete, es erst soeben gefunden zu haben. Das Brot ward in homöopathischen Dosen verteilt, und schwerlich haben die köstlichsten Leckerbissen mir je besser gemundet. — Die Nacht erschien endlos, uud wie wir sie wirklich überstanden, ist mir noch jetzt rätselhaft. Als es Tag wurde, regte sich wieder der Lebensmut; ein heller blauer Himmel

blickte durch die Zweige, welche das Dach der Hütte zu unseren Häupten bildeten. So nahe dem Gipfel des berühmten Vulkans gewesen zu sein und nicht am Rande seines Kraters gestanden zu haben, erschien dem Großherzog als ein peinigender Gedanke. Er ließ also Diejenigen, für welche die sofortige Rückkehr dringend geboten war, die Maultiere besteigen und mit einem Führer nach unten aufbrechen, beschloß aber selbst, womöglich noch die Spitze des Berges zu erreichen. Ich, noch jung und wenn auch nicht von sehr kräftiger, so doch zäher Natur, harrte an seiner Seite aus. Wir klommen, gestärkt durch die frische Morgenluft, rüstig aufwärts; zuletzt indes stellte es sich heraus, es sei unmöglich, nach oben zu gelangen. Der Kegel des Vulkans nämlich hatte sich während der Nacht mit festgefrorenem Schnee bedeckt, und der Pfad am Abhange war durch die Glätte unerklimmbar geworden. So gebot denn die Notwendigkeit die Umkehr, und mit schnellen Schritten ging es nach unten. In der Sonne des Südens, die hoch und höher stieg, taute allmälich das halberstarrte Blut in unseren Adern. Auf solche Art langten wir zuletzt wieder in Nicolosi an, wo die beiden früher Aufgebrochenen sich durch Ruhe in den Betten, sowie durch Speise und Trank von den furchtbaren Strapazen zu erholen suchten. Der Großherzog mit der erstaunlichen Energie, die ihm eigen, drang aber, nachdem er sich einigermaßen gestärkt, darauf, daß weiter nach Catania geritten würde, wo sich gewiß auch mehr Bequemlichkeit für das Ausruhen böte, als in dem ärmlichen Wirtshause des Aetnadorfes. Die ungetreuen Führer, die mit den beladenen Maultieren umgekehrt, waren natürlich um eine Ausrede wegen ihres Thuns nicht verlegen. Am Abend befanden wir uns wieder am Meeresgestade. Sicher habe ich nie einen gleichen Wechsel der Temperatur erlebt. Es war, als ob wir an Einem Tage aus Sibirien unter den Aequator versetzt wären; denn unten herrschte kolossale Hitze. Daß

diese Aetnaexpedition ohne dauernden Schaden für die Gesundheit eines Derer, die an ihr teilgenommen, ablief, kommt mir fast wie ein Wunder vor. Doch habe ich mehrmals erfahren, wie viel man an Kälte sowohl als Hitze und Durchnässung ertragen kann, wenn man sich beständig in freier Luft bewegt. Die erzählte Aetnaexpedition zeigt, wie Gebirgspartien, die gewöhnlich ohne Schwierigkeit von statten gehen, unter ungünstigen Umständen gefahrbringend werden können. Einige Jahre zuvor hatte ich den Gipfel des Feuerberges zwar mit Anstrengung, aber doch glücklich, und zwar im März erklommen. Diesmal mißlang der Versuch im Juli, und wir durften zufrieden sein, noch mit heiler Haut davonzukommen.

Von Catania ging die Rückreise über Neapel und Rom. Das Wiedersehen von Gegenden und Städten, die wir schon bei früherem Verweilen liebgewonnen, bietet größere Freude, als der Besuch bisher unbekannter Plätze, und so ward an beiden genannten Orten von neuem ein, wenn auch kürzerer Aufenthalt gemacht. In Florenz stattete sodann der Großherzog dem toskanischen Hofe einen Besuch ab. In lebhafter Erinnerung ist mir noch ein Fest im Palast Pitti, und zwar in eben jenen Sälen, welche die herrliche Gemäldesammlung enthalten. Kein Herrscher Europas kann sich rühmen, ein mit gleichen Kunstschätzen prangendes Residenzschloß zu besitzen, mag es immerhin glänzendere und prunkvollere Paläste geben; und so wenig Mitleid ich auch dem König von Neapel bei seinem Thronverlust schenken konnte, vermochte ich ein solches Gefühl in Bezug auf den Großherzog von Toskana nicht zu unterdrücken, als er später aus den Herrlichkeiten, die ihn umgaben, ins Exil getrieben wurde. Er und seine Dynastie hatten dies nicht um ihr Land verdient. Dasselbe war seit lange das bestregierte in ganz Italien gewesen, und auch sein letzter Fürst hatte sich ernstlich um das Wohl seines Volkes bemüht. Allein dem mächtigen Einheitsdrange der Nation

mußte auch er als Opfer fallen, und einigermaßen war sein Sturz dadurch verschuldet worden, daß er dem auf der ganzen Halbinsel lastenden Drucke des österreichischen Systems zu wenig Widerstand entgegengesetzt hatte.

Von den Besuchen deutscher Höfe, die nun noch folgten, will ich nur den am großherzoglich badischen erwähnen. Hier war damals der mir von Frankfurt her näher bekannte, treffliche und hochgebildete Herr von Dusch Staatsminister. Noch unter der Last seines Amtes huldigte er, der Jugendfreund Webers, den Musen, und kleine, Abends in seinem Hause veranstaltete Konzerte, bei denen er selbst sich als Violoncellspieler hören ließ, oder auch Vorlesungen, die er aus seinem Lieblingsdichter Goethe hielt, mußten ihn für „des Tages unwillkommene Mühe" entschädigen. Bei Hofe lernte ich eine mir interessante Persönlichkeit, Joseph von Auffenberg, damals Hofmarschall, kennen, und Herr von Dusch veranstaltete auf meinen Wunsch, daß er bei der Tafel mein Nachbar wurde. Hier war Spanien der beinahe ausschließliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Auffenberg erzählte mir von einem gefährlichen Abenteuer, das er in Valencia bestanden. Er hatte noch unter der Regierung Ferdinand's VII. eine Reise nach der pyrenäischen Halbinsel gemacht, besonders um in Granada das Lokal seiner mehrbändigen dramatischen Dichtung Alhambra mit eigenen Augen zu sehen. In Valencia war er eines Abends zu spät von der Hafenstadt Grao zurückgekehrt und hatte das Thor der Stadt schon verschlossen gefunden. Er schlug nun in der Dunkelheit den Weg nach dem nächsten Thore ein, indem er hoffte, dasselbe werde noch offen sein, wurde aber auf dem Gange von Bösewichten überfallen, die, um ihn zu berauben, ihm ihre Messer tief in den Leib bohrten und ihn, aus zahlreichen Wunden blutend, wie leblos hinstreckten. Er erwachte aus todesähnlicher Bewußtlosigkeit in einem Hospitale der Stadt, wohin ihn Vorübergehende

gebracht hatten, und genas erst nach mehrmonatlicher Pflege unter den Händen barmherziger Schwestern von furchtbaren Schmerzen. Auffenberg erzählte noch, als er schon am Boden gelegen und das Wühlen der Messer in seinem Leibe gefühlt, habe er gehört, wie die Banditen, nachdem sie seine Taschen geplündert, zu einander gesagt hätten: „Nun wollen wir ihn in den Fluß werfen!" Er hatte da die Geistesgegenwart, sich halb aufzurichten und in die Nacht hinein, wie zu Vorbeigehenden, zu rufen: „Kommt, kommt! Da sind sie! Packt sie!" worauf denn die Banditen erschreckt entflohen. Hierdurch allein war er gerettet worden; auch hatten ihm die Räuber nur eine kleine Barschaft abgenommen, indem ein Gürtel mit einer beträchtlichen Summe Goldes, den er um den Leib trug, ihnen entgangen war. Der Dichter schien zu fürchten, ich möchte seinem Bericht nicht Glauben schenken oder ihn wenigstens für sehr übertrieben halten; er lud mich deshalb ein, ihn am folgenden Morgen zu besuchen, dann wolle er mir die bedeutenden Narben zeigen. Ich entsprach seiner Aufforderung, und obgleich ich beteuerte, daß ich seinen Worten auch so unbedingt vertraute, mußte ich doch die Wundmale, die er noch deutlich an seinem Leibe trug, in Augenschein nehmen. Joseph von Auffenberg hat eine große Anzahl von Trauerspielen geschrieben, von denen einige auf der Bühne Glück gemacht haben. Manche davon habe ich infolge der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verfasser nachher gelesen und muß es als meine Ueberzeugung aussprechen, daß fast alle ein nicht gewöhnliches Talent verraten. Was ihnen noch weit mehr als denen von Raupach schadet, ist die Nachahmung der Schiller'schen Phraseologie, die zur Zeit ihrer Entstehung, als der Modegeschmack diese Richtung hatte, ihnen die Gunst des Publikums zuführte, nun jedoch, da dieser Geschmack sich geändert hat, gerade das Gegenteil bewirkt. Doch muß anerkannt werden, daß bei Auffenberg zwischen vielem leeren

Wortschwall die Rede auch oft Feuer und Schwung zeigt. Jedenfalls besaß dieser Dichter große theatralische Gewandtheit; auch stand er im direkten Verkehr mit der Karlsruher Bühne, deren Leitung ihm eine Zeit lang anvertraut war. Man erzählte von ihm, er habe, wenn er ein Trauerspiel verfaßte, sich immer zahlreiche Kostüme aus der Theatergarderobe nach Hause kommen lassen und, um sich lebhafter in die jedesmalige Situation zu versetzen, stets die Tracht der Rolle angelegt, die er gerade schrieb.

Neunzehntes Kapitel.

Frankfurt. — „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien." — F. v. Raumer. — L. v. Buch. — J. C. v. Zedlitz. — Friedrich Halm. — F. Mendelssohn.

Nach beträchtlich langer Abwesenheit in mein stilles Arbeitszimmer zu Frankfurt zurückgekehrt, freute ich mich, trotz aller Genüsse, welche mir die Reise geboten, mich wieder den Studien hingeben zu können. Meine nächste Beschäftigung war, die beiden ersten Bände meiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" zum Drucke vorzubereiten. Es war mir bewußt, das Werk leide an manchen Unvollkommenheiten, und einige derselben könnten sich wohl beseitigen lassen, wenn ich es noch länger im Pulte behielte. Aber ich verhehlte mir zugleich nicht, daß etwas allen Ansprüchen Genügendes bei der ersten, auf fast keine früheren Leistungen gestützten Bearbeitung dieses so umfangreichen Feldes der Literatur sich nicht zu stande bringen ließe. Allzu große Aengstlichkeit und Skrupulosität ist bei literarischen Unternehmungen ebenso vom Uebel, wie zu große Leichtfertigkeit. Ich habe Männer gekannt, die ihr ganzes Leben einem wissenschaftlichen Werke gewidmet, dasselbe aber nie vollendet haben, weil sie sich eine unerreichbare Vollkommenheit als Ziel gesteckt hatten, oder weil sie noch auf die Erscheinung dieses oder jenes andern Buches warteten, das sie für das ihrige benützen zu müssen glaubten. Es gereut mich nicht, daß ich nicht in die Fußstapfen

dieser Aengstlichen getreten bin; mich lockten andere Gebiete der Thätigkeit, und so gab ich mein Erstlingswerk getrost in dem Zustande der Reife oder Unreife heraus, zu welchem ich es zu bringen vermocht hatte, ohne noch mehr Jahre, die ich glaubte besser verwerten zu können, darauf zu verwenden. Die zwei ersten Bände erschienen im Sommer 1845, der dritte und letzte folgte ein Jahr später. Daß eine derartige Arbeit, so abseits von den Interessen des Tages liegend, keinen lauten und rauschenden Beifall finden konnte, verstand sich von selbst. Im Ganzen indes war die Aufnahme eine für mich befriedigende. Besondere Freude machte mir die Anerkennung, die meine Geschichte alsbald in Spanien fand. Hartzenbusch hielt eine längere Rede darüber in der Akademie, und ich habe sogar Grund zu glauben, daß der lebhafte Eifer, mit dem sich die spanischen Gelehrten von jener Zeit an wieder dem Studium und der Herausgabe der alten Dramatiker widmeten, zum Teil eine Folge der von mir gegebenen Anregung war. In den trefflichen Editionen des Calderon, Lope de Vega, Alarcon, Tirso de Molina, Moreto, Rojas ꝛc., die bei Ribadeneyra erschienen, wird in den Noten vielfach auf mein Buch hingewiesen.*) Auch in Deutschland fand dasselbe manche Gönner, obgleich die große Bewunderung, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts der spanischen Poesie bei uns zu teil geworden, seit lange fast in Gleichgiltigkeit übergegangen war. Als meine Gegner traten besonders die dazumal noch mächtigen Hegelianer auf; weil ich nicht ihren Jargon geredet, meine Einteilung nicht nach dem Schema des „An sich, für sich und an und für sich“ oder der heiligen Dreieinigkeit gemacht hatte, sprachen sie mir allen philosophischen Geist ab. Gegenwärtig darf ich mich wohl glücklich preisen, daß ich mich von allen Einflüssen

*) In Madrid erscheint zur Zeit eine spanische Uebersetzung dieses Werkes von Eugenio de Mier. (Madrid, M. Tello, 1886.)

jener Schule freigehalten. Denn schon jetzt wird keine der von dem Galimathias der absoluten Philosophie erfüllten Schriften mehr gelesen. Nicht für ganz grundlos kann ich heute den Tadel erklären, der von anderer Seite gegen meine Geschichte ausgesprochen wurde, derjenige nämlich, ich sei zu weit in meiner Apotheose der spanischen Dichter gegangen und sei zu feindselig gegen die französischen gewesen. Allein ich darf sogleich hinzufügen, daß diese Klippe für mich nicht leicht zu vermeiden war. Hätte ich nicht eine einseitige Vorliebe für das von mir behandelte Literaturgebiet gehabt, so würde ich mich schwerlich dazu entschlossen haben, es zu bearbeiten, oder inmitten meiner Arbeit stecken geblieben sein. Ist man für eine Erscheinung in Literatur und Kunst besonders eingenommen, so liegt immer die Neigung nahe, andere dagegen zu gering zu schätzen. Hierauf beruhen die erbitterten Streitigkeiten zwischen Klassizisten und Romantikern, Idealisten und Realisten &c., und dessen, daß ich in einer ähnlichen Einseitigkeit befangen gewesen, brauche ich mich nicht zu schämen. Im Laufe der Zeit habe ich erkannt, daß ich mich mancher Ueberschätzung auf der einen, mancher ungerechtfertigten Geringachtung auf der andern Seite schuldig gemacht; aber noch jetzt bin ich der Meinung, daß aus den bei uns gegenwärtig so vernachlässigten Goldgruben der spanischen Dramatik noch viele köstliche Schätze zu heben wären.

Unter den Persönlichkeiten, die ich zu Frankfurt in diesen Jahren hier und da sah und näher kennen lernte, nenne ich Friedrich von Raumer. Er war ein Jugendfreund meines Vaters und besuchte denselben regelmäßig, so oft er in die Mainstadt kam. Von früh an blickte ich mit einer Art von Andacht zu ihm empor. Er hatte sich in meinem Geist durch seine Geschichte der Hohenstaufen mit jener größten Periode Deutschlands identifizirt, und ich beneidete ihn, daß er durch sein Werk in den folgenden Jahrhunderten ebenso unsterblich fortleben werde, wie Kaiser Friedrich II., Enzio und Manfred.

Es erschien mir als etwas Unschätzbares, den eigenen Namen mit demjenigen großer Männer der früheren Zeit unauflöslich zu verflechten und so mit ihnen fortzudauern, und dieser Gedanke hat mich bei mehreren meiner Werke beseelt. In Raumer waren übrigens der Historiker und der Mensch wie getrennte Wesen; im Umgang war er ein behaglicher Lebemann von anmutendem Humor, während ich mir den Geschichtschreiber als ernst und streng vorgestellt und, ehe ich ihn kennen gelernt, gezagt hatte, vor seinen richtenden Blick zu treten. Es gibt wohl wenige Menschen, denen ein so großes Glück wie ihm auf Erden zu teil geworden ist. Bis zu seinem neunzigsten Jahre hat er eine unerschütterliche Gesundheit und nie wankende Arbeitskraft bewahrt, und erstaunlich war es, wie er noch in seinem Alter ohne Begleitung ferne Weltteile durchreiste. — Bis an sein Lebensende habe ich nicht versäumt, ihm, so oft ich nach Berlin kam, den Zoll meiner Verehrung darzubringen, und werde ihm diese Verehrung immer widmen. Für mich gehört der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen zu den großen Männern Deutschlands.

Ein in anderer Art merkwürdiger Mann, dem ich verschiedentlich in Frankfurt begegnete und der in langen freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Vater stand, war der berühmte Geognost Leopold von Buch. Seine Wissenschaft lag mir ganz fern; aber ich hörte ihn gern von den kanarischen Inseln erzählen, auf denen er einen Aufenthalt gemacht und über die er eine Monographie herausgegeben hatte. Diese seine Erzählungen erfüllten mich mit Verlangen, jene glückseligen Inseln selbst kennen zu lernen, eine Sehnsucht, die ich in der Folge zur Verwirklichung gebracht habe. Buch war übrigens eine originelle Persönlichkeit. Die Gelehrten seines Faches wissen von der Grobheit zu erzählen, mit der er die Gegner seiner Ansichten behandelte. Obgleich Kammerherr des Königs von Preußen, vernachlässigte er seine äußere Erscheinung

doch in einem Maße, daß er auf der Straße dadurch auffiel und für einen Vagabunden gehalten werden konnte. Einst fuhr ich an einem heißen Sommertage nach Homburg, um einen Freund zu sehen, der dort die Brunnenkur gebrauchte. Auf halbem Wege begegnete ich einem völlig mit Staub bedeckten Wanderer im Frack, dessen rotglühendes Gesicht von der Sonnenhitze des Tages Zeugnis gab. Ich erkannte in ihm Herrn v. Buch, ließ halten und bat ihn, doch mit in den Wagen zu steigen, da die Mittagstunde bei dem herrschenden Hundstagklima nicht geeignet für solche Promenaden sei. Herr v. Buch aber lehnte es ab, zu fahren, indem er sagte, er sei in Homburg bei der Prinzessin von Preußen zum Diner eingeladen und habe es vorgezogen, den Weg von Frankfurt aus dorthin zu Fuß zu machen.

Das Unerquickliche der bundestäglichen Periode, welche dem näher rückenden Revolutionsjahr voranging, spiegelte sich auch in der damaligen Literatur. Zur herrschenden Macht hatte sich eine Gesellschaft von jungen Schriftstellern emporgeschwungen, welche in ziemlich allen bedeutenden Städten Deutschlands durch irgend ein Journal die öffentliche Meinung in ihrem Sinne bearbeiteten. Wer zu ihrer Fahne schwören wollte, dessen Glück war, wenn auch nur auf ephemere Dauer, gemacht; die unbedeutendsten Produkte, die er herausgab, gesammelte Feuilletonartikel, Reiseskizzen und Novelletten, wurden gepriesen, als wären sie Meisterwerke ersten Ranges. Dagegen wehe Dem, der sich unabhängig von der Clique hielt oder gar einen von den Leitern zum Mißfallen gereizt hatte; sobald er es wagte, ein Buch erscheinen zu lassen, oder auch nur dessen Erscheinen in Aussicht stand, signalisirten die Letzteren es nach allen Richtungen hin der ihnen untergebenen Presse zur unbarmherzigsten Kritik.

Doch ich verlasse dieses Thema, um noch einige hervorragende Persönlichkeiten zu nennen, mit denen ich in Frankfurt

in nähere Berührung kam. Die Eine war J. C. Baron v. Zedlitz, damals Gesandter des Herzogs von Nassau am Wiener Hofe; derselbe kam mehrfach in die Mainstadt und verkehrte in den dortigen gesellschaftlichen Kreisen. Bei flüchtiger Bekanntschaft erschien er nur als ein feiner Weltmann, der sich wenig von vielen anderen Diplomaten unterschied; aber Dem, der ihm näher trat, offenbarte er einen reichen Geist und eine seltene literarische Bildung. In der Zeit des durch Heine angeregten Napoleonkultus war er durch die Ballade „Die nächtliche Heerschau" populär geworden, die sich auch jetzt noch in manchen Anthologien findet. Einiges Andere von ihm möchte jedoch eher verdienen, fortzudauern. Sein Trauerspiel: „Kerker und Krone", in welchem die letzten Lebensmomente Tasso's vorgeführt werden und das damals auch mehrfach aufgeführt wurde, ist zwar arm an Handlung, aber von dichterischer Wärme erfüllt und hat einige ergreifende Scenen. Für sein bestes Werk halte ich die „Totenkränze", eine Dichtung, in welcher mit Begeisterung eine Reihe solcher Männer gefeiert wird, die ihre Bestrebungen für das Wohl der Menschheit oder ihren Kultus des Schönen und Wahren durch persönliches Unglück im Leben büßen mußten. Eben die hohen Gesinnungen, welche dieses Gedicht offenbart, gab Zedlitz auch persönlich Demjenigen kund, zu dem er Vertrauen faßte, und seit er mir sie einmal offenbart hatte, hegte ich Verehrung für ihn. — Einen damals berühmteren Dichter, Friedrich Halm, der bekanntlich im Leben Baron von Münch-Bellinghausen hieß, lernte ich durch dessen Oheim, den österreichischen Bundestagsgesandten, kennen. Letzterer war zwar keineswegs poetisch gestimmt, doch immerhin auf seinen Neffen stolz; ungleich so manchen anderen Aristokraten, die es als einen Flecken auf ihrem Wappenschilde ansehen, wenn Einer aus ihrer Familie sich in der Literatur hervorthut. Ich war nicht eben begeistert für Halm's Dramen und hatte mir sogar bei den Frankfurter

Damen den Ruf eines Barbaren zugezogen, weil ich ihre Schwärmerei für den „Sohn der Wildnis“ lächerlich machte. Da ich es nie über mich vermocht habe, einem Autor über seine Geistesprodukte, wenn ich ihnen keinen besonders hohen Wert zuschreibe, Komplimente zu machen, so suchte ich Halm gegenüber andere Themata der Unterhaltung und konnte denn auch mit ihm als einem feinen und äußerst liebenswürdigen Weltmanne gut auskommen. Später überraschte mich sein „Fechter von Ravenna“, da mir dieses Stück höher zu stehen schien als seine früheren und ich es ihm kaum zugetraut hätte, daß er etwas Derartiges zu schreiben vermöchte. Geraume Zeit nachher kam ich auch brieflich mit ihm in Verbindung; er beschäftigte sich nämlich viel mit den spanischen Dramatikern, von denen er auch einige Stücke bearbeitet hat, und befragte mich verschiedentlich über den einen oder andern, diesen Literaturzweig betreffenden Punkt. Indes mußte ich ihm eingestehen, daß mir dieses Gebiet schon fremd geworden, indem zwischen der Beschäftigung mit demselben bereits diejenige mit dem persischen Epos und den indischen Puranas liege und ich jetzt ganz von der Poesie der Araber im westlichen Europa in Anspruch genommen sei. Jedermann liebt das Fach, dem er sich vorzugsweise widmet, und so beklagte auch Halm, daß ich nicht dem spanischen Drama treu geblieben; mir aber wäre es unmöglich gewesen, ein Thema mein Leben lang zu behandeln. Abgesehen von der dichterischen Produktion, die bei mir immer mit der mehr gelehrten Hand in Hand ging, winkte mir nach Vollendung der einen Arbeit eine andere über ein neues Literaturgebiet, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich mich ihr widmete. So ist denn meinem Geiste das spanische Drama seit lange in den Hintergrund getreten; natürlich haben sich auch viele der Meinungen und Urteile, die ich in meinem Werk über diesen Gegenstand ausgesprochen, geändert. Allein was man einmal hat drucken lassen, das folgt Einem durchs

Leben nach. Wie Grillparzer fort und fort zu den Schicksalsdichtern gezählt wurde, so hat man mich auf Grund jenes Jugendwerkes einen Nachzügler der Romantik genannt, und zwar noch in neuerer Zeit, was beweist, daß die Leute, die etwas Derartiges ausgesprochen, auch nicht eine Zeile von meinen späteren Schriften gelesen haben. Ja, es kommt noch schöner! Während das spanische Schauspiel sicher weder in Form noch in Inhalt irgend einen Einfluß auf meine eigenen dramatischen Dichtungen gehabt hat, sind mir mehrfach Besprechungen der letzteren zugekommen, in welchen dieselben wegen des gründlichen Studiums des Calderon gepriesen werden, das ich in ihnen verrate.

Eine unvergeßliche Erinnerung ist es mir, daß ich Felix Mendelssohn in den letzten Jahren vor seinem Tode häufig sah und mit ihm verkehrte. Da er mit einer Frankfurterin verheiratet war, kam er nicht selten zum Besuch in deren Vaterstadt. Von der anziehenden Persönlichkeit und der mannigfaltigen Bildung des trefflichen Musikers wissen Alle, die ihn gekannt, zu erzählen. Er hatte damals die Idee, eine Oper zu komponiren, allein es fehlte ihm noch an einem Textbuch dazu. Er meinte, da die schönste deutsche Oper, Don Juan, einen Teil ihrer Vorzüge dem Libretto verdanke, das einem altspanischen Schauspiel nachgebildet sei, müßten sich unter den Stücken des Tirso de Molina, Lope de Vega oder Calderon noch andere finden, die, wenn gut bearbeitet, dem Komponisten gleiche Vorteile darböten. Weil er nun wußte, daß ich mich viel mit den spanischen Dramatikern beschäftigt hatte, bat er mich wiederholt, ihm eine ihrer Komödien zu bezeichnen, die ich für einen solchen Zweck besonders geeignet hielte. Ich selbst hatte mich schon oft gewundert, daß die unerschöpflichen Minen des spanischen Theaters nicht schon weit mehr von den Verfassern von Operntexten, die so oft in höchst ungeschickter Weise allbekannte Schauspiele verarbeiten, ausgebeutet

worden seien. Aber wie ich nun auf Mendelssohns Wunsch ein bestimmtes Stück als für sein Vorhaben besonders passend nennen sollte, geriet ich eben wegen des Reichtums der Auswahl in Verlegenheit. Ernst sollte der Inhalt sein, und so waren die zahlreichen reizenden Lustspiele der Spanier ausgeschlossen. Zuletzt richtete sich meine Aufmerksamkeit vornemlich auf ein tragisches Drama von Tirso de Molina, dem Verfasser des Steinernen Gastes, der, obgleich schon früher auf die französische und italienische Bühne übergegangen, doch erst durch Mozart seinen Weltruhm erlangt hat. Die Oper würde, da der spanische Titel höchst seltsam lautet, im Deutschen am besten Manuel de Souza genannt worden sein. Die beiden ersten Akte hätten der Handlung nach ziemlich unverändert bleiben können; bei dem dritten aber wäre eine bedeutende Umwandlung nötig gewesen. Das Stück beginnt mit einem prächtigen Triumphzug, durch welchen in Goa die Siege des Don Manuel de Souza über mehrere indische Fürsten gefeiert werden. Don Manuel tritt in reicher kriegerischer Tracht auf, hinter ihm ein festlich geschmückter Heerzug und die gefangenen Indier in Fesseln. Der Triumphator wird von dem Gouverneur mit der höchsten Auszeichnung empfangen. In der nächsten Scene lernen wir Donna Maria, eine portugiesische Dame, kennen, welche, in männliche Tracht verkleidet, nach Indien gekommen ist, um Don Manuel aufzusuchen, der sie früher geliebt und einen Sohn mit ihr erzeugt, doch sie verlassen und den kleinen Dieguito mit sich genommen hat. Sie gibt sich dem Treulosen zu erkennen und weiß ihn durch Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit so zu rühren, daß er, von Gewissensbissen gefoltert, ihr reuig zu Füßen sinkt, sie um Vergebung bittet und schwört, fortan ihr ganz anzugehören. Er ruft, wenn er ihr je untreu werden sollte, die Rache des Himmels auf sich herab. „Wenn ich zur See gehe, mögen mir die Wogen Schiffbrüche bereiten und mich an unwirtbare

Küsten schleudern, wo wilde Karaiben, glühende Sandwüsten und blutgierige Tiger meinem Leben ein Ende machen mögen." — Manuel hat vor Maria's Ankunft ein Liebesverhältnis mit Lionor, der Tochter des Gouverneurs, angeknüpft; dies bricht er jetzt ab, um zu der früheren Verbindung zurückzukehren. Aber der Gouverneur, der von der Liebe Kunde erhalten, verlangt, daß er seiner Tochter die Hand reiche, indem er ihm zugleich die glänzendsten Aussichten eröffnet, wenn er das Begehren erfülle. Der wankelmütige Don Manuel schwankt schon; da erfährt der Gouverneur, daß seine Tochter eine Frucht jener Verbindung geboren habe, und stellt nun dem Verführer nur die Wahl zwischen dem Tode oder der Vermählung mit Lionor. Manuel wird so zum Meineidigen an Donna Maria. Als das Paar den Trauring wechselt, verkünden drohende Anzeichen, daß der Himmel dieser Verbindung zürne. Die Neuvermählten schiffen sich auf Befehl des Gouverneurs sogleich nach Portugal ein, und Manuel verläßt Indien, ohne Donna Maria nur noch gesehen zu haben, indem er der Unglücklichen auch noch den Sohn Dieguito entreißt, den er mit auf die Reise nimmt. Die Betrogene eilt, den Verräter einzuholen. Allein zu spät; das Schiff hat den Hafen schon verlassen, und sie hört in der Ferne nur noch das Rufen ihres Sohnes, der sie erblickt und zu ihr zurück will. Sie kniet am Strande nieder und fleht die Rache des Himmels auf den Treulosen herab, spricht dazwischen aber, von Liebe und Grimm zugleich getrieben, wieder Segenswünsche für den Sohn aus. Da schwärzt sich der Himmel; ein Sturm ist im Anzug und das Schiff verschwindet in finsteren Wetterwolken. Maria zeigt nun Manuel's Verrat dem Gouverneur an, welcher sich sogleich mit ihr auf einem andern Schiffe zur See begibt, um den Flüchtling einzuholen und ihm die Tochter abzunehmen. Der dritte Akt zeigt uns das von einem wütenden Orkan hin und her geschleuderte

Schiff, auf welchem sich Manuel und Lionor befinden. Der Meineidige beginnt zu ahnen, daß ihn das Strafgericht des Himmels verfolge. Das Schiff zerschellt an der afrikanischen Küste, und die Gescheiterten irren in der Wüste zwischen wilden Völkerschaften umher, allen Schrecken einer unwirtbaren Zone preisgegeben. Manuel ist in dumpfer Verzweiflung, die unglückliche und schuldlose Lionor selbst in dieser schrecklichen Lage voll hingebender Liebe für den Gemahl. Die Leiden des Knaben, der dem Verschmachten nahe ist, erhöhen den Jammer der Gatten. Nachdem Tirso's Phantasie sich im Ausmalen der Schrecken, welche die Schiffbrüchigen in der wasserlosen Wüste, im Kampf mit den Elementen und den wilden Bewohnern jener Einöden satt geschwelgt, läßt er Lionor von den Kaffern überfallen und fortgeschleppt werden. Dieguito wird von einem Tiger zerrissen und Manuel sucht verzweifelnd selbst den Tod. Am Schlusse sind auch der Gouverneur und Maria an der afrikanischen Küste gelandet und erfahren von einem Teil der Schiffsmannschaft, mit dem sie zusammentreffen, das Schicksal Derer, denen sie nachgeeilt sind. Dieser letzte Teil des Stückes nun mußte meines Bedünkens wesentlich verändert werden. Nur im Beginn des dritten Aktes hätten einige Scenen beibehalten werden können; das Ende jedoch erschien mir für unsere Bühne ganz untauglich, und es schwebte mir vor, es so umzugestalten, daß die Unglücklichen in die Hände eines wilden Volkes fielen, welches sie dann bei einem Feste seinen Götzen opferte. — Mendelssohn war, als ich ihm die Handlung dieses Dramas exponirte, der Meinung, daß sie, zu einem Operntext umgearbeitet, viele ergiebige Motive für die Komposition darbiete, und er drang lebhaft in mich, das betreffende Textbuch für ihn zu verfassen. Dies konnte ich nicht bestimmt zusagen, versprach ihm indes, mich durch sorgfältige Lektüre guter Librettos womöglich in den Stand zu setzen, seinen Wunsch zu erfüllen. Wirklich begann ich geraume

Zeit nachher das Schema der Oper Manuel de Souza zu entwerfen und auch einige Scenen davon niederzuschreiben. Allein der unerwartete, mich tief betrübende Tod des Meisters, der die Musik dazu setzen wollte, bewirkte, daß meine Arbeit gänzlich liegen blieb. — Der Hingeschiedene war ein Liebling der Götter gewesen; und vielleicht bekundete sich dies auch darin, daß sie ihn durch einen frühen Tod abriefen, indem ihm so Enttäuschungen und bittere Gefühle erspart blieben, die ihn später vermutlich erwartet hätten. Schon seine in den ersten Jünglingsjahren entstandenen Kompositionen waren mit enthusiastischem Beifall begrüßt worden, und der Beifall hatte sich mit jeder seiner neuen Leistungen gesteigert. Man kann nicht sagen, dieses Glück sei ein unverdientes gewesen, denn Mendelssohn war ein geist- und geschmackvoller Musiker und vorzüglicher Contrapunktist, in dessen Werken auch hie und da wirkliche Inspiration hervorbricht. Allein hätte er länger gelebt, so würde doch ebenso vom Publikum bemerkt, wie von ihm selbst in niederdrückender Weise empfunden worden sein, daß das Glück ihn auf unverhältnismäßige Art vor Anderen, an die sein Talent nicht hinanreichte, bevorzugt habe. Unstreitig war, der großen Meister früherer Zeit zu geschweigen, der Genius eines Schubert und Weber ein weit größerer als der seinige gewesen. Aber welche Bitterkeit der Verkennung und Armut mußte Schubert ertragen! Wie starb Weber, nachdem ihm das Schicksal eine kurze Zeit gelächelt hatte, nahezu an gebrochenem Herzen wegen des Mißerfolgs seines Oberon! Wie wenig endlich vermochte Schumann bei Mendelssohn's Lebzeiten zur Anerkennung zu gelangen, bis er nach dessen Tode ihn weitaus zu überstrahlen begann!

Zwanzigstes Kapitel.

Studien. — Poetische Produktion. — Firdusi. — Jos. v. Hammer.

Nachdem ich meine Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien in die Welt geschickt hatte, widmete ich mich längere Zeit, um mir ein Fest nach der Arbeit zu geben, der poetischen Produktion, die mir seit meiner frühen Jugend Bedürfnis gewesen war. Wenn ich dachte, wie viele hunderttausende von Büchern schon gedruckt worden seien, und wie ich nun selbst diese Masse mit drei dicken Bänden vermehrt hätte, überfiel mich bisweilen ein niederdrückendes Gefühl. Ich hatte zwar gestrebt, in meinem Werke nicht trockener Gelehrsamkeit zu frönen, sondern das von mir behandelte Literaturgebiet in einer Weise vorzuführen, daß die Wiederaufdeckung lange vergrabener Schätze der Dichtung einen anregenden und fördernden Einfluß auf unsere Poesie übte. Indessen sagte ich mir bald, eine solche Wirkung werde vermutlich ausbleiben, mein Werk werde von sehr Wenigen gelesen, hier und da von den Literarhistorikern ausgeschrieben werden, im übrigen aber unbenützt in den Winkeln der Bibliotheken stehen. Es ist dies das fast unvermeidliche Los derartiger Arbeiten. Selbst die guten unter denselben bleiben auf kleine Kreise beschränkt und behalten meistens auch nur auf kürzere Zeit Geltung. Nachdem ein fleißiger Autor ein bisher ganz vernachlässigtes Gebiet behandelt, kommen zuerst

die fingerfertigen Kompilatoren, ihn um die Frucht seiner Mühen zu betrügen; später jedoch wird sein Buch durch andere Gelehrte, die, sich auf seine Schultern stellend, dasselbe Thema unter Hinzufügung einiges Neuen bearbeiten, vollends in den Hintergrund gedrängt. Wie gering ist die Zahl der gelehrten Werke, die von Geschlecht zu Geschlecht gelesen werden! Wenn es einzelne solche gibt, so sind es diejenigen, die sich durch vorzügliche Darstellung auszeichnen. Es ist also das Künstlerische, nicht das in ihnen aufgespeicherte gelehrte Material, was ihnen diesen Vorzug gibt; diejenigen, deren Wert besonders in dem letzteren besteht, werden nur noch als Nachschlagebücher gebraucht. Alle die Geschichten von Deutschland zum Beispiel, die seit einem Jahrhundert erschienen sind — was ist aus ihnen geworden? Von der alten, umfangreichen von Schmidt und der späteren mit dem Fleiß eines ganzen Menschenlebens zusammengebrachten von Luden an hat eine die andere abgelöst. Weit mehr Aussicht auf eine längere lebendige Fortdauer unter den Menschen haben doch, vorausgesetzt daß sie gut sind, poetische Produktionen; auch von Uebersetzungen läßt sich dies behaupten, wofern sie mit dichterischem Geiste den Originalen nachgeschaffen sind. Denn in diesem Falle sind sie selbst poetische Werke, die zwar im einzelnen von Späteren verbessert werden, für welche indes eine Arbeit des bloßen Fleißes niemals Ersatz bieten kann. — Derartige Gedanken erfüllten mich, als ich mich von neuem der Dichtkunst hingab. Mit dieser Thätigkeit ging dann die Uebertragung oder vielmehr Nachbildung des Firdusi Hand in Hand, welche mich während mehrerer Jahre beschäftigte. Ich betrachte es als ein Glück, daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode geistloser Reaktion, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühe Vorzeit und das fernere Hochasien flüchten konnte, indessen

wüstes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hineingerissen ward, lebte ich des Abends am Oxus und unter den vom ersten Morgenrot der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den Helden Iran's. — Die Sprache des Firdusi ist minder schwierig, als die der spätern persischen Autoren; dennoch hatte ich anfänglich mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Von der mit französischer Uebersetzung versehenen Edition Mohl's war zu jener Zeit erst ein ganz geringer Teil ans Licht getreten, und bei den meisten von mir übergetragenen Partien der großen Dichtung sah ich mich daher ganz auf mich selbst verwiesen. In Frankfurt befand sich kein einziger Orientalist, bei dem ich mir hie und da hätte Rat erholen können. Die Bekanntschaft Josephs von Hammer, die ich zufällig machte, als er sich auf der Durchreise in ein Bad einige Tage in Frankfurt aufhielt, konnte mir in dieser Hinsicht auch nichts nützen; ich habe jedoch von da an mit dem österreichischen Gelehrten in literarischem Verkehr gestanden, ihn auch wiederholt in Wien besucht. Der Ruf dieses einst hochberühmten Mannes ist schon während der zweiten Hälfte seines Lebens, und noch mehr nach seinem Tode, erstaunlich verblaßt, und der Wert fast aller seiner Arbeiten wird gegenwärtig äußerst niedrig angeschlagen. Doch glaube ich, daß, wenn er früher überschätzt ward, man nun auch in der Geringschätzung wieder zu weit geht. Jedenfalls war er ein merkwürdiger Mann schon durch seine erstaunliche und rastlose Thätigkeit. Als Vielschreiber kommen ihm unter den Gelehrten vielleicht nur die arabischen Polygraphen, die hunderte von Bänden kompilirten, und die Benediktinermönche mit den ungeheuern, von ihnen zusammengetragenen Folianten gleich. Hätte er das Verdienst seiner Schriften statt in deren Menge in der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gesucht, mit der er einzelne ausarbeitete, er würde

vielleicht etwas Dauerndes zu stande gebracht haben. Aber er schrieb mit beispielloser Hast und Uebereilung und schüttelte gereimte Verse zu hunderttausenden aus dem Aermel, ohne sich darum zu kümmern, ob ein Mensch sie lesen könne. Dieselben sind fast durchaus so schlecht, daß sie Gelächter erregen. Indes muß ihm zugestanden werden, daß die Werke seiner früheren Zeit noch nicht völlig diesem Verdammungsurteil unterliegen. Damals wandte er noch mehr Fleiß an und schickte nicht jeden Bogen, den er eben geschrieben oder diktirt, wie später, unbesehen in die Druckerei. So gab er schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein im Versmaße von Wieland's Oberon verfaßtes Gedicht „Schirin" heraus, in dem er die Quintessenz aus den versifizirten Liebesromanen der Perser, besonders aus Nisami, Dschami und Hatifi, zusammengedrängt hat, und das wenigstens wegen des Stoffes interessant ist. Als eine weitere schätzbare Arbeit von ihm muß die Uebersetzung des Hafis angesehen werden; diese überragt alle seine ähnlichen Leistungen um deshalb bedeutend, weil er hier nach dem türkischen Kommentar arbeiten konnte, in welchem jeder Vers des Persers erklärt und in Prosa umschrieben ist. Denn das Türkische war die einzige der morgenländischen Sprachen, die Hammer wirklich gründlich verstand. Er hatte sie auf der orientalischen Akademie zu Wien, wo er erzogen worden, und später zu Konstantinopel, wo er der Botschaft als Dolmetsch beigegeben war, erlernt. — Werke Hammer's, denen wohl nicht aller Wert abgesprochen werden kann, sind sodann die Geschichte des osmanischen Reiches und andere historische Arbeiten. Dieselben zeigen stellenweise wirklich bedeutendes Talent der Darstellung; ihre Zuverlässigkeit ist freilich, und wohl mit Recht, viel angezweifelt worden. Ein ehemals viel gepriesenes Werk ist „Die Geschichte der schönen Redekünste Persiens". Man möchte jedoch glauben, daß Diejenigen, welche es gelobt, nie einen Blick in dasselbe gethan haben.

Diese sogenannte Geschichte besteht neben flüchtigen Notizen über zweihundert Dichter aus angeblichen Uebersetzungen auserwählter Gedichte. Die Uebertragungen jedoch sind fast durchgehends von einer Art, wie ähnliche wohl noch kaum je durch die Presse vervielfältigt wurden. Hätte Hammer da, wo ihm der Text unklar blieb — was ziemlich überall der Fall ist — doch einen ungefähren Sinn zu erraten versucht, man ließe es sich gefallen. Aber es ist unerhört, hier tausende von Versen aufgehäuft zu sehen, in denen sich kein Sinn noch Menschenverstand finden läßt und von denen meistens der eine mit dem andern gar keinen Zusammenhang hat. In der Sage von Isfendiar's Abenteuern, die aus Firdusi mitgeteilt wird, ist zum Beispiel der berichtete Hergang ganz und gar nicht zu erkennen; man strengt sich vergebens an, dieses Chaos von incohärenten Worten und Verspaaren zu entwirren. Wenn man die persischen Dichter nach solchen angeblichen Uebertragungen beurteilte, so müßte man sie für die elendesten Versifexe halten, die je auf Erden gelebt. Ganz von demselben Kaliber ist Hammer's „Motenebbi"; doch stehen die spätern ähnlichen Arbeiten des „großen Orientalisten", die Geschichte der osmanischen Dichtkunst mit einer Blütenlese aus zweitausend Dichtern und seine arabische Literaturgeschichte in acht kolossalen Quartbänden auf einer noch tieferen Stufe. Die letztgenannte ist wohl das monströseste seiner Erzeugnisse, und wie hätte es nicht eine solche Mißgeburt werden sollen? Selbst, wäre Hammer ein gründlicher Kenner des Arabischen, wäre er zugleich ein Verskünstler wie Rückert gewesen, — bei der Eilfertigkeit seines Produzirens hätte doch nichts Tüchtiges zu stande kommen können. Das genannte Werk allein würde bei seinem Riesenumfang, um gut zu werden, ein ganzes Menschenleben in Anspruch genommen haben. Nun aber war Hammer damit in wenigen Jahren fertig; er getraute sich bei höchst mangelhaftem Verständnis der Texte und bei ebenso mangelhafter

Beherrschung der deutschen Sprache, den jedesmal vorliegenden Dichter aus dem Stegreif in gereimte Verse zu übersetzen. Und neben dieser beinahe unglaublichen Thätigkeit auf dem Felde der orientalischen Literatur schrieb er noch eigene Gedichte, zum Beispiel einen ganzen Band, in welchem er sich als einen Morgenländer gerirt, der Italien bereist, ein Trauerspiel „Die Eroberung von Mekka", sowie einen aus drei dicken Bänden bestehenden Roman, dessen Mittelpunkt ein in seiner Heimat Steiermark geführter Hexenprozeß bildet. — Um sich einen Begriff zu machen, wie ungeheuer groß die Menge seiner Schriften ist, muß man noch wissen, daß er dreißig Jahre lang fast für jeden Vierteljahrsband der Wiener Jahrbücher einen umfangreichen Aufsatz lieferte und auch noch an anderen Zeitschriften, zum Beispiel an der Antologia italiana mitarbeitete. Er getraute sich nämlich auch italienisch zu schreiben, wie er sich denn sogar als Schriftsteller in persischer Sprache versuchte und sich nicht nur vermaß, die Bekenntnisse des Marc Aurel ins Persische zu übersetzen, sondern auch persische Gedichte zu verfassen. Wenn er nun bei dieser ganzen profusen Thätigkeit nur wenig produzirt hat, was vor einer irgend strengeren Prüfung bestehen kann, so ist es doch billig, einzuräumen, daß er manche ersprießliche Anregung gegeben, auf Manches aufmerksam gemacht hat, das ohne ihn vielleicht bis jetzt noch in den Handschriftensammlungen verborgen geblieben wäre. So hat Rückert, der nicht nur ein weit besserer Dichter, sondern auch ein gründlicherer Sprachkenner war als er, manche Förderung von ihm erfahren. Ferner ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Hammer von wirklichem Eifer, ja von Begeisterung für die Wissenschaft, für Befruchtung der abendländischen Literatur durch die Erschließung der morgenländischen erfüllt war. Denn aus welchem andern Motiv hätte er sich wohl ein langes Leben hindurch solchen anstrengenden Arbeiten unterziehen sollen? Materiellen Gewinn hat er in keiner

Weise von seinen Schriftwerken gehabt, vielmehr bedeutende Opfer bringen müssen, um nur das Erscheinen derselben zu ermöglichen. Das Interesse für orientalische Literatur ist bei uns auf einen sehr engen Kreis von Liebhabern derselben beschränkt. Daher konnte kein Verleger es ohne Aussicht auf enorme Verluste unternehmen, die dickleibigen und bändereichen Produktionen Hammer's auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen. Wer aber für höhere Interessen nicht allein seine Geisteskräfte in aufreibender Weise einsetzt, sondern in ihrem Dienst auch sein Vermögen opfert, ist sicher wert, in ehrendem Andenken gehalten zu werden, wenn auch seinen Leistungen nur sehr bedingungsweise ein Gehalt zugesprochen werden kann. — Hätte nicht die Gelehrtenwelt so allgemein über diesen Orientalisten den Stab gebrochen, daß mein Urteil daneben noch als milde erscheint, so würde ich dasselbe zurückgehalten haben; denn persönlich kam mir Hammer aufs freundlichste entgegen. Er überschüttete mich mit Zusendung seiner in endloser Reihe aufeinanderfolgenden Schriften, und lud mich wiederholt dringend ein, ihn auf seinem Schlosse Hainfeld in Steiermark, wo er den Sommer über zu verbringen pflegte, zu besuchen. Die Umstände verstatteten mir nicht, dies zu thun; mit Interesse aber hörte ich, was mir ein Freund, der einst mehrere Monate in Hainfeld verlebte, von seinem Aufenthalt daselbst erzählte. Hammer, der damals schon sein achtzigstes Jahr bedeutend überschritten hatte, stand jeden Morgen um vier Uhr auf und ging alsbald an die Arbeit. Ein arabisches Manuskript in Händen, schritt er im Zimmer auf und nieder und diktirte ohne weiteres Besinnen eine Versübersetzung der schwierigsten Gedichte, in deren Verständnis selbst ein Sylvester de Sacy nur mit bedeutender Mühe eingedrungen wäre. Nach vier- bis fünfstündiger Beschäftigung von dieser Art begab sich dann der rüstige Greis ins Freie, um ein Bad in dem nahen Flusse zu nehmen, und wenn die Gäste seines Hauses aufstanden,

war seine Tagesarbeit schon gethan. Er empfing sie im Gartensaal und widmete sich den Rest des Tages der Geselligkeit. Dieses Leben hat er bis in das höchste Alter fortgeführt.

Wenn die orientalischen Studien mich in Frankfurt viel beschäftigten, so nahmen sie mich doch nicht dergestalt in Anspruch, daß ich nicht noch dem schön aufblühenden Städel'schen Institut lebhafte Teilnahme zugewendet hätte. Die Gemäldesammlung dieser Anstalt war mir seit ihren ersten Anfängen bekannt gewesen, und ich erfreute mich des ungemeinen Aufschwunges, den sie jetzt nahm, nicht allein, weil vortreffliche Bilder der alten Meister angekauft, sondern auch weil Werke neuerer Künstler von überraschend genialer Eigentümlichkeit dort ausgestellt wurden. Vorzüglich erfüllten mich Moritz v. Schwind und Eduard Steinle, mit welchen beiden ich in Frankfurt befreundet wurde, mit wahrer Begeisterung. Der „Sängerkrieg auf der Wartburg" des Ersteren und viele Kompositionen Steinle's, die damals entstanden, besonders seine „Märchenerzählerin" und seine Zeichnungen zu Brentano, stehen nach meiner Meinung so hoch, daß sie zu den schönsten Hervorbringungen der Kunst gehören. Dies erkannte ich schon damals, nahm aber mit lebhaftem Unwillen wahr, daß fast Niemand meine Meinung teilte, daß vielmehr die große Menge auch der sogenannten Gebildeten bewundernd vor Gemälden wie „Ezzelin" und „Huß" stand, Gemälde, für die ich nur Geringschätzung hegte. Die betrübende Erscheinung, daß das wirklich Gute und Große verkannt und hinter das Mittelmäßige zurückgestellt wird, empörte mich damals noch; jetzt habe ich mich an dieselbe gewöhnt, da sie in unserer Zeit, besonders in Deutschland, zur Regel gehört.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Seebäder in Barcelona. — Der Monserrate. — Die Grande Chartreuse bei Grenoble.

Wenn man sich mit ganzer Seele einer Arbeit oder dichterischen Produktion hingibt, so ist es schwer, seinen Eifer im Zaum zu halten und sich nicht bisweilen mehr zuzumuten, als die Nerven ertragen können. Dieses ist mir schon häufig begegnet, und trotz wiederholter Erfahrung bin ich noch nicht gehörig gewitzigt, daß es mir nicht auch künftig wieder zustoßen könne. So oft ich empfand, ich hätte mich auf solche Art zu viel angestrengt, suchte ich mich durch irgend eine Reise wieder herzustellen, und gewöhnlich that dies Mittel gute Dienste. Die Zeit, von welcher ich rede, war diejenige, in der das Eisenbahnnetz, das sich nun über einen großen Teil Europas erstreckt, nach und nach sich zu bilden begann. Noch waren die Schienenwege zwar — ich rede von den vierziger Jahren — nur auf wenigen Strecken vollendet, man mußte noch oft, wo sie unterbrochen waren, sich durch Pferdekraft weiterbefördern lassen; aber immer war gegen früher die Schnelligkeit, mit der man reiste, schon beträchtlich gewachsen. So machte ich fast in jedem Sommer einen Ausflug nach der Schweiz, um dort auf Fußreisen und durch Bergbesteigungen Naturgenuß und Stärkung zu holen. Im Herbste 1846 steckte ich mir das Ziel entfernter; mir waren Seebäder empfohlen, und so ging ich, um einige Wochen spanische Luft zu atmen, in

Begleitung meines jüngeren Bruders nach Barcelona. Diese gewerbthätige und blühende Handelsstadt verdiente mehr von Reisenden besucht zu werden, als sie es ist. Ich fand den Aufenthalt dort sehr angenehm; die vom Morgen bis zum Abend belebte schöne Alameda oder sogenannte Rambla, der Molo mit seiner prächtigen Meeraussicht, dann das nahegelegene, vielbesuchte Dorf Grazia bieten anmutige Spaziergänge. Vor allem aber hatte Barcelona für mich einen besonderen Reiz, weil ich mich dort wie in eine andere Welt versetzt sah. Es liegt nämlich für mich im Reisen das Anziehende, daß ich den gewöhnlichen Gedankenkreisen, den Interessen, die ich das ganze Jahr um mich herum verfolgt sehe, entrückt werde, daß ein völlig neues Leben mich umgibt. Italien, das sonst gewiß große Vorzüge vor Spanien besitzt, gewährt dies noch nicht. Barcelona, obgleich es durch seinen Handel schon mehr von Ausländern besucht ist, als andere Städte der pyrenäischen Halbinsel, hatte damals noch einen eigentümlichen Charakter, der sich seitdem vielleicht etwas verändert hat. Die Frauen trugen allgemein die Mantilla, und kaum ein Fenster war ohne das altspanische Gitter. Bei den Bekanntschaften mit Cataloniern geriet ich in keinerlei Gefahr, daß das Gespräch eine Wendung auf Gegenstände genommen hätte, von denen ich zu Hause beständig gehört hatte und wovon ich bei der Rückkehr wieder hören sollte. Dagegen unterhielt ich mich ausschließlich über die Zustände des Landes, in welchem ich mich befand. In Barcelona wurde ich freilich den Gedanken nicht los, ich stände auf einem Vulkan. Man zählt seit dem 16. Jahrhundert mehr als hundert Revolutionen, die dort ausgebrochen sind, und eben jetzt wurde täglich eine neue erwartet. Auf dem Fort Monjuich standen die Kanonen beständig geladen, um die Stadt zu beschießen. Mir selbst hätte auf dem Wege zu der Felshöhe, auf welcher diese Festung thront, ein Unglück zustoßen können. Ich war den Berg,

dessen unterer Teil dem Publikum zu Spaziergängen freisteht, eine beträchtliche Strecke und zu weit hinaufgeschritten. Wie ich nun, um mich der schönen Aussicht zu erfreuen, ins Weite blickte, hatte ich nicht bemerkt, daß ein wachhabender Soldat mich zum Umkehren aufforderte. Derselbe hielt schließlich schon sein Gewehr zum Schuß bereit, als ich glücklicherweise sein Rufen hörte und nun schleunigst den Rückweg antrat. — Einen sehr lohnenden Ausflug machte ich nach dem berühmten Kloster Monserrate. Diese Exkursion war damals noch recht anstrengend, wenigstens auf die Art, wie ich sie ausführte. Das in Catalonien gebräuchlichste Fuhrwerk ist die sogenannte Tartana, ein sich recht hübsch ausnehmender, oft bunt bemalter zweiräderiger Wagen. Der Gedanke, mit einem so pittoresken und nationalen Vehikel die Fahrt zu machen, hatte mich gereizt; aber sobald ich eingestiegen und die Räder sich in Bewegung gesetzt, ward ich zu meinem Schrecken gewahr, wie unbequem diese Art der Weiterbeförderung sei. Denn der Kasten, in dem ich mich befand, war, da er nicht in Federn hing, in beständigem heftigen Auf- und Niederbewegen begriffen, so daß ich fast die Seekrankheit davon bekam, mich auch zuletzt, da die Entfernung eine recht bedeutende ist, wie gerädert fühlte. Die wunderbaren Naturschönheiten des Berges, auf welchem das Kloster liegt, entschädigten mich jedoch reichlich für diese Leiden. Von allem, was ich auf meinen Reisen gesehen, können etwa nur die Felspartien bei Subiaco oder Olevano an malerischer Schönheit mit dem Monserrate verglichen werden. Der Blick auf die weite catalonische Ebene und auf die verschiedenen wildzerrissenen Felsmassen und Kegel des Berges rings umher ist zauberhaft. Zahllose Blumen und duftende Stauden von lieblichem, aber betäubendem Geruch, wie ich ihn sonst nirgends eingeatmet zu haben glaube, bedecken das Gestein. Oberhalb des Plateaus, auf dem das Kloster steht, erhebt sich noch ein steiler Gipfel, der ehemals

bis nach oben mit den Einsiedeleien frommer Anachoreten bedeckt war. Jetzt fand ich ihn verödet. Auch in dem Kloster traf ich nur noch sehr wenige alte Mönche an, denen man vergönnte, dort den Rest ihres Lebens zu verbringen. Sie klagten, wie sie sich nicht bis in das nächste Dorf hinabwagen könnten, da sie nicht nur den Insulten der Bevölkerung ausgesetzt seien, sondern auch ihr Leben bedroht sehen würden. Welchen Haß die Kuttenmänner in Spanien auf sich geladen haben, begreift sich, wenn man von der fanatischen und blutdürstigen Wut erzählen hört, die sie unter Ferdinand VII. bei der Unterdrückung des Riegoschen Aufstandes und auch später in dem Carlistischen Kriege gezeigt haben. Bei der ungeheuren Anzahl von Mönchen, von denen die Halbinsel überflutet war und die sich durchaus feindlich gegen jeden Fortschritt in politischer, jeder Aufklärung in religiöser Hinsicht stellten, lag auch gewiß der Regierung die Pflicht ob, hier aufzuräumen. Allein schwerlich ist sie bei der Aufhebung der Klöster mit der gehörigen Umsicht und Schonung verfahren. Dadurch, daß sie so viele Tausende von Klosterbrüdern ins Elend stieß, hat sie sich ein Heer von erbitterten Feinden geschaffen, die stets nur auf die Gelegenheit lauern, wieder an ihr Rache zu nehmen. Man hätte, wie mir scheint, besser gethan, die Mönche, welche bleiben wollten, ungehindert in ihren Zellen zu lassen, jeden Regelzwang jedoch aufzuheben. Sehr viele der Brüder, namentlich der jüngeren, wären dann sicher in die bürgerliche Existenz zurückgekehrt; denn das Klosterleben ist keineswegs so behaglich und reizend, wie Manche wähnen. Das beweisen die von jeher vorgekommenen zahlreichen Fälle, wo Mönche auf Gefahr, die härtesten Strafen zu erdulden, ihren Mauern zu entfliehen suchten. Eintritt neuer Brüder dagegen wäre durchaus nicht zu gestatten gewesen, und so hätte das Geschlecht der Mönche in nicht langer Zeit völlig aussterben müssen. Uebrigens würden von dieser Maßregel solche Mönche auszunehmen

gewesen sein, die sich Akten der Wohlthätigkeit widmeten, wie es denn in einigen spanischen Gebirgsgegenden Klöster gab, deren Insassen, ebenso wie die Mönche des St. Bernhard, sich die Aufnahme und Pflege von Reisenden angelegen sein ließen. Alles auf Erden hat seine zwei Seiten, und so sollte man auch an dem Mönchtum nicht bloß die Schattenpartien hervorheben; man sollte nicht vergessen, wie viel in früheren Jahrhunderten einzelne Orden für Bildung und Wissenschaft gethan, wie noch heute die erwähnten Brüder auf einem der höchsten Alpenpässe in so rauher Temperatur, daß Keiner zu hohen Jahren kommt, eine streng aufopfernde Tugend üben. Gewiß ist dem Klosterwesen in der modernen Welt die engste Schranke zu ziehen; man könnte indes doch einzelne Asyle für Männer und Frauen bestehen lassen, wohin sich Lebensmüde aus dem Strudel der Welt zu einsamer Betrachtung und zu Handlungen der Menschenliebe zurückzuziehen vermöchten. Eine genaue Aufsicht durch den Staat würde natürlich geboten sein, damit nicht durch die Prioren oder Aebtissinnen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten verübt werden könnten, wie solche thatsächlich ehemals vielfach vorgekommen sind. Für den Reisenden, dem der Blick in das Innere der Cönobien verschlossen ist und der von solchen Vorgängen nichts vernahm, hatte der kurze Besuch in den Klöstern etwas sehr Anziehendes. Ich habe in verschiedenen Ländern des Orients wie des Occidents schöne Stunden in diesen Zufluchtstätten der Frömmigkeit und Weltentsagung verbracht, mich immer der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen gehabt und unter den Mönchen manche wohldenkende, durchaus nicht fanatische Männer gefunden. Freilich, wenn mich während meines vielbewegten Lebens auch bisweilen die Sehnsucht erfaßt hat, mich ganz in die weltfernste Einsamkeit zurückzuziehen, ist mir doch der Gedanke, Mönch zu werden, nie gekommen, wie mir dies einmal angedichtet wurde. Während eines Aufenthalts in Neapel besuchte ich häufig am

Nachmittag zu Pferde oder zu Fuß die eine prächtige Aussicht bietende Höhe von Camaldoli und verweilte manchmal stundenlang, bald in Betrachtung des herrlichen Panoramas, bald in Sinnen vertieft, in dem Klostergarten. Da trat einst der Laienbruder, der den Fremden das Thor zu öffnen hat, zu mir heran, klopfte mich auf die Schulter und sagte: „Ich will mit dem Prior sprechen." Anfänglich verstand ich ihn nicht; durch wiederholtes Fragen brachte ich dann heraus, daß der gute Mann glaubte, ich wünschte das Mönchsgewand zu nehmen, und mir zu diesem Zwecke seine Fürsprache bei dem Vorsteher anbot.

Auf dem Rückweg von Barcelona machte ich noch einen Abstecher nach der von dem Monserrate sehr verschiedenen, aber durch ihre Lage gleich merkwürdigen Grande Chartreuse bei Grenoble. Dieselbe, von dem strengen Orden der Karthäuser bewohnt, liegt auf steiler Alpenhöhe in wild-romantischer Gegend und ist während des Winters durch die ringsum lagernden Schneemassen von Welt und Menschen abgeschieden. Die Sage von der Gründung dieser Karthause ist mir immer als eine der eindrucksvollsten Legenden erschienen. Bruno, aus einem edlen Geschlechte der Stadt Köln, widmete sich früh dem geistlichen Stande und rang mit aller Anstrengung, sich der Gnade Gottes würdig zu machen. Ein Freund, mit dem er täglichen Umgang pflog, leuchtete ihm als Muster aller Tugend und Frömmigkeit vor, und er glaubte, wenn er nur dessen Beispiele folgte, müsse ihm das endliche Heil gesichert sein. Plötzlich nun starb ihm dieser Freund; Bruno war untröstlich und nur ein Gedanke bot ihm einigermaßen Beruhigung: der Verstorbene sei, wie er es durch sein frommes Leben verdient, unmittelbar in die ewige Seligkeit eingegangen. Die Leiche war vor der Bestattung in der Kirche aufgebahrt, und Bruno kniete beim Schallen des Chorals betend neben ihr. Da richtete sich der Tote langsam empor und sprach mit geisterhafter Stimme:

„Ich bin durch das gerechte Urteil Gottes verdammt worden.“ Die Kunde, daß derjenige, den er für das Vorbild aller Heiligkeit gehalten, dennoch in die Verdammnis eingegangen sei, erschütterte Bruno’s Wesen in seiner ganzen Tiefe, und er faßte nun den Entschluß, einen Orden von so strengen Satzungen zu gründen, daß Diejenigen, welche dieselben erfüllten, sich das Himmelreich erringen müßten.

In die Zeit, welche meiner Rückkehr nach Frankfurt folgte, fällt ein Ereignis, das einen düstern Schatten über mein späteres Leben gebreitet hat. Es widerstrebt mir völlig, in diesen Lebenserinnerungen von intimen Herzensangelegenheiten zu reden; nur der heiligen Stimme der Dichtkunst habe ich es gegönnt, Einiges davon verlauten zu lassen. Hier sei einzig gesagt, daß das Mädchen, welches ich mit aller Glut und Tiefe der Empfindung liebte, deren mein Wesen fähig ist, plötzlich durch eine hitzige Krankheit von der Welt hinweggenommen wurde. Es sind später, freilich erst Jahre nachher, andere Neigungen in mir erwacht, aber keine hatte die Stärke dieser ersten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Reise nach England. — G. H. Lewes. — George Eliot. — Th. Carlyle. — Leigh Hunt. — Stratford und das Shakespearehaus. — Die Seen von Westmoreland. — Schottland. — Edinburgh. — Die Fingalshöhle. — Reise in das Hochland.

Geistige Thätigkeit nicht bloß rezeptiver, sondern schöpferischer Art ist das Einzige, wodurch wir uns aus tiefen Schmerzen wieder emporzuraffen vermögen. Wenn alle Reize der Natur uns kalt lassen, wenn die Tonkunst uns keinen Trost bietet, uns der Sinn für den bloßen Genuß des Schönen in Poesie und Malerei verschlossen ist und selbst die süße Stimme der Freundschaft vor unserem Ohr verklingt, ohne einen Widerhall in unserem Herzen zu erwecken, so wohnt doch der Arbeit die Zauberkraft inne, uns allmälich aus dem Abgrund, in den wir halb versunken, wieder emporzuheben. Dies erfuhr ich freilich erst Monate, nachdem mich jener herbe Schlag getroffen, und warf mich nun, als ich die erste kräftigende Wirkung solcher Arbeit erfahren, mit einer Art von Leidenschaft auf dieselbe. So entstand denn in jener Zeit neben verschiedenen eigenen Dichtungen ein großer Teil meiner Nachbildung des Firdusi. Während dieser Beschäftigung, welche mir täglich die ungeheuersten tragischen Katastrophen von Völkern und Einzelnen, den Untergang ganzer Reiche und Geschlechter der Menschen vor Augen führte, versank mir mein eigenes Weh in den großen Jammergeschicken, die seit Anbeginn

über die Welt geschritten. Aber die Ueberspannung meiner Kräfte führte wieder eine Ermattung herbei und drohte, mich aufs Krankenlager zu werfen. Der Arzt erteilte mir daher einen weisen Rat, indem er mich aufforderte, die Bücher beiseite zu werfen und auf Reisen Wiederherstellung der Gesundheit wie Linderung für meine Seelenwunden zu suchen.

So richtete ich im Spätsommer 1847 meine Schritte zunächst nach Holland. Daß das schäumende Meer bei Scheveningen, daß die reichen Gemäldesammlungen des Haag und Amsterdams mehr, als ich erwartet hatte, Eindruck auf mich machten, erschien mir als ein günstiges Zeichen der fortschreitenden Genesung meines Innern. Von dort ging es weiter nach England. Mein Jugendfreund Toynbee war — wie schon erzählt — der Krankheit, zu welcher er von früh an den Keim in sich getragen, erlegen, und ich konnte nur noch sein Grab besuchen. Die Tuberkulose fordert unter den Briten vielleicht mehr Opfer als unter den Bewohnern irgend eines andern Landes. Ein zweiter meiner Freunde, ebenderselbe, der mit mir dem Schiffbruche zwischen Sicilien und Malta entgangen, William Lumsden aus Glasgow, war ihr gleichfalls bereits erlegen. Freude machte es mir, in London den mir schon länger befreundeten G. H. Lewes, den Verfasser von „Goethe's Leben", zu treffen. Die gewöhnlich mit ihm zusammen genannte Romanschriftstellerin George Eliot lernte ich erst in der Folge kennen; sie war eine hochgebildete, liebenswürdige Dame und, obgleich von der Lesewelt sehr gefeiert, durchaus anspruchslos, so daß Niemand das Stichwort Blaustrumpf auf sie anzuwenden Veranlassung hatte. Lewes führte mich zu einigen Gelehrten und Schriftstellern, die ich kennen zu lernen wünschte. Darunter nenne ich besonders Thomas Carlyle, der in einem abgelegenen Teile der Weltstadt wohnte und schon damals in seinem Leben wie in seinen Schriften den Charakter eines Sonderlings trug, welcher sich nachmals bei

ihm noch mehr ausgebildet hat. Er floh den Umgang mit Menschen und verließ, um Niemandem zu begegnen, seine Wohnung selten anders, als bei Nacht, wo er weite Spaziergänge machte. Lewes stand jedoch bei ihm in Gunst, und diesem Umstande verdankte ich es, daß er auch mich annahm. Er war gesprächiger, als ich erwartet hatte, und die Unterhaltung wendete sich sogleich auf die deutsche Literatur, die er sehr genau kannte. Unseren deutschen, von Apollo und allen neun Musen verlassenen Literarhistorikern und Kritikern, die für manche Autoren, welche auf immer der Stolz unserer Nation sein sollten, nur Achselzucken haben, möchte ich wohl wünschen, sie hätten vernommen, mit welcher Begeisterung der schottische Gelehrte von Novalis und Jean Paul sprach. Der Letztgenannte hat offenbar großen Einfluß auf Carlyle geübt; bei aller Bewunderung für den genialen Verfasser des Titan, der eben unnachahmlich ist, kann ich aber nicht zugeben, daß dessen Einwirkung auf den Ausländer eine glückliche gewesen sei. Das Barocke des Stils, das dem Romandichter in den humoristischen Partien seiner Werke sehr wohl ansteht, nimmt sich in Carlyle's historischen Schriften recht seltsam aus, und wenn es in seiner Geschichte der französischen Revolution noch mit Maß auftritt, macht es seine letzte Arbeit, die vielbändige Geschichte Friedrich's des Großen, nahezu unlesbar. Indessen leiden nicht alle seine Werke an diesem Uebelstande, und selbst in denen, die am meisten davon angesteckt sind, leuchten oft zwischen dichtem Qualm und Rauch wahre Blitze des Genius hervor. — Ein zweiter Autor, bei dem mein Freund mich einführte, Leigh Hunt, ist in Deutschland wenig bekannt geworden. Auch in England hat man ihn immer nur als einen Stern zweiten oder dritten Ranges angesehen oder vielmehr als einen Trabanten, der sein Licht von größeren Gestirnen der Poesie empfing. Sein bekanntestes Gedicht, die Geschichte von Rimini, hat wohl schöne Partien; jedoch war es kein

glücklicher Gedanke, die in ihrer Kürze so machtvolle und ergreifende Episode des Dante in mehrere Gesänge auszudehnen. Leigh Hunt's Name aber hat einmal deshalb einen guten Klang, weil er unter dem volksfeindlichen Ministerium Castlereagh kühn die liberale Sache vertrat und für sie stritt; dann weil er mit Byron und Shelley vertrauten Umgang gepflogen. Der letztere Umstand war es, der mich zu ihm trieb, und ich machte meinen Besuch nicht vergebens, da er mir gern und viel von der Zeit erzählte, zu welcher er in Pisa mit den beiden Dichtern verkehrt hatte. Er war bei jener ergreifenden Scene zugegen gewesen, als die Leiche des bei einem Meersturm zwischen Livorno und Lerici verunglückten Shelley an der Küste auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Ueber seinen Umgang mit Byron hat er ein Buch herausgegeben, das die Persönlichkeit dieses Dichters nicht eben im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt und ihm Hochmut, Eitelkeit, sowie die Sucht, eine Alleinherrschaft auf dem englischen Parnaß auszuüben, schuld gibt. Dergleichen mehr oder weniger in das Gebiet der Klatscherei gehörende Erzählungen über bedeutende Männer sind mir zuwider. Jedermann weiß, daß Keiner ein Held vor seinem Kammerdiener ist; wenn indes Jemand Großes geleistet hat, so sollte die Welt sich hieran genügen lassen und nicht darnach forschen, ob sich in seinem Charakter einzelne Flecken finden, die ja doch die Strahlenkrone seines Ruhms nicht trüben können. Als daher Leigh Hunt diesen Punkt berührte, suchte ich bald abzubrechen.

Weil ich mich viel mit den altenglischen Dramatikern beschäftigt hatte, wünschte ich zu ergründen, ob nicht irgend noch Reste der Bühnen vorhanden seien, auf denen das Schauspiel zur Zeit der Elisabeth sich in so unvergleichlicher Blüte entfaltet hatte. Mein Freund führte mich daher zu mehreren Gelehrten, die sich speziell mit diesem Zweig der englischen Literatur beschäftigten. Allein Keiner vermochte mir auch nur genau die

Plätze zu bezeichnen, wo die alten Theater gestanden. Wie diese und überhaupt die Erinnerung an alle die Lokalitäten, wo Shakespeare und seine Zeitgenossen in London verkehrt, so völlig haben verschwinden können, ist unerklärlich. In Madrid werden noch die Häuser des Cervantes, des Lope de Vega und des Calderon, wenn auch in verändertem Zustande, gezeigt, und die Theater del Principe und de la Cruz, auf denen sie ihre Triumphe gefeiert, bestehen noch heute, wenn auch umgebaut, fort. In London dagegen suchte ich vergebens auch nur nach dem kleinsten Stein, der mir noch die Oertlichkeiten, wo jene großen Männer geweilt oder gewirkt, hätte verraten können. Auch nach der berühmten Mermaid Tavern, in welcher die Dramatiker aus Elisabeth's Zeit, besonders Beaumont und Fletcher, zusammenzukommen pflegten, forschte ich vergebens.

Daß ich nach Stratford am Avon eilte, um das kleine Gebäude, das dort als das Haus des größten Dichters gezeigt wird, in Augenschein zu nehmen, versteht sich von selbst. Stratford ist ein freundliches Städtchen, das sonst durchaus nichts Merkwürdiges hat. In dem Hause Shakespeare's befiel mich in erdrückender, beinahe vernichtender Weise der Gedanke an die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der großen Männer von ehemals im Vergleich zu der Eitelkeit und Prunksucht, die heute so vielen Tagesgrößen der Literatur und Kunst eigen ist. Aus diesen kleinen Gemächern und aus ähnlich bescheidenen, die Shakespeare in London bewohnt hat, sind die leuchtendsten Geistesstrahlen hervorgegangen, die je die Welt erhellt haben. Wie viel dagegen wird von den Bühnenstücken übrig bleiben, welche die heutigen Pariser Schauspielschreiber in glänzenden, mit allem Luxus ausgestatteten Wohnräumen abfassen? Daß Shakespeare, wenngleich es seinen Stücken nicht an Bewunderern fehlte, doch bei seinen Lebzeiten nicht entfernt des Ruhmes genoß, den ihm die Nachwelt zollt, daß er vielmehr mit den

anderen Dramatikern um ihn her ziemlich auf gleiche Stufe gestellt ward, ist unzweifelhaft. Er scheint aber mit der ihm gewordenen Anerkennung zufrieden gewesen zu sein, und in dem Bewußtsein dessen, was er geschaffen, sein Genüge findend, nach den ihm vorenthaltenen Kränzen höheren Ruhmes kein Verlangen getragen zu haben.*)

Meine weitere Reise durch England richtete sich so ein, daß ich die berühmten Kathedralen von Canterbury und York besichtigen konnte. Ich hege eine große Vorliebe für den germanischen Baustil und ziehe Kirchen dieses Stiles allen anderen vor. Die himmelaufsteigenden Pfeiler mit den Strebebogen und Gurten, die Leichtigkeit der Gewölbe, die nicht getragen zu werden, sondern frei in den Lüften zu schweben scheinen, das matte Licht, das geheimnisvoll durch die gemalten Fenster hereinbricht und Dämmerung durch den heiligen Raum verbreitet, in dem sich der Blick wie in unendliche Fernen verliert — das sind Schönheiten der gothischen Dome, deren Fehlen alle sonstigen Kirchen nüchtern und kalt erscheinen läßt. Nachdem ich die Westminsterabtei und nun auch die beiden genannten Kathedralen besucht, konnte ich mich rühmen, alle hervorragenden Monumente der germanischen Architektur in Europa gesehen zu haben. Gewiß stehen die erwähnten Denkmale der gothischen Baukunst in England hinter denen am Rhein, in Frankreich und Spanien nicht zurück. Allein mit wahrer Indignation, wie ich sie auch schon in den protestantischen Gegenden Deutschlands gefühlt, erfüllte es mich, daß man sie nicht während des größeren Teils des Tages dem Publikum öffnet, sondern sie förmlich absperrt. In jedem Augenblick, wo das Herz uns dazu treibt, in die erhabenen Hallen solcher Tempel eintreten zu können, um bei den Klängen der Orgel oder auch beim

*) Nach neuerer Annahme ist, wie ich hier erwähnen will, das kleine Gebäude, welches in Stratford als Haus des Shakespeare gezeigt wird, nicht das Wohn-, sondern das Geburtshaus des Dichters.

bloßen Anblick des heiligen Raumes unsere Seele aus dem Erdenstaube zu erheben — das ist in meinen Augen der hohe Vorzug, den Städte, wie Sevilla, Toledo, Burgos, Mailand, Rouen, Köln und Straßburg dem Einwohner und Reisenden bieten. Aber in Nürnberg und Magdeburg, ebenso in den englischen Städten, muß man sich die Thüren zu den Gotteshäusern erst durch die Küster aufschließen und sich im Innern wohl gar deren Begleitung gefallen lassen, wodurch die ganze Stimmung zerstört und das Gebäude in einen bloßen Haufen von Steinen verwandelt wird. Hat man nun gar das Unglück, wie es mir begegnete, zur Zeit des Gottesdienstes in eine dem anglikanischen Kultus geweihte Kirche einzutreten, einige Gesangbuchsverse und die Predigt eines Reverend hören zu müssen, so sehnt sich sicher auch mancher Nichtkatholik nach dem „Götzendienst" zurück, der nach dem Urteil der High Church in den katholischen Kirchen getrieben wird.

Eine englische Familie, die mehrere Winter in Frankfurt zugebracht, hatte mich aufgefordert, sie auf ihrem Landsitz unfern von Kendal in Westmoreland zu besuchen. Dieser Einladung entsprach ich und brachte etwa eine Woche in jener anmutigen Gegend zu, machte auch von dem Landgute aus eine Exkursion nach den vielgerühmten Seen von Westmoreland. Was die Naturschönheiten dieser Seen betrifft, so entsprachen sie meiner Erwartung nicht; ihre Ufer sind grün und wohlbebaut, jedoch ohne bedeutenden malerischen Reiz und in dieser Hinsicht höchstens dem Eutiner- oder Schwerinersee vergleichbar. Besonders oft genannt worden sind die Westmoreland-Lakes deshalb, weil an ihnen die Dichter der sogenannten Seeschule, Coleridge, Wordsworth und Southey, ihren Wohnsitz hatten. Der Ruf dieser Dichter, namentlich der beiden ersten, ist in England fest gegründet, und sie werden sicher einen ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten. Bei uns kennen die meisten sie nicht anders als aus den Invektiven, die Byron auf sie geschleudert

hat. Aber der Lord war gegen sie gereizt und höchst ungerecht in seinem Urteil, ebenso wie unser Platen es gegen Immermann und Andere war. Die Poeten sind ein genus irritabile, und man mag ihnen dies verzeihen. Unverzeihlich ist es aber, wenn Literarhistoriker, ohne selbst zu prüfen, ihre Urteile nachschreiben. Die unaufhörlichen, oft seitenlangen Ausfälle, die Byron im Don Juan gegen die Seeschule richtet, entstellen sein Gedicht, da sie viel zu weit ausgesponnen und mindestens für die Nachwelt von geringem Interesse sind. Der bedeutendste Dichter unter den Genannten war unstreitig Wordsworth. Ohne je auf dem großen Markte der Literatur viel gegolten zu haben, besaß und besitzt er eine nicht kleine Gemeinde, die einen wahren Kultus mit ihm treibt und ihn in die Reihe der hervorragendsten Geister stellt. In England gibt es eine eigene Wordsworth-Gesellschaft, und ich habe aus dem Munde mancher Briten das Urteil gehört, dieser Lakist sei der größte englische Dichter neben Shakespeare. Es ist weniger sein großes, reich mit schönen Stellen ausgestattetes, aber im ganzen ermüdendes Gedicht „The Excursion", worauf sein Ruhm beruht, als seine Lyrik. Wordsworth ist der Dichter der Natur, des Landlebens, der Einsamkeit und der sinnenden Betrachtung; vielleicht könnte man ihn am ehesten mit unserem Mörike vergleichen. Allein wenn er diesem an Wärme des Gefühls, an Versenkung in das innerste Leben und Weben der Natur gleichkommt, so hebt er sich in einigen Oden über ihn hinaus zu dem Gedankenreichtum und begeisterten Schwunge eines Hölderlin. Der Uebelstand ist nur, daß Wordsworth ebenso wie Rückert der Welt zu viele Lyrika, darunter auch manches Mittelmäßige, gegeben hat und daß es nun schwer fällt, unter der ungeheuren Masse das Ausgezeichnete herauszufinden. — Coleridge ist bei uns mehr bekannt, namentlich durch Freiligrath's Uebersetzung seines wildphantastischen Gedichtes „Der alte Matrose" und durch Levin Schücking's

Uebertragung seiner „Sibyllinischen Blätter“. Die Nachbildungen Beider sind vortrefflich, und es läßt sich schon aus ihnen erkennen, daß der Verfasser der Originale kein unbedeutender Poet war. Seine beiden bewundertsten Dichtungen sind die Fragmente Kubla Chan und Christabel, beide von einer zauberhaften Phantasie beseelt; allein es ist wunderbar, wie viel in der Poesie, namentlich der lyrischen, am Klange der ursprünglichen Sprache haftet. In jeder Uebersetzung müssen die genannten Gedichte einen großen Teil ihrer Schönheit verlieren, welche mit der Magie der Verse unauflöslich verbunden ist.

Aus dem Norden Englands sah ich die „fernen Nebelberge“ ragen, nach denen Maria Stuart sehnsuchtsvoll hingeschaut, weil sie ihr die Grenze ihres Reiches verkündigten. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, diese Grenze zu überschreiten und auch Schottland zu bereisen. Das Verlangen, dieses Land zu sehen, war schon früh in mir erweckt worden. Den Romanen Walter Scott's, die in meiner Jugend die Lektüre von Alt und Jung bildeten, kann ich es nicht zuschreiben, wenn das nordische Gebirgsland seit lange als eine romantische Wunderwelt vor meinem Geiste schwebte, denn ich hatte von den Romanen des großen Unbekannten nicht viele Notiz genommen. Dagegen scheue ich mich nicht, zu bekennen, daß der jetzt so sehr in Mißkredit geratene Ossian von Macpherson bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Da Napoleon und Goethe in ihrer Jugend unter dem Banne dieses alten Barden gestanden, brauche ich mich eines solchen Bekenntnisses nicht zu schämen. Fingal und die anderen blaugeschildeten Helden, die beim Brausen der Wasserfälle durch die wilden Bergschluchten oder im Sturm durch die wallenden Nebel der Haide schreiten, die blassen Jungfrauen mit lockenumflattertem Haupt, wie sie, an ihre Harfe gelehnt, auf der Meeresklippe sitzen, hatten Jahre lang meine Phantasie beherrscht. Mir will auch scheinen, als ob man jetzt in der

Verachtung dieses Ossian viel zu weit ginge. Ein Buch, das eine ganze Generation von Menschen, und darunter die bedeutendsten, entzückt hat, kann doch nicht so völlig schlecht sein. Wenn dies möglich wäre, so müßte man annehmen, daß auch Manches von dem, was heute allgemeine Bewunderung nicht etwa bei den Urteilslosen, sondern bei den literarisch Gebildeten findet, von der späteren Generation als wertloser Plunder erkannt werden könnte. Daß große Wandlungen auf dem Gebiete des Geschmacks nicht bloß von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stattfinden, daß die Schätzung einer literarischen oder künstlerischen Erscheinung durch das eine Geschlecht von dem folgenden oft mit Recht auf ein geringeres Maß zurückgeführt wird, ist zwar sicher. So ist Klopstock zur Zeit unserer Großeltern weit über die Gebühr erhoben worden; man hat ihn als den größten Lyriker aller Zeiten gefeiert, und wenn Lotte in Goethe's Werther das Höchste und Tiefste, was eine Menschenbrust bewegen kann, in einem Laute ausdrücken will, so faßt sie es in das Wort „Klopstock!" zusammen. Ja, hiermit war es noch nicht genug; der Sänger des Messias sollte als Epiker größer sein als Homer. Jetzt hat sich dieses Urteil erstaunlich geändert; indessen Niemand, der nur einige Besonnenheit hat, wird der noch zur Zeit Lessing's, Schiller's und Goethe's allgemein herrschenden Ansicht so weit Hohn sprechen, daß er den damals Vergötterten nun zu einem elenden Versifex herabsetzen sollte. Was Ossian anlangt, so ist ihm besonders das seit dem vorigen Jahrhundert weit vorgeschrittene Studium der Volkspoesie aller Nationen nachteilig gewesen; man hat erkannt, daß die Gesänge des vermeintlichen gälischen Barden durchaus nicht von einem Volksdichter und aus der Zeit, der sie entstammen sollen, herrühren können, daß sie eine gute Dosis moderner Sentimentalität enthalten. Allein darum bleiben sie immer Erzeugnisse eines sehr talentvollen Mannes, der freilich nicht den

literarischen Betrug hätte üben sollen, seine eigenen Produktionen für Lieder eines Sängers des dritten Jahrhunderts n. Chr. auszugeben. Wollte man den Ossian in größerer Ausdehnung lesen, so würde man freilich wegen des Mangels an zusammenhängender Erzählung und wegen des Zerflossenen und Nebelhaften der Gestalten in ihm bald eine merkliche Monotonie empfinden; einen einzelnen Gesang aus Fingal kann man sich jedoch von Zeit zu Zeit schon gefallen lassen, und Diejenigen, welche dies leugnen, darf man wohl fragen, ob denn die in Werthers Leiden angeführten Stellen so ganz verächtlich seien?

Mein erster Haltepunkt in Schottland war Edinburgh, und ich fand beim Betreten dieser Stadt alle meine Erwartungen übertroffen. Gewiß reiht sich dieselbe durch ihre Lage den schönsten Hauptstädten Europas an, und sie würde vielleicht selbst hinter Neapel nicht zurückstehen, wenn sich dessen Himmel über sie ausspannte. Es war während dieser meiner Reise ein ungewöhnlich prächtiger Sommer, und doch verhüllte, so lange ich in dem nordischen Lande weilte, immer ein blasser Dunst nicht nur die fernen, sondern auch die näheren Gegenden; der Himmel zeigte selbst um Mittag stets nur ein mattes Blau. Von der Hauptstadt reiste ich zunächst nach der Westküste, um einen Aufenthalt in dem kleinen Seebade Oban zu nehmen. Die hier verlebten Wochen sind mir unvergeßlich; kaum irgendwo habe ich das Meer gewaltiger und majestätischer gesehen. Die Felsen der Küste sind höchst pittoresk, und ich wurde nicht müde, über die Klippen hinzuwandeln und dem Schrillen der flatternden Möven wie dem Dröhnen der schäumenden Brandung, die sich unten an dem Gestein brach, zu lauschen. Das Schönste aber, was ich hier genossen, war die Seefahrt nach der Insel Staffa und der Besuch der Fingalshöhle ebendort. Die mächtigen Basaltsäulen dieses kahlen Eilands, die dem Nahenden schon von fernher entgegenleuchten, dann die Höhle selbst, die sich wie eine von der Natur

gebaute kolossale Kathedrale mit ihrem Gewölbe tief in den Felsen hineinzieht und in die das Meer seine Wogenflut wälzt, so daß der Wellenschlag wie ein Choral durch die Hallen hintönt, bieten eines der wunderbarsten Schauspiele dar. Ich war so davon bezaubert, daß ich trotz der hochgehenden See und trotz der beträchtlichen Entfernung von der Küste die Fahrt dorthin zu wiederholtenmalen machte. Auch die Insel Jona, die mindere Naturreize und flachere Ufer hat, besuchte ich und auf ihr die Reste des Klosters, welches das älteste in diesen Gegenden gewesen sein soll. Die Kühnheit und aufopfernde Hingebung an ihren Glauben, welche die frühen Bekenner des Christentums hier in den fernen Norden geführt und auf meerumbrandeter Klippe ein Kloster gründen ließ, um von dort aus das Evangelium unter den Heiden des Festlandes zu verbreiten, trat mir ehrfurchtgebietend entgegen, als ich, an dem alten Gemäuer lehnend, auf die ringsum kreisende Flut hinblickte.

Während meines Aufenthaltes in Oban machte ich die Bekanntschaft eines dort den Sommer verbringenden schottischen Lords und wohnte mehreren Soiréen bei, die derselbe gab. Hier erschienen viele der Herren in dem schönen hochländischen Kostüm. Ob dasselbe, wie behauptet wird, ein Rest der altrömischen Tracht, die sich in dem abgelegenen Caledonien erhalten, oder ob es eine den Gebirgsbewohnern eigene Bekleidungsart, wie die noch in den bayerischen Alpen und in einigen Teilen Tirols übliche, sei, vermag ich nicht zu entscheiden. Indes möchte ich jene Annahme für die richtigere halten; denn von der letzteren Tracht unterscheidet sich die der schottischen Hochlande durch das Fehlen des Kleidungsstückes, das seit dem Untergange der alten Welt in ganz Europa adoptirt ist. Es erscheint seltsam, wie die Begriffe über Anstand mit den Zeiten wechseln. Die Griechen und die Römer verachteten Jeden, der Hosen trug; es galt ihnen als sicherstes Zeichen des Barbarentums. Gegenwärtig aber haben einzig

die Schotten das Privilegium, ohne Beinkleider auch in der vornehmsten Gesellschaft und an den Höfen zu erscheinen. Ihr Oberkleid, der sogenannte Kilt, der nur bis gegen das Knie hinabreicht, entspricht im Verein mit der Jacke, die sich oben, durch einen Gürtel festgehalten, anschließt, der Tunika der Römer, und wenn auch bei den Meisten die Füße mit Schuhen und bis zur Hälfte der Waden aufsteigenden Strümpfen bedeckt sind, so habe ich doch auch Andere, namentlich in den Dörfern, gesehen, die nur Sandalen trugen und dadurch die Uebereinstimmung mit dem antiken Kostüm vollständig machten. In den Städten erblickt man jetzt diese Tracht außer bei den schottischen Regimentern nur noch selten, und auf dem Lande vorzugsweise nur in abgelegenen Thälern oder bei Volksfesten. Aber die eingeborenen adeligen Familien haben das löbliche Bestreben, sie aufrecht zu erhalten und so eine wohlthuende Abwechslung in die Monotonie des von Cadix bis an das Nordkap herrschenden Pariser Modejournal-Kostüms zu bringen.

Von der Seeküste nahm ich meinen Weg nach Norden in das Hochland zuerst in einem Cabriolet. Zu meiner Freude aber traf ich bald in einem Gasthause, wo ich übernachtete, zwei Studenten der Universität Aberdeen, die auf einer Fußwanderung durch die Berge nach Inverneß begriffen waren, und ich schloß mich ihnen gern an, da ich sehr gebildete junge Männer in ihnen fand. Wir durchstreiften das Hochland mit seinen kahlen, wilden Felsgebirgen. Wer hier die Großartigkeit der Alpen zu finden erwartet, der wird allerdings enttäuscht sein. Die Verhältnisse sind weit kleiner, allein die nackten, zerrissenen und vielfach zerklüfteten, steil in die Thäler hinabfallenden Berge haben doch einen imposanten Charakter. Besonders frappirte mich die düstere Schlucht von Glencoe; dieselbe ist gegen Ende des 17. Jahrhunderts Schauplatz einer tief tragischen Katastrophe gewesen. Der Häuptling des angesehenen Clans, Macdonald, wurde hier mit seinen Söhnen

und fast allen Mitgliedern seines tapfern Stammes von den Truppen Wilhelms III. verräterisch überfallen und niedergemetzelt, weil er zu den Anhängern der Stuarts gehörte. Die Schauer dieses furchtbaren Ereignisses scheinen noch über diesem finstern Engpaß zu ruhen. — Auf der Fußwanderung suchte ich meine Begleiter über den Volksaberglauben auszuforschen, dessen Lieblingssitz, wie ich in vielen Büchern gelesen, die Hochlande sein sollen. Die Studenten lachten über solche Dinge, leugneten aber nicht, daß der Glaube an das doppelte Gesicht noch sehr verbreitet unter dem Volke sei. Nach mehreren Reiseberichten, sowie nach der bekannten, fälschlich Lord Byron zugeschriebenen Erzählung „Der Vampyr", die den Stoff zu Marschner's Oper gegeben hat, glaubte ich, auch der fürchterliche Vampyrwahn sei hier zu Hause; dies ward mir indes durchaus bestritten. Die beiden jungen Leute hatten noch nie davon gehört, und auch nach sonstigen Erkundigungen, die ich eingezogen, muß ich annehmen, dieser in Serbien und anderen östlichen Gegenden herrschende Glaube sei dem nordischen Gebirgslande fremd. Von dem doppelten Gesicht indessen erzählten mir die Studenten, immer unter der Protestation, sie hätten keinen Glauben daran, einige auffallende Beispiele. Wie großen Reiz es auch für mich haben mag, Abends am Kamin solchen Geschichten zuzuhören, so muß ich doch, nachdem ich aus den Historikern die dunkle Periode des Aberglaubens, die früher im schottischen Hochlande geherrscht, und ihre Schrecken habe kennen lernen, die Gegenwart glücklich preisen, daß sie sich aus dieser Nacht emporgerungen hat. Selbst die romantische Zauberwelt des Mittelalters, für welche Dichter zu schwärmen geneigt sind, erhält ein grauenhaftes Ansehen, wenn man den Wesen, die Geburten einer ätherischen Phantasie zu sein scheinen, zum Beispiel den Elfen, in den Akten der Hexenprozesse wieder begegnet. Einen entsetzlichen Einblick in die barbarischen, beinahe höllischen Zustände, die infolge eines ausschweifenden

Aberglaubens während früherer Jahrhunderte in Schottland geherrscht haben, gewinnt man aus den Berichten über die sogenannten Taigheirms oder Zauberopferfeste, die ehemals, und noch bis tief in das 17. Jahrhundert hinein, dort gehalten wurden. Die scheußlichen Grausamkeiten, die man dabei beging, gaben diesem Feste den Charakter eines wahren Teufelskultus. Mit der Erzählung dessen, was dabei vorging, will ich diese Blätter nicht beflecken.

Wenn die Hochgebirge und wenn die anmutige Hauptstadt Caledoniens, Inverneß, mich nicht bereuen ließen, meinen Reisestab vielmehr nach dem Norden, als nach dem geliebten Süden gesetzt zu haben, so bereiteten mir die berühmten gegen die Niederung abfallenden Gegenden Schottlands eine gelinde Enttäuschung. Die beiden Seen Loch Lomond und Loch Catrin, von denen der letzte als Schauplatz von Walter Scott's „Jungfrau vom See" gefeiert ist, können sich weitaus nicht mit den schöneren im bayerischen Gebirg messen; es fehlt die reiche grünende Vegetation und auch die Formen der Ufer sind minder malerisch.

Ehe ich die Rückreise nach dem Kontinent antrat, brachte ich noch einige Zeit in Edinburgh zu und ward nicht müde, bald durch die altertümlichen Teile, bald durch die prächtigen modernen Straßen der Stadt zu streifen. Mehrmals besuchte ich Schloß Holyrood, den einstigen Wohnsitz der Maria Stuart, wie eine Art von Andachtsort, da ich noch unter dem Banne Schiller's stand und die schottische Königin nahezu als eine Heilige verehrte. Es ist wunderbar, welche Macht das Unglück über das Gemüt hat. Wäre Maria friedlich in ihrem Palaste gestorben, sie würde kein anderes Andenken in der Welt zurückgelassen haben, als das einer ausschweifenden und verbrecherischen Fürstin, etwa wie Johanna von Neapel, die ebenso des Gattenmordes schuldig war, wie Maria dessen wenigstens dringend verdächtig erschien. Aber ihr Kerkerleiden

und ihre Hinrichtung haben sie mit einer strahlenden Märtyrerkrone geschmückt, mit welcher sie nun verklärt durch die Jahrhunderte schreitet. Diese Teilnahme für das Unglück ehrt die Menschen. Dieselbe sollte aber nicht so weit gehen, uns ungerecht gegen die große Elisabeth zu machen. Gewiß hatte die Letztere zwingende Gründe, mit aller Energie gegen ihre Nebenbuhlerin aufzutreten; denn hätte Maria Stuart mit ihrem Anhange die Oberhand gewonnen, so würde vielleicht für England die Greuelperiode der blutigen Mary zurückgekehrt sein. Es gibt ein langes, zur Verherrlichung Maria's verfaßtes Gedicht von Lope de Vega, betitelt Corona Tragica, das von fanatischem Haß gegen Elisabeth erfüllt ist und deutlich durchblicken läßt, was nach dem Wunsche vieler Spanier das Schicksal dieser Königin und Großbritanniens gewesen wäre, wenn Maria gesiegt hätte.

Was mir übrigens den Aufenthalt in Schottland wie England auf die Dauer unleidlich machen würde, sind die Sonntage. In dem presbyterianischen Schottland wird besonders streng und engherzig die Sabbathfeier, diese nicht christliche, sondern jüdische Satzung, beobachtet. An einem Sonntag, als mich schlechtes Wetter vom Ausgehen abhielt, hatte ich in dem Salon des Hotels Klavier zu spielen angefangen; es waren nicht etwa Walzer oder Polkas, die ich spielte, sondern Kompositionen der ernstesten Art von Bach und Beethoven. Da ersuchte mich der Gastwirt, das Piano wieder zu schließen, weil die übrigen Gäste des Hotels sich durch die Musik verletzt fühlten. Ich beschloß nun in meinem Unmut, noch denselben Tag abzureisen; aber kein Kutscher wollte, selbst für erhöhte Preise, die ich bot, die Sabbathschändung begehen, mich zu fahren, und so mußte ich wider Willen bleiben. Es läßt sich wirklich schwer begreifen, wie Großbritannien, das in mancher Beziehung an der Spitze der Zivilisation herschreitet, sich so zu einem Sitze dumpfer und geistloser Bigotterie herabwürdigen kann; ich

stimme ganz mit Schopenhauer überein, wenn er sagt, es sei die höchste Zeit, Missionäre der gesunden Vernunft dorthin zu senden. Wenn ich in den meisten Hotels auf den Zimmern die von den Missionsgesellschaften verteilten Bibeln liegen sah, konnte ich auch nicht umhin, zu denken, wie mit diesem ehrwürdigen Buche ein wahrer Fetischdienst getrieben wird. Für Den, der die nötigen Kenntnisse zu dessen Verständnis besitzt, der Geschichte studirt hat, ist die Lesung des Alten wie Neuen Testaments gewiß höchst ersprießlich. Aber den Ungebildeten — und dazu gehören wenigstens in dieser Beziehung weitaus die meisten Menschen, auch wenn man sie sonst nicht zum Pöbel rechnet — sollte nur eine mit der größten Sorgfalt gemachte Auswahl aus den zu so verschiedenen Zeiten von so verschiedenen Verfassern herrührenden und einander oft direkt widersprechenden Büchern, welche die heilige Schrift bilden, in die Hand gegeben werden. Bedenken denn die Buchstabengläubigen, daß die Bibel in höchst willkürlicher Weise auf Konzilien, die erst Jahrhunderte nach Christus stattfanden, zusammengestellt wurde und daß für Denjenigen, der die Autorität dieser Kirchenversammlungen nicht anerkennt, die Echtheit der durch dieselben ausgewählten Schriften auf keine Weise garantirt ist? Bedenken sie, daß schon in der frühesten christlichen Zeit vielfache Klagen über die Fälschungen vorkommen, welche die Anhänger der zahlreichen Sekten zu Gunsten ihrer Meinungen in den Evangelien und Episteln vornahmen?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Indische Studien. — Märzrevolution. — Das tolle Jahr.

Im Winter 1847 auf 1848, den ich wieder in Frankfurt zubrachte, vertiefte ich mich ganz in indische Studien. Nachdem ich die Beschäftigung mit dem Sanskrit seit lange hatte liegen lassen, bedurfte es einiger Anstrengung, um mich wieder in diese Sprache einzuarbeiten. Allein durch rastlosen Fleiß brachte ich es in kurzer Zeit wieder so weit, daß ich die alten Epen ohne allzu große Mühe lesen konnte. Nachdem meine Kräfte gewachsen waren, wandte ich mich zu den Puranas und wurde durch die wunderbare, dem Buddhismus verwandte Weltanschauung so angezogen, daß ich den Entschluß faßte, einige der schönsten Legenden daraus deutsch zu bearbeiten. Wenn ich am Abend aus meinem orientalischen Gemach in die geselligen Zirkel, die ich notgedrungen besuchen mußte, eintrat, konnte ich mich in diese fremde Welt schwer finden und verstand, was Goethe damit meinte, wenn er sagte, die Wirklichkeit sei absurd. Deshalb machte ich Anstrengungen, die Geselligkeit wenigstens an einigen Abenden so zu gestalten, wie sie mir mehr zusagte. Es gelang mir, einen Kreis von Herren und Damen zusammenzuführen, um dramatische Werke mit verteilten Rollen zu lesen; dies ist eine Unterhaltung, von der ich wünschen möchte, daß sie allgemeiner geübt würde. Wenn einigermaßen gut vorgetragen wird, werden die Dramen

dadurch ungleich lebendiger, als bei der stummen oder einsamen Lektüre. Ja ich glaube, daß man größeren Genuß von ihnen hat, als bei den meisten Vorstellungen auf unseren Bühnen, wo sie von Regisseuren sowohl als Schauspielern oft heillos verstümmelt werden. Das Repertoire unserer dramatischen Abende, das zu wählen mir im wesentlichen überlassen blieb, war ein mannigfaltiges. Außer den Stücken, die einmal als klassisch gelten, wurden auch solche, welche Anwartschaft darauf haben, es einst zu werden, in unserem Zirkel gelesen, so namentlich die von Kleist, Merlin und Alexis von Immermann, Die Hohenstaufen von Grabbe, Der Schatz des Rhampsinit von Platen. Stücke wie Griseldis, Der Sohn der Wildnis, König René's Tochter und ähnliche suchte ich fernzuhalten, obgleich die Damen für sie schwärmten. Auch einige der Bundestagsgesandten, die man sonst nur am Kartentisch zu sehen gewohnt war, nahmen an dem Verein teil, und es überraschte allgemein, daß einer unter ihnen, ein ehemaliger Minister und den Kammern seines Landes wegen seiner reaktionären Richtung besonders verhaßt, sich vor Allen durch Feuer und Schwung im Vortrag auszeichnete. Es kam bei der Gelegenheit zu Tage, daß er, den man bisher nur als Geschäftsmann und als leidenschaftlichen Redner in den Sitzungen des Bundestages wie am Ministertisch kannte, wirkliches Verständnis für Poesie und große Belesenheit in ihr besaß, auch selbst in jüngeren Jahren dichterische Versuche gemacht hatte. Ihm wurden denn natürlich immer die Hauptrollen zugeteilt. Einst hatte er die große, herrliche Rede des „standhaften Prinzen“, wo dieser den Vertrag wegen der Herausgabe Ceutas zerreißt und sich so selbst dem Märtyrertode hingibt, hinreißend schön gelesen, und Alle waren noch unter dem Eindruck davon, als die jüngste Nummer der Zeitung hereingebracht wurde und ein Teilnehmer des Kreises, nachdem er einen Blick in sie geworfen, der Gesellschaft die Nachricht von

dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris mitteilte. Calderon's Tragödie ward nun natürlich beiseite geworfen und die größte Aufregung gab sich bei Allen, besonders bei den Gesandten, kund. Der Zeitungsbericht lautete so bestimmt, daß man nicht bezweifeln konnte, es sei etwas sehr Ernstes und Wichtiges geschehen. Dennoch glaubte man, der Aufstand würde, gleich früheren Emeuten, niedergeschlagen werden. Schon am nächsten Tage jedoch bestätigte sich die erste Nachricht nicht nur, sondern die weiteren Kunden über die Flucht des Königs und die Proklamirung der Republik waren so alarmirend, daß Jeder sich sagte, der in Frankreich neu ausgebrochene Vulkan werde einen Brand entzünden, der sich über ganz Europa verbreiten müsse. Daß die äußerste republikanische Partei mit der roten Fahne als Abzeichen ans Ruder gekommen war, ließ sich bald nicht mehr in Frage stellen. Wenn Entsetzen und Ratlosigkeit sich aller deutschen Regierungen bemächtigten, so war dies bei deren Gesammtorgan, dem Bundestag, in besonders hohem Grade der Fall. Derselbe war bisher nichts als eine von Oesterreich und Preußen gelenkte Maschine gewesen, welche alle Freiheit in den verschiedenen Ländern unterdrückt, durch die sogenannte „schwarze Kommission" die demagogischer Umtriebe Verdächtigen verfolgt und mißliebige Schriften verboten hatte. Auch den Blindesten gingen jetzt die Augen darüber auf, daß mit dergleichen Mitteln nun nichts mehr auszurichten sei. Zeichen einer dumpfen Gährung traten alsbald in ganz Deutschland hervor, und in ungeheuer besuchten Volksversammlungen wurden Forderungen gestellt, deren mindeste Den, der sie ausgesprochen, noch vor wenigen Tagen in einen Hochverratsprozeß verwickelt hätte. Besonders waren die Invektiven dieser Volksversammlungen gegen den Bundestag gerichtet, und die Lage des Letztern wurde um so mißlicher, als auch Viele unter Denjenigen, die keineswegs liberalen Prinzipien zugethan waren, ihn mit

feindseligen Augen ansahen. Wer irgend Nationalgefühl hatte, empfand voll Erbitterung, mit wie wenig Energie und Würde diese Behörde die Interessen und die Ehre des Vaterlandes zu wahren gewußt hatte. Ich habe schon früher gesagt, es sei ein Mißverständnis, wenn man den einzelnen Gesandten die Schuld hiervon zuschreibe, dieselbe lag vorzugsweise in der Organisation des Bundestages selbst. Unter den Gesandten wünschten viele, der Thätigkeit der Bundesversammlung eine bessere Richtung zu geben; allein sie waren von den Instruktionen ihrer Regierungen abhängig, und die Letzteren konnten oft trotz guten Willens gegen die Großmächte nichts ausrichten. Wie sich nun die Aufregung vom Rhein bis zur Nordsee täglich mehrte und schon einzelne revolutionäre Bewegungen, besonders in Baden und Nassau, ausbrachen, erkannten die Lenker der deutschen Geschicke die gebieterische Notwendigkeit, etwas zu thun, um den drohenden Sturm zu beschwichtigen. Nur die Allerverblendetsten konnten meinen, es sei hier mit den bisher geübten Maßregeln etwas auszurichten. Und so entschloß man sich, dem allgemein ausgesprochenen Begehren des Volkes einigermaßen entgegenzukommen. Damals bestand noch nicht die Möglichkeit so rapider Kommunikationen wie jetzt; daher sah sich der Bundestag genötigt, beim Drängen des Augenblickes aus eigener Initiative zu handeln, ohne erst deshalb bei den verschiedenen Ministerien anzufragen. Leider mußte er sich heimlich bekennen, er habe zu sehr alles Vertrauen verscherzt, als daß er jetzt noch, möge er thun, was er wolle, irgendwo Zuversicht in seine Verheißungen erwecken könne. Trotzdem erließ er eine Proklamation, in welcher er versprach, für die Erfüllung der als gerecht erkannten Forderungen des Volkes zu wirken, eine Reform der Bundesverhältnisse herbeizuführen und besonders dafür zu sorgen, daß ein deutsches Parlament einberufen werde. Doch diese Ereignisse und die weiteren, wie durch die siegreichen Aufstände

in Berlin und Wien überall die revolutionäre Partei ans Ruder kam, sind bekannt genug. Deshalb will ich von den damaligen Vorgängen nur solche anführen, denen ich selbst in nächster Nähe zugesehen habe. Während des März mußte ich im Auftrag meiner Regierung nach Ems zur Herzogin von Orleans reisen, die, aus Paris geflohen, mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, angegriffen von den furchtbaren Erlebnissen der letzten Zeit, sich dort in tiefster Zurückgezogenheit barg. Auf dieser Tour war ich Zeuge der Erregung, die sich aller Schichten der Bevölkerung bemächtigt hatte. Als ich in Mainz das Dampfboot betrat, war es mir sogleich auffallend, daß sich die Blicke sämmtlicher Passagiere auf mich richteten. Fortwährend, indessen ich auf dem Verdecke hin und her ging, verfolgten mich die Augen Aller. Es war mir dies zugleich unerklärbar und unangenehm; ich stieg deshalb in die Kajüte hinab. Und kaum hatte ich unten Platz genommen, so redete mich ein alter Herr, auf mich zutretend, mit den Worten an: „Ich weiß nicht, ob ich noch die Ehre habe, von Eurer Hoheit gekannt zu sein, ich bin der General von St. und wurde Hoheit vor einigen Jahren vorgestellt." Hierauf erwiderte ich, der Herr General irre sich völlig in meiner Person. Allein dieser fuhr fort, mir denselben Titel zu geben, und wollte sich durchaus nicht ausreden lassen, ich sei der Herzog von Nassau. Als ich ihm dann meinen Namen nannte, gelang es mir zuletzt, ihm seinen Wahn zu benehmen, und er entschuldigte sich damit, daß schon am Landungsplatze, wie ich vorübergegangen, von Mund zu Mund das Wort geflogen sei, da komme der Herzog, und zwar inkognito und auf der Flucht begriffen. Es war nämlich kurz zuvor in Wiesbaden, wo nicht ein Aufstand, so doch eine heftige Volksbewegung gewesen, die leicht noch größere Dimensionen hätte annehmen können. Unter diesen Umständen konnte die Verwechselung mir nicht sehr willkommen sein; denn der Nimbus,

der bis dahin die geheiligten Häupter der regierenden Herren umgeben hatte, war in bedenklicher Weise erblichen, und ich mußte befürchten, beim Verlassen des Schiffes zum mindesten mit Steinwürfen des Pöbels verfolgt zu werden. Inzwischen spann sich das Gespräch mit dem General, der allein bei mir in der Kajüte blieb, fort, und der, wenn auch greise, doch sehr martialisch aussehende Mann setzte mir in beredter Weise auseinander, auf welche Art er, wenn er nicht leider schon pensionirt wäre, sicher die Bewegung in Deutschland bewältigen würde. Der Refrain seiner Rede war immer der Satz: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten, und mir klangen dabei die Worte im Ohre, die Platen in seinem „Berliner Nationallied" einem Husarenmajor in den Mund legt: „Zehnmalhunderttausend Knuten hau'n im Notfall tüchtig d'rein, und Europa wird verbluten, wird unendlich ruhig sein." Die bescheidenen Zweifel, die ich in die Richtigkeit dieser Theorie setzte, fanden keinen Eingang bei dem General und hatten keinen andern Erfolg, als daß auch ich ihm demokratischer Gesinnungen verdächtig schien. Als ich in Koblenz ans Land ging, war ich wiederum das Ziel für alle Blicke, und das Gerücht, ich sei der Herzog, verfolgte mich bis nach Ems; doch kam ich mit heiler Haut davon, obgleich die kleine Badestadt von Tumult widerhallte und in der Nacht ein Freudenfeuer abgebrannt wurde, weil die Einwohner einen mißliebigen Bürgermeister davongejagt hatten. Auf der Rückreise, die nach einigen Tagen stattfand, überzeugte ich mich, daß Niemand mehr auf mich achtete, und konnte deshalb ohne Bedenken einer Volksversammlung beiwohnen, die bei Mainz unter freiem Himmel gehalten wurde. Solche Zusammenkünfte hatten damals, wie ich aus den Erzählungen Anderer vernommen habe, ziemlich überall in Deutschland den nämlichen Charakter. In Mainz aber waren die revolutionären Wogen besonders hoch gestiegen; die ersten Redner traten noch gemäßigt auf und

stellten Forderungen, die ich nur für gerecht halten konnte, wie Abschaffung der Zensur, Berufung einer allgemeinen deutschen Volksvertretung. Nun suchte jedoch ein Sprecher immer den andern zu übertrumpfen, und es wurden ganz unsinnige Begehren im Geiste der Kommunisten, sowie Aufforderungen zum gewaltsamen Sturz sämmtlicher Regierungen laut. Daß dergleichen in der Festung Mainz angesichts einer sehr starken österreichischen und preußischen Besatzung geschehen konnte, beweist, wie ratlos und eingeschüchtert die Regierungen waren.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, erlebte ich etwas, durch das ich nicht minder, als die ganze Stadt, aufs äußerste überrascht wurde. Auf dem Palais der Eschenheimer Straße, wo der Bundestag seine Sitzungen hielt und wo der Präsidialgesandte residirte, wurde plötzlich die schwarz-rot-goldene Fahne aufgezogen. Diese Farben, das Symbol der von den Burschenschaftern erstrebten deutschen Einheit, waren bis dahin aufs strengste verpönt gewesen und hatten manchen Patrioten, der sie anzulegen gewagt, in den Kerker gebracht. Man denke sich nun das Erstaunen, mit dem man vernahm, der Bundestag habe dieselben für die deutschen Nationalfarben erklärt. Noch größer war die Verwunderung, als der Führer der äußersten Reaktion in dieser Behörde, der standhafte Prinz, auf einmal mit riesiger schwarz-rot-goldener Kokarde am Hute durch die Straßen wandernd erschien. Der geistvolle, aber in unselige absolutistische Theorien verrannte Mann mußte übrigens schon gleich darauf vom Schauplatze abtreten, da sein erbitterter Gegner in der Kammer seines Landes, der Führer der dortigen Liberalen, zu seinem Nachfolger ernannt wurde und alsbald in Frankfurt eintraf. Derselbe Wechsel fand in der Besetzung mehrerer anderer der Gesandtenstellen statt, und Männer, die bisher von der herrschenden Partei als Demagogen und Revolutionäre aufs tiefste verabscheut worden waren, nahmen am grünen Tische im Bundespalais ihren Platz. Die

Faszination der deutschen Farben hielt übrigens nicht lange vor; sehr bald galten sie als Abzeichen der Rückwärtspartei, indem die blutrote Kokarde an den Hüten und ein eben solches Bändchen im Knopfloch als Signatur der Republikaner auftauchte. Die Bewegung schwoll immer mächtiger an; infolge der Sturmpetitionen, die in allen deutschen Staaten, wo nicht schon der Aufstand völlig gesiegt hatte, den Ministerien oder Fürsten von ungeheuren Volkshaufen aufgedrängt wurden, waren an den entscheidenden Stellen alle, die Parole des Tages bildenden Forderungen zugesagt worden. Während der Bundestag die Anordnung allgemeiner Wahlen für ein deutsches Parlament traf, trat in Frankfurt eine Versammlung von Männern unter dem Namen des Vorparlaments zusammen, um den Bundestag, dem Keiner traute, zu kontrolliren. Diese Männer hatten von Niemandem ein Mandat; allein sie bildeten eine Zeit lang die oberste Behörde Deutschlands, indem sie den Bundestag völlig beherrschten. Wenn sie in ihren Sitzungen einen Beschluß gefaßt hatten, so begab sich ihr Vorsitzender, ein durch seine Ungenirtheit bekannter dicker Advokat, zum Präsidialgesandten und stellte an ihn in kategorischen Worten sein Verlangen. Der Letztere erklärte sich dann mit vielen Höflichkeitsbezeigungen bereit, dasselbe zu erfüllen. In Wien nämlich, wo, wie es hieß, der alte Metternich als Milchweib verkleidet entflohen war, herrschte damals nahezu Anarchie, und der Gesandte war genötigt, auf eigene Faust zu handeln. Das Vorparlament dekretirte unter Anderem auch, der Bundestag solle epurirt werden, das heißt, diejenigen Gesandten, welche an den Karlsbader und einigen anderen Beschlüssen zur Unterdrückung der Freiheit mitgewirkt, sollten von ihren Plätzen entfernt werden. So wurden denn fortan alle Gesandtenposten von Männern der weitgehendsten liberalen Richtung besetzt. Allein der ganze Bundestag trat in den Hintergrund, ja ward nahezu vergessen, als die Deputirten

aus allen deutschen Ländern als Parlament in der Paulskirche sich versammelten. Für denjenigen der zurückgetretenen Gesandten, der sich besonders mißliebig gemacht, ich meine den standhaften Prinzen, konnte dies als ein Glück gelten. Er war, obgleich er in Frankfurt auf Insulte, wo nicht auf Schlimmeres seitens der erhitzten Menge gefaßt sein mußte, daselbst geblieben, indem er sagte: „Ich bin ja doch nirgends sicher; wo ich auch hinkommen mag, wird man mich wie einen tollen Hund totschießen." Allein er ging unversehrt durch die politischen Stürme der Zeit hindurch; denn Niemand achtete seiner. Ich selbst, obgleich ich in meiner sekundären Stellung Keinem ein Hindernis sein konnte und mich auch noch Niemand reaktionärer Gesinnung verdächtigt hatte, nahm aus anderen Rücksichten Urlaub und blieb nur in Frankfurt, um dort der weiteren Entwickelung der deutschen Dinge zuzuschauen. Daß ich, tief durchdrungen von der Unzulänglichkeit der bisherigen Zustände, der Bewegung, trotz einzelner schon vorgekommener Excesse, von Anfang an geneigt gewesen, weil ich namentlich eine Besserung der Gesammtverfassung Deutschlands von ihr hoffte, brauche ich nicht erst zu sagen. Den Sitzungen in der Paulskirche wohnte ich regelmäßig bei und verfolgte die Debatten mit höchster Spannung. Man hat dieses erste deutsche Parlament, nachdem es anfänglich mit Begeisterung aufgenommen worden war, nach der später eingetretenen Ernüchterung vielfach verspottet. Indessen sollte man dabei bedenken, daß dasselbe sich von Anfang an eine kaum lösbare Aufgabe gestellt hatte. Der Versuch, Oesterreich und Preußen in e i n e n Bundesstaat mit parlamentarischer Verfassung zu verbinden, war ein verzweifelter. So stellte sich auch bald heraus, daß die „Großdeutschen", welche eine Vereinigung des Kaisertums Oesterreich, noch dazu mit seinen außerdeutschen Bestandteilen, und des Königreichs Preußen erstrebten, auf etwas Unmögliches zusteuerten. Daher bildete

sich eine sogenannte kleindeutsche Partei, welche wollte, daß die geringeren deutschen Staaten sich mit Preußen zu einem engen Bunde zusammenschließen sollten, um dann als eine kompakte Einheit in ein weiteres Bundesverhältnis mit Oesterreich zu treten; indes auch solchem Plane stellten sich damals die größten Hindernisse entgegen. Es ließ sich voraussehen, daß Oesterreich auf die Suprematie in Deutschland, an die es seit so lange gewöhnt war, nicht verzichten werde. Wenn es in seiner damaligen Schwäche, von inneren Unruhen bis auf seine Grundfesten erschüttert, vielleicht auf den Vorschlag eingegangen wäre, so mußte man doch annehmen, es werde, wenn wieder zu Kräften gekommen, sich nicht freiwillig in die ihm zugedachte Rolle finden. Dieser Knoten konnte nur mit dem Schwert zerhauen werden, wie das später geschehen ist. Bei der sich so herausstellenden Unmöglichkeit, unter Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse eine Einheit Deutschlands herzustellen, die wirklich solchen Namen verdiente, waren in gewissem Sinne diejenigen Mitglieder des Frankfurter Parlaments die am meisten praktischen, welche einen allgemeinen Umsturz beabsichtigten, um auf den Trümmern der bisherigen Staaten eine deutsche Republik zu begründen. Allein in anderem Sinne mußte diese Partei wieder als höchst unpraktisch gelten; denn bei einiger Umsicht konnte sie sich sagen, ihr Vorhaben sei völlig unausführbar, zwei mächtige Reiche ließen sich nicht so durch Deklamationen von der Rednerbühne herab oder durch Volksaufläufe zu Boden werfen. Sie mußte sich ferner, wenn sie aufrichtig war, eingestehen, die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in ganz Deutschland sei monarchisch gesinnt, und wenn derselben eine Republik aufgezwungen werden sollte, so widerspräche dies dem eigenen, laut proklamirten Prinzip der Partei, der Volkssouveränität. Nachdem der erste Rausch verflogen war, der auch mich wie so viele Andere umnebelt und mir die Erreichbarkeit von etwas Unerreichbarem,

der Herstellung eines starken deutschen Reichs mit Einschluß von Oesterreich, vorgegaukelt hatte, stimmte ich meine Erwartungen herab und begleitete die Partei mit meinen Sympathien, die mir allein etwas Realisirbares im Auge zu haben schien. Es war das diejenige, die Preußen an die Spitze Deutschlands stellen, hiernächst jedoch den so geschaffenen Bundesstaat in ein möglichst enges Verhältnis mit Oesterreich bringen wollte. Daß auch das damals noch unmöglich war, darüber täuschte ich mich, und mir sind erst später die Augen in dieser Hinsicht aufgegangen.

Die Redseligkeit vieler Parlamentsmitglieder ging übrigens ins Maßlose; jeder Deputirte wollte sich hören lassen und seinen Wählern zeigen, daß er auch auf der Tribüne gestanden. Die Gelegenheit dazu brach er vom Zaune, selbst wenn er nichts Beachtenswertes zu sagen hatte. Wirklich niederschlagend war, wie sogar einzelne ernste Männer von Lebenserfahrung plötzlich entweder von der Zeitströmung fortgerissen oder von der Sucht, sich die Volksgunst zu erwerben, erfaßt wurden. So hielt ein hochbejahrter Mann, ehemals Bundestagsgesandter und Minister eines Mittelstaates, Reden, die wie Exerzitien eines freisinnigen Gymnasiasten aussahen, und stellte unter Anderem den Antrag, es solle eine Kommission niedergesetzt werden, welche die deutschen Fürsten zu überwachen und wöchentlich der Versammlung vorzulegende Zensurlisten über dieselben zu führen habe. Ein Mitglied der äußersten Linken verlangte in allem Ernst, das Parlament solle das Königreich Polen für wiederhergestellt erklären und die Krone Preußen nötigen, dies ins Werk zu setzen. So geberdeten sich auch andere Redner, als ob die Versammlung eine Million Soldaten zu ihrer Verfügung hätte, um ihre Beschlüsse auszuführen und die widerspenstigen Regierungen zur Befolgung ihrer Befehle zu zwingen. Sie verkauften, wie das Sprichwort sagt, das Fell, bevor sie noch den Bären hatten. Bei einiger Besonnenheit

und Erkenntnis der Sachlage hätten sie einsehen müssen, daß nicht einmal die Kammern der verschiedenen deutschen Länder, geschweige denn die Regierungen gesonnen seien, von Frankfurt aus die Parole zu empfangen, oder gar sich tyrannisiren zu lassen. Als einmal einer der Redner in fulminanten Worten den König von Hannover für einen „Rebellen gegen das Gesetz von Deutschland“ erklärte, begriffen wohl Manche, daß solche Rodomontaden der Versammlung nur schadeten und ihr Ansehen untergrüben; allein ein großer Teil, wie von einem Taumel der Allmacht befangen, spendete dem Redner donnernden Applaus. Den Debatten zuzuhören war indes sehr interessant; denn es zeigte sich viel oratorisches Talent. Oft wenn der Gehalt einer Rede recht gering war, glänzte dies Talent am meisten. Wenn man gegen die Mitglieder der äußersten Linken viel den Vorwurf geschleudert hat, sie seien von unlautern Motiven geleitet gewesen, hätten nur Umsturz alles Bestehenden gewollt, um im Trüben für sich zu fischen, so habe ich dagegen mehrere der Frankfurter Deputirten kennen gelernt, die von der festesten Ueberzeugung geleitet wurden, nur in der Republik sei Heil zu finden. Früh eingesogene Meinungen und Worte, die einen bestrickenden Klang haben, üben eine außerordentliche Wirkung auf die Menschen aus und machen sie oft gegen die Wirklichkeit blind. So verbinden Manche mit der Bezeichnung Republik die Vorstellung, dies sei die unbedingt vollkommenste der Staatsformen, und sie glauben, wahre menschliche Glückseligkeit könne nur unter ihr gedeihen. Was Wunder, daß sie in bewegten Zeiten, wo alles Bestehende wankt, den Moment benützen wollen, um ihr Ideal zu realisiren? In Wahrheit scheint mir nun der Vorzug der republikanischen Form vor der monarchischen ein durchaus problematischer. Das alte Athen und Rom können dabei gar nicht in Betracht kommen; denn wie unvergleichlich auch die Blüte, namentlich des ersteren war, so gründete sie

sich doch auf den Gegensatz aller Freiheit, auf die Sklaverei des größten Teiles der Bevölkerung. Venedig durfte in den früheren Jahrhunderten, den meisten anderen Staaten gegenüber, als ein Asyl der Freiheit gelten. Aber wenn die Bewohner irgend einer der europäischen Monarchien von heute sich in der alten Lagunenstadt ansiedeln und dem Rat der Zehn, sowie der dort herrschenden Staatsinquisition unterwerfen sollten, sie würden sicher über unerträgliche Knechtschaft klagen. Die zahlreichen Freistaaten Südamerikas liefern den Beweis, daß die republikanische Staatsform noch keine Garantie für Glückseligkeit gibt. Unlängst traf ich in Italien mit einem Bürger der Republik Columbia zusammen, der mir viel von den Zuständen seiner Heimat erzählte und einmal zu mir äußerte: „Wie glücklich sind Sie doch in Europa, daß Sie mehrenteils in Ruhe leben können! In meiner Heimat haben wir jetzt in sechs Jahren zehn Revolutionen gehabt, und gegenwärtig bekämpfen sich drei Präsidenten auf Tod und Leben. Nach eben empfangenen Briefen muß ich eilends zurückkehren, denn sonst riskire ich, alle meine Habe zu verlieren." Ob das heutige Frankreich ein Zeugnis für die Republik, als die allein seligmachende Staatsform, ablegen werde, wollen wir erst sehen; bis jetzt hat es nicht den Anschein dazu, und die Mehrzahl der Franzosen würde vermutlich froh sein, wenn sie dieselbe wieder los wäre. — Da ich schon damals dachte wie jetzt, konnte ich also der äußersten Linken keinen Erfolg in ihren Bestrebungen wünschen; allein ich wußte, wie viel sich theoretisch zu Gunsten der Republik sagen läßt und welche Macht Schlagwörter wie „Freiheit und Gleichheit" über die Gemüter üben; und deshalb klagte ich ihre Mitglieder keineswegs von vornherein selbstischer Motive an, fand vielmehr am Umgang mit einigen von ihnen, deren hochfliegender Idealismus mir zusagte, Gefallen. — Zu Gunsten der Radikalen von 1848 und selbst ihrer tollsten Extravaganzen

läßt sich jedenfalls anführen, daß sie die Regierungen aus ihrem Schlafe aufgerüttelt und der Bewegung, welche schließlich zu einer besseren Gestaltung von Deutschland geführt hat, die unwiderstehliche Gewalt verliehen haben. Dies würde schwerlich der gemäßigten und an sich verständigeren Partei gelungen sein; letzterer aber gebührt wiederum das Verdienst, die überströmende Flut in ein Bett geleitet zu haben, wo sie Segen, statt Verheerung bringen konnte. Nur den blinden Reaktionären, die um jeden Preis die alten Zustände aufrecht halten oder wieder zurückführen wollten und denen das nachher auf einige Zeit gelang, weiß ich gar nichts Gutes nachzurühmen.

Nach langen Kämpfen kam die Versammlung endlich so weit, für den projektirten Bundesstaat, der noch eine sehr nebelhafte Gestalt hatte, ein provisorisches Oberhaupt zu wählen. Der Erzherzog Johann, der sich seit einigen Jahren eines populären Namens erfreute, weil er den Trinkspruch ausgebracht haben sollte: „Kein Oesterreich, kein Preußen — ein einiges freies Deutschland!“ wurde zu diesem Posten erkoren und hielt unter großem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Frankfurt. Hiermit erreichte denn der Bundestag seine Endschaft. Derselbe war so oft eine Leiche und sogar eine in Verwesung übergegangene Leiche genannt worden, daß man eigentlich mit Verwunderung bemerkte, er sei nicht schon im tiefsten Erdenschoß begraben. Niemand hätte damals geglaubt, diese Leiche würde zwei Jahre später wieder galvanisch zum Leben erweckt werden. Im Taxis'schen Palais, dem bisherigen Sitze der Bundesversammlung, schlug nun der Erzherzog unter dem Namen Reichsverweser seine Residenz auf und umgab sich mit verantwortlichen Ministern. Niemand verhehlte sich übrigens, daß diese neue Schöpfung nur eine vorübergehende sei, daß die Zukunft Deutschlands noch in tiefstem Dunkel liege. Die Großdeutschen, bei denen der Gedanke im Hintergrunde

stand, Oesterreich definitiv an die Spitze zu bringen, mußten sich vernünftigerweise sagen, Preußen werde dies niemals zugeben. Die Kleindeutschen, die den König von Preußen als konstitutionellen Kaiser zu proklamiren gedachten, konnten sich zweierlei nicht verhehlen: erstens, daß der damalige Beherrscher von Preußen vermutlich gar nicht geneigt sei, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen; zweitens, daß Oesterreich, wenn erst wieder zu Kräften gekommen, der Suprematie von Preußen aufs heftigste entgegentreten werde. Bei solcher Unklarheit über den Giebel, der den Verfassungsbau des deutschen Reiches krönen sollte, und in der Hoffnung, daß eine neue Konstellation hierüber Klarheit brächte, beriet die Versammlung Wochen und Monde lang die „Grundrechte des deutschen Volkes".

Nachdem ich bis dahin ein täglicher andächtiger Zuhörer in der Paulskirche gewesen, begannen die Debatten mich zu langweilen und ich suchte inmitten des tumultarischen Treibens mich so weit zu sammeln, um mich wieder meinen Studien zuzuwenden. Ich bin der Meinung, daß es nur Solchen, welche durch eine Anstellung im Staate oder als Volksvertreter dazu berufen sind, gezieme, sich ausschließlich oder vorzugsweise mit der Tagespolitik zu befassen. Wer selbst nicht thätig in dieselbe eingreifen kann, sollte sich mit besseren Dingen beschäftigen. Wenn er Kammerdebatten und Zeitungsartikel zu seiner hauptsächlichsten Geistesnahrung wählt, stellt er sich eigentlich ein Armutszeugnis aus. Da ich nun, wie lebhaft auch mein Interesse an der Neugestaltung von Deutschland war, doch in keiner Weise an ihr mitarbeiten konnte, begann ich wieder eifrig Sanskrit zu studiren und vergaß darüber oft tagelang die ganze Welt um mich her. Plötzlich drang in meine Einsamkeit, wo ich beim Lesen der Puranas mit den Siedlern der Urzeit im Palmenschatten zu ruhen und das Wellenrauschen der Ganga zu hören glaubte, von außen ein

gellender Lärm, der mich aus meinen Träumen emporriß. Es waren heftige Scenen im Parlament vorgegangen, welche Stadt und Umgegend, ja ganz Deutschland in Aufregung versetzten. Preußen, das wegen Schleswig-Holsteins gegen Dänemark Krieg führte, hatte mit letzterer Macht einen gewiß nicht sehr ehrenvollen Waffenstillstand abgeschlossen. In der Versammlung gaben nun viele Mitglieder dem empörten Nationalgefühl lebhaften Ausdruck; der Waffenstillstand war derselben gar nicht vorgelegt worden, wie denn überhaupt die Regierungen manche der Rechte, auf welche das Parlament pochte, weder ihm noch dem Reichsverweser zugestanden hatten. Dennoch stimmten selbst viele der gemäßigten Deputirten für die Fortführung des Krieges. Endlich jedoch ward ein solcher Beschluß mit kleiner Stimmenmehrheit abgelehnt. Selbst Diejenigen, die den Waffenstillstand als einen für Deutschland demütigenden tief beklagten, mußten besonnenerweise die Entscheidung der Mehrheit billigen. Denn das Parlament hätte durch eine Verwerfung desselben nur seine Ohnmacht gezeigt, da es keine Mittel besaß, um seinen Beschluß durchzuführen. Vielleicht wären dadurch in einigen Ländern revolutionäre Bewegungen hervorgerufen worden, vielleicht wären neue Freischaren nach dem Norden geströmt, aber der Krieg hätte wider Preußens Willen keinen erfolgreichen Fortgang nehmen können. Die Erregung, welche durch diese Ereignisse hervorgerufen ward, benützten Volksredner, darunter auch einige Abgeordnete von der Linken, um den Pöbel wider das Parlament aufzuhetzen. Während einer Sitzung in der Paulskirche, welcher ich beiwohnte, suchten Volkshaufen in letztere einzudringen, in welchem Falle es vielen der dort Versammelten schlecht ergangen wäre; doch ward dies noch rechtzeitig gehindert. Als ich um Mittag nach Hause ging, bedeckten sich einige der Hauptstraßen der Stadt, namentlich die Zeil, wo ich wohnte, mit Barrikaden. Doch glaubten die Meisten und

darunter auch ich noch nicht, daß etwas Ernstes bevorstände, und ich wanderte nach Tisch mit einem Freunde umher, um mir die von den Revolutionären aufgetürmten Bollwerke, wie sie aus der Erde emporwuchsen, behaglich anzusehen. Dann machte ich, ohne einen bevorstehenden Aufruhr für möglich zu halten, einen geschäftlichen Gang vor das Eschenheimer Thor; dort auf der Chaussee gewahrte ich verschiedene Volkshaufen mit roten Fahnen, die dem Thor zuzogen, und auf dem Rückwege vernahm ich schon Schießen in der Stadt. Am Eingange in die Eschenheimer Straße begegneten mir die mir persönlich bekannten Deputirten Fürst Lichnowski und General von Auerswald zu Pferde, die dem Thore zuritten. Ich selbst nahm meinen Weg durch das aus Goethe bekannte Gäßchen „An der schlimmen Mauer", dessen Ausgang gegenüber auf der Zeil sich meine Wohnung befand. Während des Gehens hörte ich mehrere Schüsse fallen, und als ich mich der Zeil näherte, rief mir ein Mann aus der Thür eines Hauses entgegen: „Gehen Sie nicht weiter; es ist gefährlich." In demselben Moment gewahrte ich auch zur Seite einen Menschen, der tot zurückgesunken war und in seinem Blute schwamm. Nun kehrte ich eilends um und gelangte in die neue Mainzer Gasse, wo es völlig ruhig war. Da es schon dunkel wurde, und ich mich von vielem Gehen ermüdet fühlte, jedoch nicht wußte, ob mir meine Wohnung bald wieder zugänglich würde, machte ich einstweilen einen Besuch bei meinem in der letztgenannten Gasse wohnenden Freunde, dem jetzigen wirklichen Geheimen Rat von Thile. Ich fand bei demselben und seiner Gemahlin noch einige andere Bekannte, und unser Gespräch drehte sich natürlich zuerst um die Sachlage, über welche von Zeit zu Zeit durch Neuankommende Nachrichten einliefen. Der Tumult hatte eine bedrohliche Gestalt angenommen, und da stets mehr bewaffnete Banden aus der Umgegend herbeiströmten, die militärische Besatzung der Stadt dagegen nur

gering war, konnten die Aufständischen leicht den Sieg behaupten. Es ertönte fortwährendes Schießen, dem wir längere Zeit in einiger Unruhe lauschten. Zuletzt beschlossen wir, um unseren Gedanken eine andere Richtung zu geben, Etwas zu lesen, und wählten dazu Kleist's „Prinzen von Homburg". Bald hatte das herrliche Stück unsern Geist auch völlig von dem Tagesereignis abgelenkt. Das Schießen, das wir von außen hörten, bedünkte uns mehr das Gewehrfeuer der Schlacht von Fehrbellin zu sein, als das der Frankfurter Emeute. Nachdem wir fast bis zum Schluß des fünften Aktes gelangt, erscholl von der Straße her lautes Lärmen, so daß wir aufgeschreckt ans Fenster eilten. Man sah unten eine beträchtliche Menge von Soldaten vorüberziehen und hörte das Rollen von Kanonenrädern. Der Zug ging in Hast der Zeil zu. Der General, der den stolzen Namen eines Reichskriegsministers angenommen, hatte nach Mainz wegen Verstärkung telegraphirt, und so waren österreichische und preußische Truppen in aller Eile mit der Eisenbahn herbeigeschafft worden. Der Sieg der Ordnung konnte nun nicht länger zweifelhaft sein. Wir hörten bald stärkeres Krachen von Geschützen, das eine Zeit lang anhielt, dann schwächer wurde und endlich ganz verstummte. Dann kam uns Botschaft, der Aufstand sei niedergeworfen, und Alle atmeten freier auf. Hatten wir auch nie ernstlich glauben können, der Straßentumult, denn ein solcher in großartigem Maßstabe war es doch nur gewesen, werde die Dimensionen einer förmlichen Revolution annehmen, so wären doch, wenn die Empörung auch nur momentan die Oberhand behauptet hätte, bei der Aufregung, die in der ganzen Umgegend herrschte, nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in weiterem Kreise schlimme Scenen der Anarchie zu befürchten gewesen. Einige der Volksredner, welche den ganzen Krawall hervorgerufen, hatten offen zu Mißhandlung der Deputirten der Majorität aufgefordert, und wie sehr bereit der Pöbel

war, dem zu entsprechen, sollten wir bald erfahren. Da alle Straßen abgesperrt waren und ich deshalb nicht nach meiner Wohnung zurückkehren konnte, nahm ich die freundliche Aufforderung meines Wirts, den Rest der schon weit vorgerückten Nacht unter seinem Dach auszuruhen, dankbar an. Am folgenden Morgen boten die Hauptstraßen der Stadt ein ganz militärisches Schauspiel dar. Sie alle waren mit österreichischen und preußischen Soldaten besetzt, und ich bedurfte eines Passirscheins, welcher den verschiedenen Wachtposten vorgezeigt werden mußte, um nach Hause zu gelangen. Nun erst hörte ich, welcher furchtbare Vorfall sich am vorhergehenden Abend ereignet hatte. Die beiden Deputirten, General von Auerswald und Fürst Lichnowski, waren bald, nachdem ich sie durchs Eschenheimer Thor hatte hinausreiten sehen, von bewaffneten Volkshaufen verfolgt und dann in einem Gartenhause, wo sie sich zu verstecken gesucht, auf die grausamste Weise ermordet worden. Die scheußlichen Details dieser Schandthat machten mein Blut erstarren; sie zeigten, wie schnell das Volk, wenn es einmal entfesselt wird, verwildert, wie die Tiger, die in mancher Menschenbrust schlafen, sich dann bei dem ersten Anlaß aufbäumen. Besonders empörte mich die Rolle, die ein Weib bei dem Morde gespielt hatte. Auerswald war, wie sein Bruder, der spätere preußische Minister, ein hoch gebildeter und wahrhaft liberaler Mann gewesen. Ueber Lichnowski lauteten die Urteile Derer, die ihn näher kannten, nicht gleich günstig; aber im Parlament hatte er Mut und große Beredsamkeit gezeigt, und sein entsetzlicher Untergang erregte auch das Mitleid und den Unwillen Derer, die ihm früher nicht geneigt gewesen waren. Ich glaube, daß dieses Ereignis Vielen, die bis dahin von Revolten Heil für die Freiheit erwartet hatten, die Augen geöffnet hat.

Die Stadt glich noch während einiger Tage einem Heerlager. Soldaten kampirten in der Nacht auf den Straßen;

allmälich aber kehrte Alles in seinen früheren Zustand zurück, nur daß Frankfurt stärker von Truppen besetzt blieb und daß Solche, von denen man neue Exzesse befürchten konnte, strenger überwacht wurden. Das rote Band der Republikaner wurde gänzlich verboten und nach meiner Meinung mit Grund, da ich es für schmählich erachtete, daß unsere schönen Nationalfarben schwarz-rot-gold, die so lange das Symbol deutscher Einheit gewesen waren, durch ein aus Frankreich herübergebrachtes Abzeichen verdrängt werden sollten.

Die Nationalversammlung setzte nun ihre eben nicht kurzweilige Beratung der Grundrechte, ungestört von den noch rings in Europa brausenden Stürmen, fort. Zwar war in Paris nach Niederschlagung des bedrohlichen Aufstandes, der im Sommer seine Straßen mit Leichen und Trümmern übersät hatte, die gemäßigte Partei die herrschende; allein der österreichische Kaiserstaat wankte noch in seinen Grundfesten und auch in Preußen herrschten nahezu anarchische Zustände. Wenn man daher die Ruhe und Ordnung in Frankfurt mit den Zuständen in Wien und Berlin verglich, so konnte man glauben, die Regierung des Reichsverwesers sei eine fester gegründete, als die der beiden Großstaaten. Auch schien ein großer Teil der Deputirten zu meinen, dies wäre der Fall, die provisorische Form der deutschen Einheit hätte Aussicht auf lange Dauer. So wurden denn von der Nationalversammlung wiederholt Aufforderungen an das Reichsministerium gestellt, dasselbe möge Gesandtschaften an die verschiedenen europäischen Höfe senden, um die internationale Verbindung Gesammt-Deutschlands mit den auswärtigen Staaten anzuknüpfen. Dies war gewiß noch etwas verfrüht und besser wäre erst die Konsolidirung des noch nicht auf sehr sicheren Füßen stehenden Reiches abgewartet worden. Der beständigen, in dieser Sache an sein Ministerium ergehenden Interpellationen wegen beschloß jedoch der Erzherzog-Reichsverweser, dem Verlangen des Parlaments

zu genügen. Es wurden zunächst Gesandtschaften nach Frankreich (wohin der Hohenstaufen-Geschichtsschreiber Raumer ging) und nach England ernannt. Dann ward es für passend erachtet, auch eine solche an den Papst abzuordnen. Zu dieser diplomatischen Stelle wurde Fürst Chlodwig von Hohenlohe, jetzt Statthalter des deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen, bestimmt, indem er zugleich den Auftrag erhielt, sich von Rom auch noch zu demselben Zwecke nach Athen zu begeben. Durch den Reichsminister von Schmerling wurde mir angetragen, den Fürsten auf dieser Mission als Legationsrat zu begleiten, und obgleich ich mir keine Illusion darüber machte, daß die politische Bedeutung der letzteren nur eine geringe war, ging ich doch gerne auf den Vorschlag ein, indem ich dachte, es werde jedenfalls eine schöne Reise sein. Was mir diese noch besonders erwünscht erscheinen ließ, war die Persönlichkeit, der Charakter und die seltene Bildung des Fürsten Hohenlohe, sowie seiner liebenswürdigen Gemahlin, die ihn begleiten wollte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Seefahrt nach Griechenland. — Bezwungene Rast bei Cap Matapan. — Athen. — Der königliche Hof daselbst. — Graf Prokesch.

Im November 1848 wurde die Reise angetreten, welche zum größten Teil mit Extrapost zurückgelegt werden mußte. Wir nahmen bei heftig strömendem Regen den Weg über Lyon nach Marseille, um uns nach Civitavecchia einzuschiffen. Erst als wir nach durchreister Nacht bei dem altrömischen Triumphbogen zu Orange vorüberfuhren, fanden wir klarere Lüfte über uns, und von nun an begünstigte uns trotz der vorgerückten Jahreszeit bis Weihnachten warme, sommerliche Witterung. Der mit Recht für eine Fabel gehaltene ewig blaue Himmel des Südens hatte während einiger Wochen volle Realität. Bei der Ankunft in Marseille überraschte uns plötzlich die Nachricht von der in Rom ausgebrochenen Revolution und von der Flucht des Papstes aus dem Vatikan. Wohin der heilige Vater sich gewendet, darüber wurden zuerst kaum Mutmaßungen laut; dann flog auf einmal von Mund zu Mund die Kunde, er habe sich Frankreich zum Asyl erkoren und werde demnächst in Marseille eintreffen. Doch stellte sich dies bald als Irrtum heraus, und da Tage lang nicht das Mindeste in dieser Hinsicht zu erfahren war, fragte der Fürst in Frankfurt an, wie er sich zu verhalten habe und ob er zunächst sich nach Griechenland begeben solle. Die Antwort bejahte letztere Frage und stellte es als wünschenswert hin,

daß, auch wenn der jeweilige Aufenthalt des Papstes bekannt würde, der Gesandte sich doch erst später zu ihm verfügte, wenn mehr Klarheit über den Stand der Dinge im Kirchenstaat waltete. So trafen wir Vorbereitungen zur Abfahrt aus der größten Handelsstadt Frankreichs. Die dort verbrachten Tage waren mir sehr angenehm vergangen. Marseille kann sich der Lage nach, wie prächtig sie auch sein mag, freilich nicht mit Genua oder Neapel messen. Allein sein Hafen mit dem unübersehbaren Mastenwalde und dem Getreibe von Menschen aller Nationen ist der interessanteste, den ich gesehen, und diejenigen von London und Liverpool, mögen auch mehr Schiffe dort liegen, können sich nicht mit ihm messen; ich ward nicht müde, an seinen Quais umherzuwandern und mir die verschiedenen Trachten, von denen diese stets wimmeln, anzuschauen. Die moderne Stadt wetteifert in dem Glanz ihrer Straßen mit Paris. Natürlich konnte man sich mit Franzosen nicht unterhalten, ohne daß die Rede sogleich auf Politik kam. Schon tauchte die Frage von der Kandidatur des Prinzen Louis Napoleon zum Präsidenten der jungen Republik vielfach auf; doch hörte ich nur spöttisch davon reden, und Niemand schien die Wahl für möglich zu halten. Ich hörte erzählen, der Prinz mache große Anstrengungen, um populär zu werden, und habe tausende von Drehorgelspielern und Sängerinnen in seinen Sold genommen, welche Letztere zum Klange der Leierkasten seinen Ruhm der Welt verkünden müßten. Nun, sie haben in nicht zu langer Zeit ihre Wirkung gethan! — Noch machte ich einen Gang zu der Kapelle von Notre Dame de la Garde, die bei Marseille auf hohen Felsen über dem Meere liegt und zu welcher die Schiffer pilgern, um sich von der Himmelskönigin glückliche Fahrt zu erflehen. Dann ging es auf einem französischen Dampfer, welcher nur mit einigen Anhaltpunkten den Weg direkt nach Griechenland nahm, in See. Eine schönere Meerreise als diese gibt es wohl nicht auf der Welt. Das

Schiff ankerte fast einen Tag lang vor Genua und dann vor Neapel; jedoch wegen Differenzen mit den Hafenbehörden durften die Passagiere nicht landen. Ist es aber nicht schon ein hoher Genuß, vom Verdeck aus den Blick Stunden lang über die stolze Stadt des Andrea Doria, ihre an den Uferbergen emporklimmenden Paläste und Häusermassen und weiterhin über ihre zwischen dem Immergrün der Cypressen und Pinien hervorleuchtenden weißen Villen gleiten zu lassen? Noch weit überstrahlt wurde freilich diese Aussicht durch diejenige, welche uns aus der Hafenbucht Neapels zu teil ward. Hier breitete sich das ganze wundervolle Panorama vom Kap Campanella bis zum Kap Misen vor uns aus. Und wie ich die Felsgestade von Sorrent mit dem Hause des Tasso, den sich in das Dickicht von Orangenhainen verlierenden Weg von dort nach Castellamare, den rauchenden Vulkan, die unermeßliche Stadt, den wonnigen Posilipp und die in blauen Duft gehüllten Inseln betrachtete, besuchte ich im Geist alle die mir vertrauten und besonders liebgewordenen Plätze von neuem. Sodann ging es weiter an der immer thätigen Feueresse der liparischen Inseln vorbei, zwischen Scylla und Charybdis hindurch. Wir glitten an dem tief in seinen Schneemantel gehüllten Aetna und an der ehemaligen Weltstadt Syrakus vorüber nach Malta. Die weitere Fahrt nach Griechenland war zuerst herrlich; das Meer wogte bei günstigem Fahrwind mit tiefblauen weißbeschäumten Wellen; am dritten Tage aber ging der Wind in Sturm über, und dieser wurde zuletzt so heftig, daß der Kapitän in einer Bucht am Südufer von Morea unfern des Kaps Matapan Zuflucht suchte. Diese Bucht war durch vorspringende Klippengestade so geschützt, daß, während draußen ein wahrer Orkan raste, die Flut hier fast spiegelglatt dalag. Wir blieben ein paar Tage vor Anker, ließen uns aber nicht auf dem Schiff festhalten, sondern setzten an das Land, um dasselbe auf Pferden, die aus einem nahen Dorf herbeigeschafft wurden, zu durchstreifen.

Die Fürstin, im Innern Rußlands erzogen, war des Reitens von Kindheit an gewohnt und zeigte auf der weiteren Reise, wie sie von früh bis spät auf den schlimmsten Felspfaden zu Rosse sein konnte, ohne von der Mühsal zu leiden. Dieser an dem weltentrückten, wohl kaum je von einem Fremden besuchten Gestade des Peloponnes verbrachten Tage denke ich noch jetzt mit Entzücken. Obgleich wir in der Mitte des Dezember waren, hauchte die Luft lau und mild. Der Gipfel des vielzerklüfteten Taygetos strahlte im Schneeglanz auf uns hernieder, und der felsige Boden war, besonders am Rand der Gebirgsbäche, an denen wir unser Lager aufschlugen, um von dem mitgenommenen Proviant unsere Mahlzeiten zu halten, mit duftenden Stauden und blühenden Gesträuchen überdeckt. Hierher drang kein Ton des wüsten Lärmens, des Parteitreibens und Waffengetöses, von denen damals Europa widerhallte, und wenn ich erwog, wie umwölkt der politische Horizont, wie zweifelhaft noch der Ausgang aller dieser wirren Bestrebungen sei, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, dieses selige Asyl des Friedens nicht wieder zu verlassen. Allein vom Schiffe her kam Nachricht, der Sturm habe sich gelegt. Wir gingen von neuem an Bord und das nächste Morgenrot stieg uns über dem rosig glühenden Hymettus auf. Athen erschien mir noch wundervoller als das erstemal. Denn das ist der Charakter alles Großen in der Natur wie in der Poesie und Kunst, daß es seine volle Herrlichkeit erst nach und nach enthüllt und nie ausgenossen werden kann, während das Geringere zuerst blendet und bethört, aber allmälich seinen Reiz einbüßt. Die Nachricht, ein Gesandter des Deutschen Reiches sei angelangt, hatte sich unbegreiflich schnell in der griechischen Hauptstadt verbreitet, und noch am Tage unserer Ankunft wurden wir durch eine Festmusik und Hurrahrufe überrascht, welche vor den Fenstern unseres Hotels erschollen und von einer großen Anzahl unten versammelter Deutscher ausgingen. Die

Führer derselben wurden natürlich vom Fürsten empfangen, und aus den Gesprächen mit ihnen, an denen auch ich teilnahm, ging hervor, daß man im Ausland das Deutsche Reich schon viel fester gegründet glaubte, als es wirklich war, und daß man annahm, dasselbe werde nun an den fremden Höfen dauernd eine Vertretung haben. Der Jubel, der hierüber, wie ich dies auch später in Alexandria wahrnahm, herrschte, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, wie traurig und demütigend bei der Zersplitterung unseres Vaterlandes bis dahin die Lage der Deutschen, besonders der Angehörigen der kleineren Staaten, in fremden Ländern war. Nur selten, und mehr aus Menschenfreundlichkeit als aus Pflicht, nahm sich der Gesandte oder der Konsul einer der Großmächte ihrer mit Nachdruck an. — Wenn unsere Landsleute uns ein wahrhaft enthusiastisches Entgegenkommen zeigten, so konnte man ein solches vom griechischen Hofe allerdings nicht erwarten; jedoch nahmen sowohl König wie Königin die „Reichsgesandtschaft“ mit großer Zuvorkommenheit auf. Sie hatten übrigens auch keinen Grund, sich gegen den Erzherzog-Reichsverweser zu überheben, da ihre Herrschaft auf nicht viel solideren Grundlagen ruhte, als die seinige. Das neuhellenische Königtum war durch die Mißgunst der Mächte von Anfang an um die rechte Lebenskraft gebracht und in viel zu enge Grenzen eingeschlossen worden, und das Treiben der Parteien, von England eifrig genährt, trug weiter das Seinige dazu bei, es zu keiner gedeihlichen Entwickelung gelangen zu lassen. Es war dies betrübend, wenn man dachte, welche begeisterte Hoffnungen sich einst an die Errichtung desselben geknüpft hatten. Nicht viel mehr als ein Dezennium später sah ich König Otto und Königin Amalie, ihres Thrones entsetzt, in München wieder. Beide scheinen diesen gewiß unverdienten Schicksalsschlag tief empfunden zu haben; denn Beide legten sich nicht lange nachher ins Grab. Zuerst starb der König eines plötzlichen Todes; dann siechte die Königin Amalie,

die ihr Griechenland über alles geliebt hatte, gramgebeugt dahin. Sie konnte es nicht verschmerzen, die schöne Pyramide des Lykabettus, die sie täglich im Strahl der aufgehenden und sinkenden Sonne hatte glühen gesehen, nie wieder zu erblicken, nie wieder im Garten vor ihrem Schloß zu lustwandeln, in den sie die schönsten Palmen, welche auf allen griechischen Inseln zu finden gewesen, verpflanzt hatte. Auch der greise König Ludwig von Bayern wurde durch den Untergang seiner Lieblingsschöpfung tief niedergeschlagen. Zur Erinnerung an die Gründung des bayerisch-griechischen Königtums, die er als das glorreichste Faktum seiner Regierung betrachtete, hatte er den Prachtbau der Propyläen in München aufführen und mit schönen, sich auf dasselbe beziehenden Basreliefs schmücken lassen. Nun fügte der Zufall, daß dieses keinem Triumphbogen der Welt nachstehende Thor gerade in den Tagen vollendet war, als König Otto Athen verlassen mußte. Dadurch ward dem Vater des Vertriebenen alle Freude an dem von ihm errichteten Gebäude vergällt; er warf nie einen Blick mehr auf dasselbe und machte, wenn er nach Nymphenburg fuhr, immer einen Umweg, um nicht das Thor passiren zu müssen. Nachdem wir anfänglich in Athen noch so warme Tage gehabt hatten, daß wir im Garten des Hotels an der Straße nach Kolonos unter blühenden Rosen frühstückten, brach plötzlich eisiger Wind aus den Schluchten des Pentelikon hervor, und die Kälte ward um Weihnachten so empfindlich, daß man sich beim Mangel aller Kamine oder Oefen in den Häusern kaum zu erwärmen vermochte. Fürst Hohenlohe ließ sich in diesen Tagen bei mehreren der Minister und hohen Staatsbeamten melden, um ihnen einen Besuch abzustatten. Aber schon am Thor hieß es jedesmal, die Bewohner seien nicht zu Hause. Dies schien zuerst befremdlich; bald aber hörten wir, es sei Sitte der Griechen, an so kalten Tagen, die glücklicherweise nur selten einträten, das warme Bett nicht zu verlassen. So

wurden denn die Besuche bis auf milderes Wetter verschoben, das auch nicht lange auf sich warten ließ. Das diplomatische Corps begegnete der Reichsgesandtschaft in einer Weise, als ob sie zu ihm gehörte; obgleich es nahe lag, daß zum mindesten die Vertreter der deutschen Mächte wünschten, dieselbe möchte nicht dauernd in Griechenland bleiben. Fast täglich wurden wir zu Diners und Soiréen geladen, die ja nun einmal in der Diplomatie eine Hauptrolle spielen. Die für mich wichtigste Bekanntschaft, welche ich in diesem Kreise machte, war diejenige des österreichischen Gesandten, Grafen Prokesch. Erzherzog Johann hatte mir ein eigenhändiges Schreiben an ihn mitgegeben, welches bewirkte, daß der Empfänger mich mit noch größerer Liebenswürdigkeit aufnahm, als ihm überhaupt eigen war. Meine Verbindung mit diesem ausgezeichneten Manne hat seitdem bis zu dessen Tode fortgedauert. Graf Prokesch war schon in seinen Jugendjahren als Marineoffizier viel im Morgenland gewesen und hatte so die Grundlage zu einer umfassenden Kenntnis des vorderen Orients, wie sie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen besaß, gelegt. Daß er sich nie mit der arabischen, persischen oder türkischen Sprache beschäftigte, war dabei zwar auffallend; wenn ihm jedoch so auch ein Eindringen in die morgenländischen Literaturen versagt blieb, so hatte er diesen Mangel doch in wunderbarer Weise durch Anschauung der Länder und Umgang mit den Orientalen, soweit er sich durch Dolmetscher vermitteln ließ, zu ersetzen gewußt. Dabei besaß er eine bedeutende Gelehrsamkeit als Archäolog und Historiker und einen offenen Sinn für Kunst, Poesie und alles Schöne. Seine zahlreichen Schriften, die sich neben der Fülle des Wissenswerten, welche sie enthalten, auch durch vortreffliche Darstellung auszeichnen, beziehen sich mehrenteils auf Aegypten, Syrien, Kleinasien und Griechenland und sind für Den, der Länder und Völker dieser Gegenden kennen lernen will, eine wahre Fundgrube. Ich habe

Prokesch schon ehe ich ihn persönlich kennen lernte, wie immer seitdem, als einen leuchtenden Stern unter den deutschen Staatsmännern betrachtet. Es ist beschämend für unser Vaterland, daß es unter seinen Ministern, Diplomaten und sonstigen hohen Beamten von jeher so wenige aufzuweisen gehabt hat, welche der Stellung, die sie einnahmen, zugleich durch wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen von Bedeutung Ehre gemacht hätten, ja daß unter uns noch vielfach die Meinung herrscht, mit dem Ernst der Geschäfte sei es unvereinbar, solche Allotria zu treiben. In den anderen Hauptstaaten Europas ist man hierin stets entgegengesetzter Ansicht gewesen; unter den Ministern Englands haben sich seit Lord Bacon bis auf die neueste Zeit so viele als Gelehrte hervorgethan, daß man gegen Denjenigen, der ein Portefeuille übernimmt, ohne seine geistige Befähigung auch schon schriftstellerisch bekundet zu haben, fast Mißtrauen hegt. Auch aus Frankreich, Italien und Spanien ließen sich viele ähnliche Beispiele anführen. — Graf Prokesch, für den ich durch den persönlichen Umgang mit noch größerer Verehrung erfüllt worden bin, als durch seine Werke, würdigte mich seitdem, mit mir Korrespondenz zu pflegen; auch fügte es das Glück, daß ich schon ein halbes Jahr später, wie dann noch öfter auf längere Dauer, mit ihm zusammengeführt wurde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Reise durch Palästina und Aegypten. — Edward Lane.

Während wir in Griechenland weilten, wurde bekannt, daß der Papst nach dem Ausbruch der Revolution aus Rom verkleidet auf neapolitanisches Gebiet geflohen war und seinen Wohnsitz in der Festung Gaëta genommen hatte. Fürst Hohenlohe ward nun angewiesen, sich an letzteren Ort zu begeben. Doch da sein Erscheinen dort keineswegs sogleich nötig war, wurde ihm freigestellt, zuerst noch einen Abstecher in das heilige Land und nach Aegypten zu machen. Die Gefälligkeit des englischen Gesandten, Sir Edmund Lyons, stellte ihm ein britisches Dampfschiff, das zur Disposition dieses, in der neueren Geschichte Griechenlands viel genannten Diplomaten im Piräus lag, für die Reise zur Verfügung. So ward mir die Freude zu teil, Gegenden, die mir schon bekannt und lieb waren, von neuem zu besuchen. Wir schifften uns Abends bei heiterem Himmel und günstigem Winde ein; allein schon um Mitternacht hoben sich die Wellen hoch und höher. Das Schiff wurde von einem wahren Orkan hin und her geschleudert, und die Bewegung war am folgenden Tage so heftig, daß ich bei jedem Versuche, meine Koje zu verlassen, zu Boden fiel. In der Nacht mußte ich mich förmlich festklammern, um nicht immer in meinem engen Raume von der einen Seite zu der andern zu rollen. Es ist wahr, der

Kapitän sagte, sein Schiff sei the greatest roller in the British navy. Gegen Morgen hatten wir die Insel Milos, die Fundstätte jener herrlichen Aphrodite zu Paris, erreicht und schätzten uns glücklich, in einer sicheren Bucht dieser Insel Schutz vor dem rasenden Unwetter zu finden. Aber auf dem Verdecke ließ sich nicht lange bleiben; denn man vermochte sich in dem Sturm kaum aufrecht zu erhalten, und wenn dieser nachließ, stürzte der Regen in Strömen herab. Wir lagen so zwei Tage vor Anker; am dritten Morgen ließ der Orkan nach, und es war ein prachtvoller Anblick, wie der tiefblaue Himmel allmälich durch die berstende Wolkendecke herniederschaute und die Klippenufer der Insel bald hier bald dort durch die schweren, vom Winde umhergefegten Nebelmassen hervortauchten. Nun wurde von neuem aufgebrochen. Am Ausgange der Bucht wogte das Meer noch hoch, und eine ungeheure Welle trug uns auf ihrem Rücken in die See hinaus. Der Fahrwind war günstig; der Himmel klärte sich völlig auf, und pfeilschnell flog der Kiel durch die hochbeschäumte Flut dahin. Wie lange wir noch unterwegs gewesen, ist meiner Erinnerung entfallen; doch glaube ich, war es der dritte Morgen, als wir die asiatische Küste fern vor uns aufdämmern sahen. Nach und nach stieg sie höher empor, und die beschneiten Gipfel des Libanon wuchsen aus den Wellen; wie ich mich wieder diesen Küsten näherte, wo ich schon in den Träumen der Kindheit so viel geweilt, hatte ich das Gefühl, als kehrte ich in die Heimat zurück, und ich freute mich, auf einige Zeit aus dem umwölkten Himmel des Abendlandes in den heitern Morgen der Welt fliehen zu können. Der kleine Hafen von Khaifa nahm uns auf, und wir ritten von dort auf den nahen Berg Karmel, um für die Nacht die Gastfreundschaft der Mönche anzusprechen. Als ich am Abend die Umgebung des Klosters durchschweifte und dann von einer überhängenden Felsklippe die Sonne dunkelrot über dem weiß-

schäumenden Meere verglühen sah, stieg mir lebhaft der Wunsch auf, einige Zeit oben weilen zu dürfen, und ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, schon in der nächsten Frühe den herrlichen Punkt zu verlassen. Mein Wunsch sollte in Erfüllung gehen, jedoch in etwas anderer Art, als ich gemeint. Am folgenden Morgen rauschte der Regen in Strömen herab und schwere Wolkenballen verhüllten rings den Himmel, so daß nur der dem Ufer zunächst gelegene Teil des hochbrandenden Meeres sichtbar war. An Fortsetzung der Reise ließ sich für den Tag nicht denken, und noch fast eine Woche hindurch waren alle Schleusen des Himmels geöffnet, so daß wir notgedrungen im Kloster bleiben mußten. Die guten Mönche thaten Alles, um uns gefällig zu sein. Mit einem jungen Bruder, Carlo aus Frascati, schloß ich einen wahren Freundschaftsbund. Es hatte für mich etwas Rührendes, seine Unbekanntschaft mit allen Fragen der Zeit, mit allem Hader der Parteien, der eben Europa bewegte, so groß zu finden, als lebte er in einem längst vergangenen Jahrhundert. Er zeigte jedoch eine erstaunliche Neugierde, etwas darüber zu erfahren, und seine naiven Aeußerungen über das, was ich ihm berichtete, mahnten mich oft an Schiller's Worte: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnt in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Denn seine Bemerkungen warfen oft helle Streiflichter auf Vieles, was in dem politischen Treiben eitel und sinnlos ist. Da es andauernd unmöglich war, ins Freie zu gehen, musterte ich die Klosterbibliothek, fand aber nur ungeheure Folianten mit den Schlüssen der Concilien und Synoden, sowie Bücher des Schlages, von denen Gibbon sagt: „sie sind die wertvollsten für Den, der glaubt, aber die wertlosesten für Den, der nicht glaubt,“ spitzfindige Werke des Thomas von Aquino, sowie anderer Scholastiker und so weiter. In einem der letzteren begann ich zu lesen, fühlte indes bald einen Schwindel im Kopf, fast als ob ich es mit

Hegel's „Phänomenologie des Geistes" zu thun hätte. Endlich entdeckte ich, was nicht selbst mitgenommen zu haben ich längst bedauert hatte, ein Neues Testament in griechischer Sprache, und las nun mit größtem Eifer das Evangelium des Matthäus von Anfang bis zu Ende, gewiß die beste Vorbereitung zu einer Reise in das heilige Land. Zuletzt siegte die Sonne über das Gewölk. Das Vorgebirge wie das Meer leuchteten blendendhell in ihren Strahlen; allein wir mußten den Aufbruch noch tagelang verzögern, weil nach eingelaufenen Nachrichten der Regen die Wege in Galiläa grundlos gemacht hatte. Endlich standen die Rosse mit schönen arabischen Sätteln und Schaufelbügeln vor dem Thor des Klosters. Mehrere von den Offizieren des englischen Dampfers schlossen sich uns für den Ritt an, und da das Gerücht ging, daß Räuber in der Gegend hausten, war es uns sehr willkommen, daß wir uns reichlich mit Pistolen und sonstigen auf dem Schiffe befindlichen Schießgewehren bewaffnen durften. Dergleichen gibt solchen Expeditionen einen Anschein abenteuervoller Romantik, der nicht zu verschmähen ist. Sogleich am ersten Abend kamen wir in die Lage, unsere Waffen zum Schusse bereit halten zu müssen. Wir hatten darauf gerechnet, Nazareth lange vor Dunkelwerden zu erreichen; die Nacht brach jedoch ein, die Pfade wurden immer unwegsamer, und es ward so finster, daß in der gebirgigen Gegend kaum vorwärts zu kommen war und mehrere Pferde stürzten. Da rief plötzlich unser Dolmetsch, ein Grieche, der etwas englisch konnte: „Charge your guns!" und sprach den dringenden Verdacht aus, die Führer hätten uns auf falschen Weg geführt, um uns den Räubern in die Hände zu liefern. Schnell knackten alle Hähne der Pistolen, damit wir gegen einen Ueberfall gerüstet wären. Zugleich wurde den Führern gedroht, wir würden sie beim ersten Nahen der Räuber niederschießen. Die braven Leute schwuren hoch und teuer, sie hätten uns ehrlich nach ihrer

besten Ortskunde geführt, aber bei der schlechten Beschaffenheit des Bodens sei es sehr langsam vorwärts gegangen, und endlich hätten sie sich in der Dunkelheit verirrt. Auch letzteres war nicht sehr tröstlich. Uns blieb jedoch nichts übrig, als den Führern zu folgen und zu hoffen, daß sie uns wieder auf den rechten Weg bringen würden. Nach Stunden weiteren mühsamen Reitens kündete uns endlich Hundegebell an, daß wir uns in der Nähe einer Ortschaft befänden. Diese war Nazareth. Da Mitternacht längst vorüber, hatten wir Mühe, in dem dortigen lateinischen Kloster Einlaß zu finden; endlich jedoch ward er gewährt. Daß die Fürstin die Strapazen dieser ersten Tagereise ertragen, daß sie nie Zaghaftigkeit gezeigt hatte und der Fortsetzung des Ritts mutvoll entgegensah, war bewundernswert. An Nazareth, dem idyllischen Schauplatz von Christi Kindheit und Jugend, scheinen die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen zu sein. Nimmt man die Wahrzeichen des Islam, die Minarete, hinweg, so kann man glauben, noch ganz dasselbe Städtchen vor sich zu haben, das Joseph, der Zimmermann, bewohnte. Es war, wenn auch zur Winterszeit, ein herrlicher Frühlingsmorgen, als wir den Ort und die umliegenden Hügel durchwanderten. Während tausend buntfarbige Blumen aus dem Grün der Halden hervorleuchteten und die Lerchen in den blauen Lüften jubelten, dachten wir gern, wie der junge Jesus hier einhergeschritten, während seine Gedanken sich hoch mit den Lerchen in den Himmel erhoben. — Unser weiterer Ritt durch die Ebene von Estrelon fiel höchst beschwerlich aus. Das Terrain war von dem Regen der jüngsten Tage so aufgeweicht, daß die Pferde bisweilen bis an den Bug in den Schlamm versanken. Unter solchen Umständen mußten wir froh sein, als wir am folgenden Tage auf festen Boden gelangten und nun unser Weg fortwährend durch Felsgebirge führte. In Naplus, dem alten Sichem, besuchten wir die Kirche der Samariter, welche uralte

Gemeinschaft hier ihren Sitz hat. Ihr Priester, ein würdiger Greis mit langwallendem weißem Bart, sprach mit höchster Verachtung von den Juden, als einer ganz jungen Sekte, und sagte geradezu: die samaritanische Religion sei die einzig wahre und jede andere ein schnöder Irrwahn. Wer bedenkt, welch einen unendlich kleinen Bruchteil der Menschen die Samariter bilden, der kann nicht umhin, über solchen Dünkel zu lachen; aber steht derjenige anderer Glaubensgemeinschaften ihm viel an Beschränktheit und Thorheit nach? Uebrigens gestehe ich ein, wegen des barmherzigen Samariters mehr Sympathie für dessen Volk, als für irgend einen der zwölf jüdischen Stämme zu hegen. Der weitere Weg durch die steilen Gebirge Judäas war mühselig; nur der erstaunlichen Sicherheit der syrischen Rosse verdankt man es, wenn man auf diesen bald jäh aufsteigenden, bald wieder in die Tiefe hinabstürzenden Felspfaden nicht Arme und Beine bricht. — Ueber die fernere Reise will ich flüchtig hinweggehen, da sich Einiges darüber in den später folgenden Aufzeichnungen findet. Jerusalem muß wohl auf jeden Europäer, der nicht ganz in niederen Interessen untergegangen ist, die mächtigsten und nachhaltigsten Eindrücke ausüben. Bei mir war dies jetzt in gleich hohem Grade wie bei meinem ersten Besuche der heiligen Stadt der Fall, und ich befestigte hier das Religionsbekenntnis, zu dem ich schon früh gelangt bin, und das mich bis an mein Ende durchs Leben geleiten soll. An seiner eigenen Vervollkommnung wie an jener der Menschheit zu arbeiten, im Geiste der Liebe, der Milde und des Mitleids dem großen Vorbilde dessen nachzueifern, der hier auf dem Oelberge und im Garten Gethsemane gewandelt, das ist die höchste Vorschrift der unsichtbaren Kirche, zu der ich mich bekenne. Eine solche Kirche wollte Christus stiften; aber wie er selbst seiner Heiligkeit wegen den Kreuzestod sterben mußte, so ist auch seine heilige Lehre schon früh aufs schmachvollste entstellt

worden, und in meinen Augen hat das, was seit achtzehn Jahrhunderten Christentum genannt wird, keinen Anspruch auf diesen Namen.

Ich hörte in Jerusalem durch den englischen Geistlichen, an den ich eine Empfehlung hatte, viel über die heiligen Lokalitäten und über die abweichende Art, mit welcher Golgatha und das heilige Grab von dem Einen hierhin, von dem Andern dorthin verlegt werde. Schwerlich läßt sich dieser Punkt je ganz klar stellen, da die Hauptstadt Palästinas durch Titus von Grund aus zerstört wurde und nachher fast drei Jahrhunderte lang der Boden, auf dem sie gestanden, weder von Christen noch von Juden betreten werden durfte. Nur daß die Kirche, welche heute das vermeintliche Golgatha, ebenso wie das angebliche Grab umfaßt, auf dem Platze steht, auf welchem Constantin's Mutter Helena zuerst ein Gotteshaus baute und wo Gottfried von Bouillon nach der Einnahme von Jerusalem in Andacht niederkniete, scheint ziemlich sicher zu sein. Der britische Geistliche teilte mir das jüngst erschienene Buch eines Engländers Ferguson mit, das unter den biblischen Altertumsforschern viel besprochen wurde. In demselben ward behauptet, die jetzige sogenannte Moschee des Omar sei eben jene noch unversehrt erhaltene, von der heiligen Helena über Christi Grabe errichtete Kirche, und die heutige angebliche Grabeskirche sei von den Christen, die jenen von den Muhammedanern für ihren Kultus benützten Tempel nicht betreten durften, nur durch eine fromme Täuschung als Oertlichkeit von Jesu Hinrichtung und letzter Ruhestätte ausgegeben worden. Die Beweisführung hiervon schien mir scharfsinnig zu sein; doch muß sie nach neueren Entdeckungen, auf die ich später zurückkommen werde, als hinfällig angesehen werden. — Der Fanatismus der Moslimen war noch so groß, daß kein Christ sich in die Nähe der Moschee des Omar wagen durfte. Während unserer Anwesenheit wurde ein englischer

Arzt, der zu einem auf dem Platze vor dem Heiligtume wohnenden vornehmen und aufgeklärten Türken gerufen worden war, von einem wütenden Volkshaufen arg mißhandelt. Dennoch ward uns durch die Gefälligkeit eines türkischen Obersten Gelegenheit, vom Dache seines Hauses die Moschee, sowie den Platz vor ihr zu beschauen — ein prachtvoller Anblick, dem vielleicht in dieser Art keiner außer dem der Markuskirche und des Markusplatzes in Venedig gleichkommt. Das Innere der Moschee habe ich erst mehr als zwanzig Jahre später besuchen können.

Eine anziehende Bekanntschaft in Jerusalem war mir die mit dem französischen Konsul Botta. Bei diesem liebenswürdigen Manne, dessen Unterhaltung schon durch seine vielfachen Lebenserfahrungen fesselnd war, der mich aber noch mehr durch seine Erzählungen von der besonders durch ihn bewirkten Entdeckung des alten Ninive interessirte, brachte ich viele Stunden zu. Damals waren die Ausgrabungen der Hauptstadt Assyriens erst im Beginne; einige Flügelstiere und mit geheimnisvollen Schriftzeichen überdeckte Steintafeln hatte Botta ans Tageslicht gezogen, als er durch seine Versetzung an ein anderes Konsulat dem Schauplatze seiner erfolgreichen Thätigkeit entrückt ward. Seitdem haben der Engländer Layard und dessen Nachfolger das Begonnene in größerem Umfange fortgesetzt, ganze gewaltige Paläste sind aufgedeckt worden, und man will, in steinerne Tafeln eingegraben, ein assyrisches Epos gefunden haben. Mag man unsere Zeit in sonstiger Hinsicht hinter andere zurückstellen, so kann doch keine ihr den Ruhm streitig machen, die Aera der großen Entdeckungen zu sein. Wie die Fernrohre unser Auge immer tiefer in noch unbekannte Regionen des Himmels tragen, daß auch die fernsten Nebelflecken sich vor ihm in neue Welten auflösen, so steigen aus dem Abgrund der grauesten Vorzeit verschollene Reiche und Völker wieder empor, so daß wir in

den Straßen ihrer Städte wandeln, mit ihnen selbst leben und verkehren und in ihren Werken uns ihr innerstes Leben vergegenwärtigen können. Dies Ninive, zu dem uns Botta den Weg gezeigt, ist nur der erste Meilenstein auf dem Pfade, der uns dann noch in viel größere Vergangenheit geführt hat. Wie tief in unvordenkliche Vorzeit mag die unterste jener Städte hinaufreichen, die Schliemann auf dem Gefilde von Ilion übereinander getürmt gefunden hat. Die unendliche Zeitenferne, die sich in ihr vor uns aufschließt, gleicht der Ferne des Raums, in welcher der letzte Fixstern, ein kaum faßbarer Punkt, vor unserem Blick schimmert. Aber noch weiter reißt uns die Strömung in unabsehbare Abgründe. Jahrhunderttausende lang, bevor sie die erste Stadt gegründet, schweiften Wesen unseres Geschlechts auf der Erde umher, kämpften mit der Wut der entfesselten Elemente und suchten auf Pfählen inmitten der Seen oder in Höhlen Schutz gegen die wilden Tiere der Urwelt. Allein der Wahn von einem früheren glücklichen Zustande, von einem goldenen Zeitalter, das einst auf Erden geherrscht, ist für immer zerstört. Wenn Schiller geklagt, auf dem „unermessenen Rücken der Welt, den der Gedanke kaum umspanne, sei für zehn Glückliche nicht Raum", so wissen wir jetzt, auch in der Vergangenheit, so unendlich sie sich dem Geiste aufgethan, dürfen wir das geträumte Paradies, das alle Völker an den Anfang ihrer Geschichte setzen, nicht suchen. Mit jedem neuen Denkmal früherer Jahrtausende, das vor uns emportaucht, steigt zugleich die Kunde von der ewigen Entzweiung des Menschengeschlechts, von Schlacht- und Mordgetümmel auf, indem sich Stamm mit Stamm und Volk mit Volk gewürgt. Und ebenso hat sich gezeigt, daß Religionswahn, diese Geißel der Menschheit, schon die wilden Horden der Steinzeit beherrscht hat. In unterirdischen Klüften, tief unter dem Bett von Strömen, haben sich Altäre samt umherliegenden Steinäxten und Knochen

gefunden, die annehmen lassen, daß dort einst Kannibalen ihren Götzen Menschenopfer brachten. Vermutlich trennte schon damals Glaubenshaß die unstät von Ort zu Ort schweifenden Stämme, deren jeder sich für das bevorzugte Volk hielt und die einzig wahre Religion zu besitzen glaubte.

Nachdem wir Jerusalem verlassen und über das als Landungsplatz der Kreuzfahrer berühmte Joppe längs der phönizischen Küste wieder unsern englischen Dampfer am Fuße des Karmel erreicht hatten, schifften wir auf spiegelglattem Meer nach Alexandria hinüber. Die Stadt der Ptolemäer, die größte des Altertums neben Rom, vermochte uns nicht lange zu fesseln. Mir ist, so oft ich dort war, besonders zweierlei aufgefallen: einmal, wie eine so trostlose, sandige Niederung zum Platz für eine solche Weltstadt erwählt werden konnte; dann, wie dieselbe so völlig zerstört worden, daß von allen ihren Prachtgebäuden, in denen sich die kolossalen Dimensionen der altägyptischen mit dem Pomp der römischen Architektur vereinigten, nur sehr geringe Spuren übrig geblieben sind. Die Obelisken, die man Nadeln der Kleopatra nennt, befinden sich in öder Umgebung. Wenn sich bei dem Namen dieser Königin vor unserer Phantasie das Bild üppig grüner Gärten mit Sommerlauben, schattigem Baumdickicht und sprudelnden Springbrunnen erhebt, an denen die schöne Herrscherin in den Armen ihres Antonius geruht, so vermögen wir uns nicht vorzustellen, daß hier, wie viel auch die Kunst hervorzubringen vermochte, je dergleichen vorhanden gewesen. Auf einer Barke machten wir die Nilfahrt nach der jetzigen Hauptstadt Aegyptens. Die Ufer des Stroms in der Gegend von Alexandria entsprechen auch schlecht der Vorstellung von jenen, die man sich aus Plutarch's Erzählungen von den Lustfahrten der Kleopatra und aus derjenigen bildet, die Shakespeare aus dem griechischen Schriftsteller in sein Trauerspiel hinübergenommen hat. Erst wenn man sich Kairo nähert, gewinnen die Ufer

Reiz, nach zurückgetretener Ueberschwemmung des Nil sahen wir sie in voller Frische prangen. Leider waren die Gärten des Ibrahim Pascha auf der Insel Raudha, die ich noch zehn Jahre zuvor in ihrer ganzen märchenhaften Herrlichkeit gesehen, seitdem vernachlässigt und durch eine Wasserflut zerstört worden. Kairo war damals noch ganz die alte Chalifenstadt, und die Europäisirung, durch die leider in neuerer Zeit ihr orientalischer Charakter großenteils verwischt worden ist, hatte noch kaum begonnen. Man denke, wie wohl ich mich inmitten seiner Bazare, seiner von langen Karawanenzügen erfüllten Straßen, auf seinen von bleigedeckten Kuppeln und schlanken Minareten überragten Plätzen fühlte! Welche Stunden, wenn ich von der Burg des Saladin den Blick über das ungeheure Häusermeer und den grünen Uferstrich am Nil zum Saum der gelben Wüste und den aus einer Zeitenferne von sechs Jahrtausenden in die Gegenwart herüberragenden Pyramiden schweifen ließ! Das Glück wollte, daß ich in der Residenz der Fatimiden einen Mann kennen lernte, der mit ihr und den Sitten ihrer Bewohner vertraut war wie kein Anderer. Es war der Engländer Edward Lane, der seit einer langen Reihe von Jahren dort lebte und sich ganz heimisch gemacht hatte. Man verdankt ihm ein höchst merkwürdiges, auf eigene Anschauung gegründetes Buch über die Sitten und Gewohnheiten der modernen Aegypter, sowie eine Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht mit zahlreichen Anmerkungen, die einen wahren Schatz für die genauere Kenntnis des orientalischen Lebens enthalten. Jetzt beschäftigte er sich mit der Abfassung eines umfangreichen arabischen Lexikons, das, wenn ihm dessen Vollendung gegönnt worden wäre, alle bisherigen Arbeiten in diesem Fach übertroffen haben würde. Es sind große, von Orientalen selbst redigirte Wörterbücher des Arabischen vorhanden, und aus diesen haben unsere europäischen Gelehrten, wie Golius und Freytag, die ihrigen geschöpft; allein der

Reichtum der Sprache ist so ungeheuer, daß beim Lesen arabischer Schriftsteller uns diese Werke noch jeden Augenblick im Stiche lassen. Um solchem Mangel abzuhelfen, wollte Lane aus dem Munde der Eingeborenen selbst die Lücken ausfüllen, und damit er ungehindert gleich einem der Ihrigen mit ihnen Umgang pflegen, sowie Eintritt in ihre Häuser erlangen könnte, kleidete er sich wie die Muhammedaner, hatte auch deren Gebräuche angenommen. Natürlich mied er unter diesen Umständen die Europäer; ein junger mit ihm verwandter Brite indes, der sich gleichfalls orientalisch kleidete und mit großer Gewandtheit den Morgenländer spielte, erwies mir den Dienst, mich zu ihm zu führen. Ich fand Lane mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich, mächtige Folianten um sich her aufgeschlagen. Als er erfuhr, daß ich mich selbst mit dem Arabischen beschäftigte, hieß er mich lebhaft willkommen und lud mich alsbald ein, meinen Besuch zu wiederholen, was ich auch mehrfach that. Seine Studien nahmen ihn so ganz in Anspruch, daß sein Gespräch sich ausschließlich um diese drehte. Er sagte, das Feld, welches zu bearbeiten er unternommen, sei so unermeßlich, daß er nicht hoffen dürfe, obgleich noch in den Jahren der Rüstigkeit stehend, nur die Hälfte des Werkes zu vollenden; und dennoch habe er sich von Anfang an darauf beschränkt, einzig das Arabische des Orients, besonders das der klassischen Schriftsteller, zu berücksichtigen. Wollte man auch diejenigen Worte aufnehmen, welche nur bei abendländischen Autoren, besonders Andalusiern, vorkämen, so würde gar kein Ende zu finden sein. Letztere Arbeit, die seitdem der treffliche, nun auch vor deren Beendigung dahingeschiedene Dozy übernommen, überlasse er daher einem Andern; eigentlich sei für jeden der Dialekte des Arabischen ein eigenes Lexikon nötig. Er rühmte von Kairo, dasselbe wäre jetzt der Hauptsitz der orientalischen Gelehrsamkeit; er kenne dort Männer, welche, nur um ihre Sprache

gründlich zu studiren, sich in die Wüste begeben und Jahre lang unter den Beduinen der Umgegend von Mekka gelebt hätten, wo das Arabische noch immer am reinsten gesprochen würde. Diese Leute, deren Zuvorkommenheit er pries, teilten ihm dann die wichtigsten Materialien mit. Ich schied von dem seltenen Manne mit hoher Bewunderung für denselben. Sein ganzes Leben aus reiner Begeisterung für die Wissenschaft Einem Ziele zu weihen, gehört gewiß zu den seltensten Erscheinungen in unserer Zeit. Aber mit welcher Ungerechtigkeit wird gegenwärtig der Ruhm verteilt: für die kolossale Anstrengung eines Gelehrten wie Lane, für ein Werk, dem in Bezug auf den dabei angewandten Fleiß und die überwundenen Schwierigkeiten in der Gegenwart nicht eines, in der Vergangenheit kaum das des Henricus Stephanus gleichgestellt werden kann, gibt es keine Kränze!

Durch das Entgegenkommen des Vizekönigs wurde dem Fürsten ein eigenes Dampfschiff zur Verfügung gestellt, um auf diesem die Reise nach Oberägypten zu machen. Da die Flut des Nil nach der alljährlichen Ueberschwemmung schon stark im Abnehmen war, konnten größere Schiff wie das unsrige nur noch bis nach Theben hinauf gelangen. Es ist dies freilich der bei weitem wichtigste und merkwürdigste Punkt im ganzen Lande der Pharaonen. Wir landeten überall nach Belieben, bald die schweigenden Geschlechter der Toten in ihren Katakomben zu besuchen, bald uns an dem echt orientalischen Charakter der Städte Minyeh und Siut zu erfreuen, oder am Ufer unter dem Schatten hochstämmiger Palmen unsere Mahlzeiten zu halten. In Oberägypten, besonders zwischen Denderah und Theben, waren damals die Krokodile, die sich jetzt vor dem Lärm der Dampfschiffe mehr nach Süden zurückgezogen haben, noch häufig. Wir sahen deren manche am Ufer und an den Sandbänken inmitten des Stromes sich in den Mittagstrahlen sonnen und schossen vom Bord nach ihnen,

um sie aus dem Schlaf zu erwecken. Beim Knall der Flinten regten sie sich dann, blickten verwundert um sich und plumpten in das Wasser hinab. Theben mit seinen gigantischen Monumenten wirkte fast noch überwältigender auf mich, als schon zehn Jahre früher, ja noch mächtiger, wie sich denn der Eindruck bei meinem jüngsten Besuch abermals gesteigert hat. — Von dem Tempel von Karnak, dem Memnonsbild und den Königsgräbern in dem libyschen Gebirge möchte ich, wie die Griechen vom olympischen Zeus, sagen, daß Derjenige, der sie nicht gesehen, vergebens gelebt habe. Wer zu den ungeheuren ägyptischen Bauten, den riesenhaftesten, die je von Menschenhand erschaffen worden, emporgeblickt hat, wer sich unter ihnen die unergründliche Tiefe der Vergangenheit vergegenwärtigt, aus welcher sie zu uns emporragen, dessen Seele, sollte ich denken, muß größer werden, als sie bis dahin gewesen; sie muß sich über die Spanne Zeit, in die sie auf Erden gebannt ist, und über alle kleinen Gedanken und Sorgen erheben.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Gaëta. — Pius IX. — König Ferdinand von Neapel. — Herzog von Rivas. — Martinez de la Rosa.

Von Aegypten begab sich Fürst Hohenlohe direkt nach Mola di Gaëta, um von dort aus die ihm für den Papst erteilten Aufträge auszurichten. Der heilige Vater hatte nämlich, nachdem er aus dem inzwischen zur Republik erklärten Kirchenstaat geflohen, seinen Aufenthalt in der nahen Festung Gaëta genommen. Die letztere war damals zugleich der Zufluchtsort des Königs Ferdinand von Neapel, der sich in seiner Hauptstadt nicht sicher fühlte, und der Pontifex wie der König wohnten beide in dem nämlichen kleinen Schlosse, das nur sehr beschränkte Räume für sie darbot. Es war mir zu wiederholten Malen vergönnt, meine Lippen auf die Hand, oder vielmehr auf den Ring Pius' IX. zu drücken. Der Eindruck, den ich von dem Papste empfing, war der eines wohlwollenden, herzensguten Mannes. Bei aller Würde, die er stets behauptete, umspielte ein freundliches Lächeln seine Züge, und ich habe ein Gefühl wahrer Verehrung von ihm mit hinweggenommen. Diese Empfindung steigerte sich noch durch manche Charakterzüge von ihm, welche der Bruder des Gesandten, Kardinal Hohenlohe, der damals in der unmittelbaren Nähe des heiligen Vaters eine Stellung bekleidete, mir von ihm mitteilte. Er war bei seinem Regierungsantritt von dem aufrichtigen Willen beseelt gewesen, manche Mißbräuche im Kirchenstaat

abzuschaffen. Seine ersten Handlungen in diesem Sinne sah er mit Enthusiasmus aufgenommen; er wurde dadurch der populärste Mann Italiens. Allein wenn das Volk ihm zujubelte, hatte dies immer den Sinn, daß es noch mehr Freiheiten wollte. Bald wurde dem Statthalter Christi klar, wie er sich auf einer abschüssigen Bahn befände, wie der ganze Bau seiner Vorgänger einstürzen würde, wenn man an ihm rüttelte oder einige Steine aus ihm loslöste. So suchte er in seinem begonnenen Werk inne zu halten. Aber in den Römern, die einmal eine kleine Dosis der Freiheit geschmeckt hatten, war nun ein unersättlicher Hunger nach derselben erweckt worden, und sie verlangten ein Maß davon, das mit einer päpstlichen Regierung überhaupt nicht verträglich war. So mußte Pius vor der immer höhere Wellen schlagenden Bewegung fliehen. Man konnte beklagen, daß ihm sein gutes Wollen so übel belohnt worden war. Allein dieses Gefühl, das mich erfüllte, als ich den aus seinen stolzen Palästen Vertriebenen in solchen engen Räumlichkeiten erblickte, konnte in mir doch nie den Wunsch erregen, ihn in seiner weltlichen Herrschaft wiederhergestellt zu sehen. Es war mir klar, daß mit dieser sich die schon von so vielen Generationen ersehnte Einheit Italiens nicht vereinigen ließ. — Auch dem König Ferdinand von Neapel ward ich in Gaëta von neuem vorgestellt. Die Worte, die ein König bei solcher Gelegenheit spricht, sind natürlich von sehr banaler Art, wie ein Anderer sie in demselben Falle auch sagen würde, und es wäre höchst thöricht, sie für dessen Charakteristik zu verwerten. Wenn sich indes aus dem Gesichtsausdruck ein Schluß auf die Beschaffenheit des Innern eines Menschen ziehen läßt, so erschien mir der bourbonische Herrscher als das gerade Gegenteil des heiligen Vaters. Wie sich in den Zügen Dieses wahre Seelengüte aussprach, wie dieselben nichts von Falschheit verrieten, so lag in denen des Königs etwas Verstecktes und Arglistiges. Schon als ich ihn das

erste Mal sah und als sich sein bösartiger Charakter noch weit weniger offenbart hatte, glaubte ich, seine Stirn und seine Augen auf den Büsten römischer Imperatoren, namentlich des Caracalla, erblickt zu haben. Es war etwas Stammelndes in seiner Redeweise, was sich fast ausnehmen konnte wie Verlegenheit, aber auch wie böses Gewissen, als ob er sich auf etwas Schlimmem ertappt glaubte. Wie die beiden Genannten in der Festung Gaëta, so hatte der Großherzog von Toscana, den gleichfalls die Revolution aus seinem Lande vertrieben, seinen Aufenthalt in Mola. Häufig sah ich ihn einsam, hauptgesenkt und in Gedanken vertieft, in der Umgegend umherwandern und konnte ihm mein Mitgefühl wegen seines Schicksals nicht versagen. Doch ist die Einheit Italiens etwas so Herrliches, daß jeder Herrscher der Halbinsel den Verlust seiner Souveränetät, insofern sie durch denselben erkauft wurde, verschmerzen sollte. Damals erschien freilich die Verwirklichung der italienischen Hoffnungen noch als sehr unsicher.

Die sonst so stille Bucht von Gaëta war zu der Zeit, als die drei Herrscher an ihr ein Asyl gefunden, äußerst belebt. Mehrere spanische Kriegsschiffe lagen auf der Rhede vor Anker; denn die Königin Isabella wollte sich, obgleich Klerus und Mönche in Spanien unter ihrem Scepter viel zu leiden gehabt hatten, doch den Ruhm nicht rauben lassen, gleich ihrer Vorgängerin auf dem Thron von Castilien die Hüterin des Katholizismus zu sein und den Papst unter ihre Fittige zu nehmen. So verkehrten oft spanische Offiziere am Lande, was mir sehr willkommen war, da ich den Umgang mit Spaniern immer besonders geliebt habe. Kein Volk hat so angenehme gesellige Formen; kaum hat man einige Minuten mit einem Spanier gesprochen, so verkehrt man mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Unter den Offizieren fand ich höchst gebildete Leute von wissenschaftlichen und literarischen Kenntnissen; sobald sie mich spanisch sprechen hörten und dann

weiter erfuhren, wie sehr ich ihre Literatur schätzte, hatte ich sie zu Freunden gewonnen; denn begeisterte Vorliebe für ihr Land ist dieser Nation eigen, wie keiner andern. — Dem heiligen Vater sowie den flüchtigen Fürsten von Neapel und Toscana war auch das bei ihnen akkreditirte diplomatische Corps gefolgt, und Mola di Gaëta wimmelte daher von Gesandten fast aller europäischen Höfe wie von deren Legationsräten, Attachés und Kanzlisten. Die Erscheinung, die in diesem glänzenden Kreise die meiste Aufmerksamkeit auf sich zog, ja als deren Mittelpunkt betrachtet werden konnte, war eine Dame, Gräfin Spaur, die Gemahlin des bayerischen Gesandten. Eine geborene Römerin und einst wegen ihrer blendenden Schönheit gefeiert, hatte sie auch noch in späteren Jahren einen großen Teil ihrer Reize bewahrt und verband mit diesen ein so faszinirendes Wesen, daß sie, eine zweite Armida, Jeden der in ihre Nähe kam, bezauberte. Jetzt hatte sie dem Ruhm ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit noch den hinzugefügt, den Statthalter Christi, der beim ersten Ausbruche der Revolution in Rom wirklich bedroht gewesen, aus der heiligen Stadt zu retten. Nach ihrer Anleitung war er, als ihr Hauskaplan verkleidet und als solcher in ihrem Reisewagen Platz nehmend, glücklich auf neapolitanisches Gebiet entkommen, und es wurde gesagt, er selbst habe gegen mehrere Personen die Umsicht und Geistesgegenwart, welche die seltene Frau bei dieser Gelegenheit entfaltet, hoch gerühmt. Botschafter und Gesandte haben an sich, mögen sie auch mit noch so vielen Ordenssternen überdeckt sein und in der Gesellschaft die vordersten Plätze einnehmen, mir durch ihre bloße Stellung nie imponirt. Ich habe unter ihnen viele unglaublich unbedeutende Leute gefunden, von denen ich kaum begreifen konnte, wie ihre Souveräne sie nur auf solche Posten stellen mochten. In Mola di Gaëta befanden sich jedoch einige Diplomaten, die sich weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben und denen dort näher treten

zu können ich mich glücklich schätzte. Der eine war der spanische Botschafter Don Angel de Saavedra, Herzog von Rivas. Derselbe, einer der vorzüglichsten Dichter und Schriftsteller des neueren Spaniens, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Der liberalen Partei angehörig, mußte er, nachdem der Aufstand Riego's niedergeworfen war, aus seinem Vaterlande fliehen und lebte Jahre lang wegen Sequestration seines Vermögens in sehr beschränkten Verhältnissen teils zu Tours in Frankreich, teils in Malta. Während seines Exils widmete er sich mit Eifer der Malerei, und in der Kathedrale von Tours sollen sich einige von ihm vollendete Gemälde befinden. Noch mehr aber beschäftigte ihn die Dichtkunst, welcher er seit seiner Jugend gehuldigt hatte. Ein paar seiner Poesien, „Der Traum des Gefangenen" und „An den Leuchtturm von Malta", in denen sich die ihn damals erfüllende verzehrende Sehnsucht nach seiner Heimat auf rührende Weise ausspricht, gehören zu den schönsten in der neueren spanischen Literatur. Als nach dem Tode Ferdinand's VII. dann die liberale Partei an das Ruder kam, eilte Don Angel de Saavedra in sein Vaterland zurück, und bald erschloß sich ihm eine glänzende Laufbahn. Mit den hohen Staatsämtern, die er sowohl als Minister wie als Gesandter bekleidete, hat er immer den Kultus der Musen zu vereinigen gewußt. Die Zeit seiner Rückkehr nach Spanien war auch diejenige, in der sich dort eine neue romantische Schule erhob, und zu ihren Hauptführern gehörte er. Sein Drama „Don Alvaro oder die Macht des Schicksals", das er schon während der Verbannung geschrieben hatte, brach als eines der ersten die Herrschaft des sogenannten Klassizismus und der drei Einheiten auf der spanischen Bühne. Als ich das erste Mal die Halbinsel besuchte, war dasselbe auf allen Bühnen heimisch, und ich habe es mehrmals unter enthusiastischem Beifall aufführen sehen. Es ist, wenn man auch den Einfluß der Victor Hugo'schen Schule erkennt, doch, wie

ich von den Landsleuten des Verfassers mit Stolz sagen hörte, muy español („sehr spanisch"). Die höchst lebendigen andalusischen Volksscenen tragen ganz nationales Gepräge und entzückten die Zuschauer, die lange so etwas nicht gesehen hatten. Die ernste Handlung, welche sich, wie die so mancher Calderonschen Dramen, um die Rachepflicht bei gekränkter Ehre dreht, erfüllt die Scene mit mannigfaltigem Leben. Der Text einer Oper von Verdi ist diesem interessanten Trauerspiel nachgebildet, wie überhaupt die Verfasser italienischer Librettos moderne spanische Komödien mehrfach ausgebeutet haben. Weiter schrieb der Dichter, der durch Erbschaft den Titel und Besitz eines Herzogs von Rivas erhielt, eine Reihe von Komödien, worunter ich besonders das prächtige Lustspiel „Tröstungen eines Gefangenen" nenne. Die Hauptpersonen dieses Stücks sind Karl V. und Franz I. von Frankreich. Der deutsche Kaiser hört, nach der Erfindung des Dichters, daß der König, der als sein Gefangener in Madrid festgehalten wird, sich so gar unglücklich fühlt, und verstattet ihm deshalb großmütig, in jeder Nacht einige Stunden nach altspanischer Weise auf Liebesabenteuer auszugehen. Wie nun der Zufall den französischen König zu derselben Dame führt, die auch der Kaiser liebt, und so die beiden Herrscher, wie früher auf dem Schlachtfelde, auch in der Liebe in Konflikt kommen, ist der Inhalt des geistvollen Stückes, in dem das Drama aus der Zeit Philipp's IV. wieder aufgelebt zu sein scheint. — Auch als Historiker hat sich der Herzog von Rivas durch eine Geschichte des Aufstands des Masaniello hervorgethan, die er verfaßte, während er den Botschafterposten in Neapel bekleidete. Als ich ihn in Gaëta kennen lernte, knüpfte sich sogleich ein Verhältnis zwischen ihm und mir an. In Neapel habe ich schöne Stunden bei ihm in seiner auf dem Vomero reizend gelegenen Wohnung verbracht und noch mehr später zu Madrid mit ihm Verkehr gepflogen. Rivas vereinigte die größte persönliche Anmut des

Wesens mit einer seltenen Fülle von Geist und Bildung in wahrhaft bestrickender Weise. Immer, obgleich er einen großen Teil seines Lebens in fremden Ländern zugebracht hatte, blieb er Spanier vom Wirbel bis zur Zehe, und auch aus der herrlichen Umgebung, wo ich ihn zuerst traf, sehnte er sich nach seiner Heimat zurück. Sobald er hörte, daß ich Andalusien kennte und liebte, leuchtete sein Auge höher auf und er war unerschöpflich, mir besonders von seiner Geburtsstadt Cordova zu erzählen, wie er dort schon als Knabe den Trümmern der Chalifenschlösser nachgeforscht und eine Sammlung arabischer Reliquien angelegt, die er mir einst in Madrid zeigen zu können hoffte. Unter den Hufeisenbogen, welche die 1300 Säulen der Omajjadenmoschee mit einander verbinden, und unter den Orangenbäumen des Vorhofs dieser Moschee hatte er die schönsten Träume seiner Kindheit geträumt. — Auch der zweite der Diplomaten, welche in Gaëta mein Interesse auf sich lenkten, war ein Spanier, Martinez de la Rosa, damals Botschafter in Rom. Sein Name ist mit der ganzen Geschichte seines Landes seit dem Regierungsantritt der Königin Isabella verflochten. Er war mehrmals leitender Minister, und wenn auch die extremen Parteien ihn anfeindeten, so ist doch von keiner die Redlichkeit seines Wollens verdächtigt worden. Wie der Vorgenannte hat auch Martinez de la Rosa während seiner staatsmännischen Laufbahn immer die Literatur kultivirt. Als Dichter war er von geringerer Begabung, als der Herzog von Rivas. In seinen ersten Produktionen unterwarf er sich ganz den Regeln Boileau's, die etwa ein halbes Jahrhundert lang in Spanien als unverbrüchlich galten, ja er schrieb ein Lehrgedicht über die Poetik, in dem er diese Regeln aufs strengste einschärfte. Da Martinez de la Rosa in Granada, dieser Stadt, wo die Poesie wie nirgends sonst ins Leben getreten ist, geboren war, da er als Kind in der Alhambra und am Ufer des goldführenden Darro gespielt hatte, so kann

man sich wundern, daß sein Geist sich anfänglich einer so nüchternen Richtung hingab. Indes schon in einem Lustspiel, das er in jener Zeit schrieb: „Die Tochter zu Hause und die Mutter auf dem Maskenball", bricht der frische Lebenshauch der altspanischen Komödie hervor, und die sinnig erfundene, mit großer Feinheit durchgeführte Fabel spricht ebenso an, wie die in Versen von bezaubernder Anmut leicht hingleitende Sprache und das „andalusische Salz" des Dialogs. Später emanzipirte sich dann unser Dichter auch von dem früheren Regelzwange und schrieb zwei Dramen in der Weise der romantischen Schule. Unter seinen sonstigen Werken ist eine sehr sorgfältig nach alten Urkunden gearbeitete Biographie des Hernan Perez de Pulgar, jenes durch seine fabelhaften Heldenthaten berühmten Kriegers im Heere Ferdinand's und Isabella's zu nennen. Dieses Buch erfüllt ein glühender Hauch des Patriotismus, der sehr für den Verfasser einnimmt. Weiter schrieb derselbe noch einen historischen Roman „Donna Isabel de Solis", dessen Schauplatz seine Vaterstadt während der letzten Zeit der maurischen Herrschaft ist und der mich vielleicht weniger durch seine Fabel, als durch die genaue Kenntnis und lebendige Schilderung aller Oertlichkeiten von Granada interessirt. — Um die persönliche Liebenswürdigkeit von Martinez de la Rosa ins Licht zu stellen, erwähne ich hier noch folgendes. Schon früher hatte ich ihn in Paris kennen gelernt und ihn so entgegenkommend gefunden, daß, als er bald darauf Minister und Präsident der spanischen Akademie wurde, ich es wagte, an ihn zu schreiben, um durch seine Vermittlung einige mir überaus wichtige Werke von der spanischen Bibliothek zu erhalten. Mein Schritt konnte beinahe verwegen genannt werden, allein Martinez de la Rosa that, was schwerlich der Minister und Akademiepräsident irgend eines andern Landes gethan haben würde: er sandte mir jungem Manne die gewünschten Bücher auf ein halbes Jahr und begleitete die

Sendung, die mir durch die spanische Gesandtschaft in Paris zukam, mit einem freundlichen Schreiben.

Wie viel Anregendes mir mithin die Gesellschaft in Mola auch bot, so zog ich mich doch oft in die Einsamkeit der wundervollen Natur zurück, welche diese Stadt umgibt. Die Hügel umher prangen in höchster Ueppigkeit südlichen Pflanzenwuchses, und wie ich, auf ihnen schweifend, bald hier in einer Myrtenschlucht an stürzenden Waldbächen, bald dort auf einer vorspringenden Klippe unter einem breitästigen Wipfel voll niederhängender Goldfrüchte mir einen Ruheplatz erwählte, glitt mein Blick auf die weite Bucht und über die blaue, wogende Flut des Mittelmeers zu den fernen Ponzainseln hinüber. Meistens habe ich es verstanden, mit bewegtem Reiseleben sowohl, wie mit dem Strudel des gesellschaftlichen Treibens doch noch geistige Beschäftigungen zu verbinden. So hatte ich auch in den Stunden, die ich dazu erobern konnte, auf den Höhen hinter Mola immer Papier und Bleistift bei mir und vergaß beim Produziren nicht selten, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte und ich in der reizend gelegenen Villa Caposele, wo wir wohnten, zum Mittagessen erwartet wurde. Erst der abendliche Ton der Pfeifen, wenn die Ziegenhirten ihre Herden heimtrieben, mahnte mich zum Aufbruch.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rom zur Zeit der Republik von 1849. — Josef Mazzini.

Unterdessen kamen aus Deutschland höchst niederschlagende Nachrichten, wonach das notdürftig und provisorisch zusammengeschweißte Deutsche Reich schon wieder aus den Fugen ging. Die Unmöglichkeit, eine irgend befriedigende Form der Einheit zu finden, in welche Oesterreich und Preußen zugleich hineinpaßten, hätte zwar Allen von vornherein klar sein sollen; dennoch hatten Viele, und so auch ich, sich darüber Illusionen gemacht. Die Sendung des Fürsten Hohenlohe war nun auch beendigt und derselbe kehrte nach Deutschland zurück; ich dagegen wandte mich nach Neapel, um noch einen längeren Aufenthalt dort zu machen. Allein es lastete damals ein dumpfer Druck auf der unglücklichen Parthenope, der mir bald wie ein Alp die Brust beklemmte. Von einem seit lange daselbst heimischen deutschen Konsul und anderen zuverlässigen Personen hörte ich Berichte über die von der bourbonischen Regierung geübten Grausamkeiten, bei denen sich mir die Haare sträubten. Nachdem König Ferdinand im vergangenen Jahre die von ihm selbst unter dem Zwang der Umstände gegebene Verfassung umgestürzt und in einem furchtbaren Blutbade den Widerstand der Bevölkerung gebrochen hatte, waren Alle, die an der Bewegung teilgenommen und nicht rechtzeitig geflohen, selbst die liberalen Minister und andere hohe Beamte, verhaftet und in die mit Gefangenen überfüllten Kerker von S. Elmo

und Nisida geworfen worden; Männer, welche wegen ihres edlen Charakters und ihrer hohen geistigen Bildung als Zierden ihres Landes die höchsten Ehrenstellen hätten bekleiden sollen, mußten, mit gemeinen Verbrechern zusammengekoppelt, auf den Galeeren Frondienste thun. Die Polizei, von dem schändlichen Maniscalco geleitet, herrschte allmächtig, und Niemand war sicher, auf den bloßen Verdacht liberaler Gesinnung hin nicht in der nächsten Stunde in unterirdischen Marterkammern zu verschwinden. Auf dem Gesicht aller Italiener lag Schrecken und Angst; jeder Laut, den sie von sich gaben, mußte aufs vorsichtigste überwacht werden; denn ein unbedachtes Wort konnte sie in Gefahr bringen. Manche werden glauben, daß ich hier übertreibe; ich habe jedoch nicht von einer, sondern von vielen Seiten Aussagen erhalten, die unverwerfliches Zeugnis für einen solchen Stand der Dinge ablegten. Auch liefert das weltbekannt gewordene Beispiel von Poerio einen Beweis dafür. Wenn mit einem Minister so verfahren werden konnte, wie läßt sich da bezweifeln, daß der König und seine Kreaturen gegen geringere Persönlichkeiten, die ihnen mißliebig oder verdächtig, alle, auch die barbarischsten Maßregeln zur Anwendung gebracht haben? — Obgleich mir als Fremdem natürlich keine Gefahr drohte, beschloß ich doch, das in einen großen Kerker verwandelte Königreich Neapel zu verlassen und über Rom meinen Heimweg zu nehmen. Unter den Anhängern der italienischen Regierungen wie auch unter den Diplomaten war der Glaube verbreitet, der seit der Flucht des Papstes in eine Republik umgewandelte Kirchenstaat sei ein Herd der Anarchie und man könne ohne Lebensgefahr den Fuß nicht über seine Grenze setzen. Allein ich hatte durch Reisende, welche direkt von dort kamen, gehört, daß nichts hiervon wahr sei, daß vielmehr in Rom die größte Ruhe und Ordnung herrsche. Josef Mazzini, der als Diktator an der Spitze des neuen Freistaates stand, setzte eine Ehre darein,

der Welt zu zeigen, daß die Tiberstadt unter seiner Obhut besser verwaltet werde, als sie es unter den Päpsten gewesen. Ich hatte, wie erzählt, diesen damals und nachher so viel genannten, bald hoch gepriesenen, bald arg verlästerten Mann schon im Jahre 1841 zu London im Hause meines Jugendfreundes George Toynbee kennen gelernt. Als ich London verließ, schenkte er mir ein Exemplar von Berchet's Romanze spagnuole und schrieb auf das erste Blatt die Worte: „Ne puissiez-vous pas mourir sans avoir vu une Allemagne unie et libre! Votre ami Josef Mazzini.“ Er selbst sagte mir, ich sollte das Buch sorgfältig verbergen, da sein Name mich kompromittiren und auf mich den Verdacht werfen könnte, ich sei ein Konspirator gleich ihm. Mir selbst war dieser Gedanke gar nicht gekommen. Erst später bei den wiederholten Schilderhebungen der republikanischen Partei jenseits der Alpen ward mir klar, welchen von allen Regierungen Europas geächteten und gefürchteten Verschwörer ich meinen Freund nannte. Von da an verfolgte ich seine Laufbahn mit größtem Interesse und erhielt auch häufig Mitteilungen über denselben aus London. Diese lauteten stets dahin, Mazzini sei nach der Aussage Aller, die ihn kennten, ein Mann von durchaus edlem Charakter, von wahrer Herzensgüte und aufopfernder Menschenliebe; ich habe daher auch nie dem Gerede seiner Feinde mein Ohr geliehen und mich neuerdings aufrichtig gefreut, daß alle gegen ihn verbreiteten Verleumdungen verstummt sind und Italien ihm als einem seiner größten Männer die verdienten Huldigungen darbringt. In Genua ragt nun, nicht fern von dem Standbild des Columbus, die Marmorstatue Desjenigen, der bei seinen Lebzeiten von sämmtlichen italienischen Herrschern zum Tode verurteilt worden war, und alle Patrioten legen Kränze zu seinen Füßen nieder. Mazzini war durchaus Idealist und von glühendem Eifer beseelt, die ihm vorschwebende Idee der Einheit und Freiheit seines Vaterlandes zu verwirklichen.

Das edelste Streben vermag jedoch, wie nun einmal die Welt beschaffen ist, in der Ausführung nicht immer seine volle Reinheit zu bewahren, und so mögen von den Werkzeugen, die seine Pläne ausführten, manche Handlungen begangen worden sein, die sich nicht billigen lassen und die er selbst verwarf. Allein auf ihn fällt deshalb kein Makel; unzweifelhaft muß er als einer der Hauptbegründer der italienischen Einheit angesehen werden, und es ist sehr die Frage, ob dieselbe ohne ihn zu Stande gekommen wäre. Denn er schürte die Flamme des Patriotismus unablässig schon in einer Zeit, als die savoyische Königsfamilie, welche später das nationale Banner ergriff, in Unterdrückung der Halbinsel noch mit der neapolitanischen wetteiferte. Durch zahllose, mit Feuer und Schwung geschriebene Flugschriften, die er trotz aller von den Behörden ergriffenen Maßregeln im ganzen Lande zu verbreiten wußte, fachte er die Begeisterung für die nationale Idee in der Jugend an und erfüllte deren Seelen zugleich mit Haß gegen die Knechtschaft, unter der das Volk seufzte. Mit wahrem Heroismus machte er selbst, während von den Regierungen Preise auf sein Haupt gesetzt waren, in Verkleidung Reisen von Savoyen und der Lombardei aus bis an den Pharus von Messina, um sein Werk zu fördern, seine Anhänger zu ermutigen und den Sturz der verhaßten Machthaber vorzubereiten. Einen Fehler scheint er mir später, als die meisten Patrioten sich um König Victor Emanuel scharten, darin begangen zu haben, daß er diesem in den Weg trat und auf der Verwirklichung der von ihm geplanten Republik bestand. Er war eben leidenschaftlich in dem Wahn befangen, nur in der Form der Republik lasse sich die Freiheit verwirklichen. Wie sehr dies ein Irrtum sei, wie ein Freistaat reaktionärer sein könne, als eine Monarchie, sollte er noch selbst erleben. Denn das republikanische Frankreich unter dem Präsidenten Cavagnac entsandte ein Heer, um den unter seiner Leitung stehenden, sich vortrefflich geordneter

Zustände erfreuenden Freistaat Rom zu zerstören und dessen Bevölkerung wieder dem alten, zugleich verhaßten und verachteten Regimente mit allen seinen Mißbräuchen zu unterwerfen; die Monarchie Italien aber hat das Land und Volk von diesem unheilvollen Joch wieder erlöst. Wie Mazzini in dieser Hinsicht so fest in seinen einmal gefaßten Meinungen beharren konnte, ist um so schwerer zu erklären, da er sonst einen klaren Blick hatte und dem Kommunismus und Sozialismus immer entschieden feindlich gewesen ist.

Von Neapel aus machte ich mich mit Extrapost auf den Weg und brachte noch einen Tag in Gaëta zu. Während ich mich dann durch die als Räubernester berühmten Orte Itri und Fondi der römischen Grenze näherte, fielen mir die überall befindlichen Massen neapolitanischer Soldaten auf; ich begann schon zu ahnen, wie König Ferdinand nur auf eine Gelegenheit lauerte, um in den verhaßten Freistaat einzurücken. Da er sich indes unstreitig bewußt war, daß der Freiheitsgeist, der in ganz Italien loderte, auch in seinem Heere Eingang gefunden habe und er sich deshalb nicht unbedingt auf dasselbe verlassen könne, wagte er nicht, über das Nachbarland herzufallen, sondern wartete, bis er dies unter dem Schutze eines mächtigeren Bundesgenossen thun könnte. Wiederholt mußte ich meinen Paß vorzeigen; derselbe wurde mit höchst bedenklicher Miene untersucht, und man würde mir sicher untersagt haben, weiter zu reisen, wenn ich mich nicht darauf berufen hätte, das Dokument trage die eigenhändige Unterschrift eines österreichischen Erzherzogs. Sobald ich auf römisches Gebiet kam und in dem wundervoll gelegenen Terracina mein Nachtquartier genommen hatte, atmete ich freier auf. Nachdem ich am folgenden Morgen das hoch auf Felsen thronende Gothenschloß des Theodorich erklommen und droben der Aussicht auf das unendliche Meer und das Kap der Circe genossen hatte, setzte ich meinen Weg durch die pontinischen Sümpfe fort und

zog über Genzano und Albano in die alte Weltstadt ein, die nun, wenn man die kleinen Putsche des Crescentius und Cola Rienzi abrechnet, seit dem Untergange des Junius Brutus zum erstenmale wieder Republik war. Wegen meines Passes sowohl als Gepäckes ward ich in keiner Weise belästigt und nahm ein Zimmer in dem bekannten Einkehrhause von Cesari neben der Dogana. Bei meinem ersten Gange durch die Straßen, sowie auch an den folgenden Tagen fand ich das Aussehen der Stadt kaum irgendwie verändert, außer daß mir viele Nationalmilizen begegneten. Alle Menschen gingen ruhig ihrer Wege; die von mir früher besuchten Cafés und Restaurationen waren unverändert. Nachmittags wimmelte der Monte Pincio von Spaziergängern; nur fiel mir auf, daß sich auf dem Corso und Platz Colonna oft Gruppen von Menschen bildeten, die lebhafte Gespräche mit einander führten. Nach der Aussage Aller, welche ich darüber befragte, war seit den der Flucht des Papstes vorhergegangenen Revolutionsscenen kein Gewaltakt geschehen; auch die unteren Volksklassen benahmen sich würdig. Die Sicherheit des Eigentums und der Personen war vollständig, und selbst Bettler gewahrte ich in viel minderer Zahl als ehemals. Mazzini's Name war natürlich in Aller Munde; er wurde wie ein Heros gefeiert, und bei Vielen schien der Glaube zu herrschen, unter seiner Diktatur werde sich die Republik über ganz Italien verbreiten. Obgleich ich mir denken konnte, wie sehr die Zeit des seltenen Mannes, der jetzt die höchste Stellung in Rom bekleidete, in Anspruch genommen sei, war mein Wunsch, ihn unter so völlig veränderten Verhältnissen wieder zu sehen, doch zu lebhaft, als daß ich dem Versuch zu dessen Ausführung hätte entsagen mögen. So begab ich mich denn in einer Nachmittagsstunde, in welcher er am ersten zu sprechen sein sollte, auf das Capitol, wo Mazzini, wenn ich nicht irre, nicht wohnte, jedoch ein Geschäftsbureau hatte. Dort ward ich in ein Vorzimmer

geführt, in welchem Viele warteten, und sandte ihm meine Karte, auf welcher ich meinem Namen ein paar Worte hinzufügte, um ihn an unsere Bekanntschaft in London zu erinnern. Es währte nur wenige Minuten, bis der Diener zurückkehrte und mich in ein einfaches Gemach geleitete, worin Mazzini an einem Arbeitstische saß. Er trat mir sogleich mit einem herzlichen Willkommgruß entgegen, drückte mir die Hand, und ich war überrascht, wie genau er sich aller Einzelheiten von unserem früheren Zusammensein her, sogar der mit mir geführten Gespräche erinnerte. Ich fand ihn beträchtlich gealtert; aber in seinen Augen sprühte noch die tiefe Glut von ehemals. Teilnehmend erkundigte er sich nach allen Details meines Lebens in der Zwischenzeit; auch mußte ich ihm mitteilen, was ich über die Zustände in Neapel erfahren hatte. Hierauf sagte Mazzini, er würde zwar sehr wünschen, mich noch häufiger zu sehen; soeben eingetroffene Nachrichten jedoch machten ihm solches unmöglich, da er seine ganze Thätigkeit den öffentlichen Angelegenheiten widmen müsse. Auch könne er mir nicht raten, noch lange in Rom zu weilen; denn was er bisher wegen der Unerhörtheit des Falls bezweifelt habe, sei nun gewiß: Frankreich schiffe ein beträchtliches Heer ein, um die päpstliche Regierung wieder einzusetzen, und die feindlichen Truppen würden schon nächstens in Civitavecchia landen. Rom werde sich tapfer verteidigen; auch hoffe er, daß aus dem übrigen freiheitlichen Italien ihm zahlreiche Mitkämpfer zuströmen würden. — So nahm ich denn von Mazzini Abschied, befolgte auch seinen Rat, Rom bald zu verlassen, da mir sonst der Weg leicht durch die bevorstehenden Ereignisse hätte versperrt werden können. Hiernächst begab ich mich nach Livorno, schiffte mich nach Marseille ein, machte noch einen Ausflug in die Pyrenäen, die ich seit lange wieder zu sehen gewünscht hatte, und kehrte über Paris nach Deutschland zurück. Noch auf meiner Reise ereilte mich die Nachricht von der Beschießung und

Einnahme Roms durch die Franzosen, und bei meinem nächsten Besuch der ewigen Stadt sah ich mit Betrübnis die Spuren des gallischen Vandalismus, besonders auf dem Janiculus, wo die schönsten Pinien der Villa Doria Pamfili niedergehauen waren und die durch die Fresken des Giulio Romano berühmte Villa Spada in Trümmern lag. Diese französische Expedition muß unstreitig als eine empörende Verletzung des Völkerrechts gelten; das republikanische Frankreich trat damit in die Fußstapfen der früheren bourbonischen Regierung, als dieselbe eine Restaurationsarmee nach Spanien schickte, um die absolute Gewalt Ferdinand's VII. wieder herzustellen. Aber der Fall war hier viel flagranter; denn damals suchte ein König einen anderen in seine frühere Machtvollkommenheit wieder einzusetzen; dieses Mal jedoch vernichtete eine Republik einen Freistaat zu Gunsten eines Regiments, das von jeher die schroffste Negation jeder Freiheit gewesen war und seinem Wesen nach auch nichts Anderes sein konnte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Berlin. — Das Unionswerk. — General v. Radowitz. — A. v. Humboldt. — J. v. Schelling.

Nach Deutschland zurückgekehrt hoffte ich, auf längere Zeit mich in ländlicher Einsamkeit ganz meinen Studien widmen zu können. Allein diese Hoffnung ward unversehens und alsbald vereitelt. Es folgten zwei Jahre, die mich mehr als irgend welche vorher oder nachher von meinen Lieblingsbeschäftigungen fernhielten. Nachdem das provisorische, unter die Leitung des Erzherzogs Johann gestellte Deutsche Reich sich aufgelöst hatte, die österreichischen Abgeordneten abberufen waren, der König von Preußen aber die ihm unter sehr bedenklichen Umständen dargebotene Kaiserkrone abgelehnt hatte, entbehrte Deutschland sogar der dürftigen Form der Einheit, die sonst von dem Bundestage repräsentirt worden war. Nur ein Teil der Linken des Parlaments suchte noch im Widerspruch mit den Regierungen sich als ein Nationalkonvent zu geriren. Es fanden mehrere Aufstände, wie in Dresden und noch nachhaltiger in Baden, statt. Dies war indes nur eine kurze Episode. So herrschte allgemeine Ratlosigkeit, was nun zu thun sei. Den Vorschlag der Rückkehr zum alten Bundestage wagte noch Niemand zu machen. Da schloß Preußen mit Sachsen und Hannover das sogenannte Dreikönigsbündnis zum Zweck der gemeinsamen Errichtung eines Bundesstaates, in welchen einzutreten alle deutschen

Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, aufgefordert wurden. Die kleineren deutschen Regierungen stimmten diesem Bündnisse sofort zu, und so kam in Berlin ein Verwaltungsrat zusammen, der alle auf den neuen Bundesstaat bezüglichen Angelegenheiten zu besorgen hatte und zu welchem jeder der betreffenden Staaten seinen Bevollmächtigten sandte. Von seiten meiner Regierung nun wurde ich zu dieser Stellung erkoren, und wenngleich ich in der Lage war, eine mir widerstrebende Position abzulehnen, glaubte ich, dies hier doch nicht thun zu dürfen. Denn wie tief ich auch durch das Scheitern der bisherigen Einheitsbestrebungen niedergeschlagen war, hielt ich dennoch die Erreichung des gewünschten Zieles unter Führung von Preußen noch jetzt für möglich, wenn auch die Grenzen des zu schaffenden Einheitsstaats enger gezogen werden müßten. So acceptirte ich denn den mir angebotenen Posten und nahm meinen Platz als Bevollmächtigter bei dem Verwaltungsrate in Berlin ein. Von den Vorgängen, denen ich nun in der Nähe zusah, könnte ich manches für die damaligen politischen Zustände in Preußen und Deutschland Charakteristische erzählen. Allein dies Alles ist durch die späteren Ereignisse so in den Hintergrund getreten, daß es wenig Interesse mehr erregen kann; ich will mich deshalb kurz fassen. Der intellektuelle Urheber des Dreikönigsbündnisses war der General von Radowitz. Von diesem ausgezeichneten Manne, den ich schon eine Reihe von Jahren, bevor ich ihn jetzt in Berlin traf, näher gekannt hatte, kann ich nicht anders als mit der größten Hochachtung sprechen; die Fülle seiner Kenntnisse war erstaunlich, und was Beredsamkeit anlangt, so habe ich Niemanden getroffen, der sich darin mit ihm hätte messen können. Durch solche Eigenschaften hatte er die Gunst Friedrich Wilhelm's IV. in hohem Grade erworben und denselben auch für das Projekt des engeren Bundesstaates gewonnen. Ob nun aber Herr von Radowitz bei allem seinem Geist und

Wissen die Lebens- und Menschenkenntnis besaß, die vornehmlich zur Durchführung dieses Projektes nötig war, kann zweifelhaft sein. Hätte er den König wirklich gekannt, so würde ihm klar geworden sein, daß dieser der Festigkeit des auf ein Ziel gerichteten Willens entbehrte, wie sie hier nötig war. Derselbe hatte neben dem General noch andere Ratgeber, die das gerade Gegenteil von dem wollten, was dieser erstrebte, und denen der König gleichfalls sein Ohr lieh. Letzterer war, wie er das auch bei anderen Gelegenheiten gezeigt hat, ein Fürst von leicht beweglichem Gemüt. Er wünschte die deutsche Einheit aufrichtig und ließ sich somit unschwer für den Plan seines Freundes einnehmen; er wünschte aber auch ebenso lebhaft Frieden und Freundschaft unter allen Umständen mit Rußland und Oesterreich und gab deshalb, wenn der General sein Kabinet verlassen hatte, auch den Vorschlägen von dessen Gegnern zum mindesten ein halbes Gehör, ohne zu bedenken, daß die von der einen Seite empfohlenen Maßregeln denjenigen geradezu widersprachen, die ihm von der andern angeraten wurden. In der ersten Zeit trat dieser Zwiespalt noch nicht so stark hervor, indem Oesterreich, noch durch die revolutionären Bewegungen in seinem Innern ganz gelähmt, keinen Widerspruch gegen den neuen Bundesstaat erhob. Indessen dies sollte sich bald ändern; der Kaiserstaat, wieder erstarkt, begann, sich offen feindselig gegen die preußischen Pläne zu zeigen, und Rußland sekundirte ihm hierin eifrigst. Nun hätte Herr von Radowitz im Interesse seines eigenen Werks Alles aufbieten müssen, um die demselben feindlichen preußischen Staatsmänner, die so mächtige Bundesgenossen gewonnen hatten, zu stürzen. Allein dies, was ihm bei seiner einflußreichen Stellung wohl gelungen wäre, that er nicht, und wie er hier nicht energisch und entschlossen genug war, so zog er in anderer Hinsicht gleich im Anfange den Bogen zu straff an. Es war vor Allem wichtig, Bayern für das

Bündnis zu gewinnen, und dies zeigte sich auch bereit, demselben beizutreten. Nun jedoch verlangte Radowitz, der die Verhandlungen führte, alle Mitglieder des Bundesstaates sollten auf das Gesandtschaftsrecht verzichten. Das war denn dem süddeutschen Königreich eine zu große Schmälerung der Souveränetät, und es verweigerte den Beitritt unter solchen Bedingungen. So standen die Sachen, als ich nach Berlin kam; und ich konnte, da ich das letztere Faktum, das eben stattgehabt, erfuhr, mir nicht verhehlen, daß dadurch dem ganzen Werke schon in der Geburt der Todesstoß versetzt sei. Bald zogen sich auch Sachsen und Hannover von dem Bündnis zurück; Preußen setzte jedoch mit den treu gebliebenen Staaten seine Bemühungen fort, einen, wenn auch anfänglich nicht umfangreichen Bundesstaat herzustellen, indem es hoffte, derselbe werde Anziehungskraft genug haben, um später ganz Deutschland zum Eintritt in ihn zu bewegen. Der Verwaltungsrat beschäftigte sich nun in den folgenden Monaten mit den Vorbereitungen für die Zusammenberufung eines Parlamentes und für die diesem zu unterbreitenden Vorschläge. Mir selbst lagen außer diesen Arbeiten noch andere sehr lästige und mir vielen Verdruß bereitende, in Bezug auf innere Verhältnisse der beiden von mir vertretenen Großherzogtümer ob. — Es stimmt mich zur Melancholie, wenn ich denke, welche ungeheuren Massen von Papier ich damals vollgeschrieben habe, ohne daß die Resultate irgend meinen Anstrengungen entsprochen hätten. Um mich darüber zu trösten, will ich annehmen, daß meine Bemühungen vielleicht im Schoß der Ewigkeit Früchte getragen haben, die auf Erden nicht sichtbar sind. Nach meinem Dafürhalten ist eine einzige Seite meines Firdusi mehr wert, als alle die zahllosen Berichte, Vorträge und Gutachten, mit denen ich zu jener Zeit so viele Bogen anfüllen mußte. Und dennoch wurde von den Meisten in der letzteren Seite meiner Thätigkeit allein eine würdige

Lebensaufgabe erblickt, während sie die andere eine Thorheit nannten.

Dem Fluch, Gesellschaften zu besuchen, der mich schon in Frankfurt verfolgt hatte, konnte ich in Berlin noch weniger entgehen. Das Glück wollte, daß ich gleich nach meiner Ankunft daselbst bei einem Hofdiner neben Alexander von Humboldt zu sitzen kam, wobei mir derselbe zeigte, daß er mir sein altes Wohlwollen bewahrte. Fortan hatte ich das Privilegium, bei dem großen Manne jedesmal auf meine Karte hin Zutritt zu erhalten; besonders unschätzbar aber war es mir, in Soiréen und auf Bällen, wo ich sonst auf die Alltagsunterhaltung angewiesen gewesen wäre, einen Hort an ihm zu finden. Die Geistesfrische Humboldt's, der damals schon sein achtzigstes Jahr überschritten hatte, war wirklich staunenerregend. Er versicherte, während seines ganzen Lebens in keiner Nacht länger geschlafen zu haben, als drei Stunden, hielt auch mehr Schlaf nur für eine schlechte Angewohnheit, worin ich ihm nicht beipflichten kann, weil alle meine Versuche, seine Lehre auch für mich ins Werk zu setzen, das Resultat gezeigt haben, daß mir sieben Stunden Schlaf nötig sind. Ich fand den greisen Gelehrten oft noch um ein, selbst zwei Uhr in der Nacht auf den Bällen, und er sagte, wenn er nun nach Hause komme, arbeite er noch einige Stunden. Im Grunde sei das die einzige Zeit, die er ruhig seinen Studien widmen könne, indem der Tag für ihn durch Briefschreiben und Empfang von Fremden in Anspruch genommen werde. Da die meisten Besucher großer Routs oder Bälle nicht in der Stimmung sind, sich in eine ernstere Unterhaltung einzulassen, Humboldt aber solche besonders liebte, war es ihm sehr willkommen, wenn ich mich in einer Ecke der von Menschengewühl erfüllten Säle zu ihm gesellte. Unter den Klängen der rauschenden Tanzmusik, die ihn nicht im mindesten zu affiziren schien, und inmitten des Tumultes der umher wogenden

Gäste erzählte er mir dann von seinen Reisen in Amerika und entwarf die farbenreichsten Schilderungen von den Wasserfällen des Orinoko, wie von der Aussicht, deren er von den Gipfeln des Cotopaxi und Chimborasso genossen hatte. Daß die neue Welt fortan eine große Rolle in meiner Phantasie gespielt und daß meine früher mehr nach dem Orient und nach Indien gerichtete Sehnsucht sich nun auch nach Westen wandte, ist besonders seinen Erzählungen zuzuschreiben. Auch über naturwissenschaftliche Themata sprach er gern, wobei ich ihm nicht immer genügend folgen konnte. Allein seltsam war es, wie er dann von den ernstesten Gegenständen abspringen und seiner Rede eine ganz andere Direktion geben konnte, indem er sich in höchst scharfer und sarkastischer Weise über Richtungen im Staatswesen und in der Politik, die er für verderblich hielt, sowie über manche Persönlichkeiten äußerte. Nach meinen eigenen Ansichten konnte ich ihm darin fast immer recht geben; denn es war namentlich die reaktionäre Strömung, der sein Haß galt; es waren die nur mit oberflächlicher Bildung ausgerüsteten, aber durch Protektion zu hohen Stellungen beförderten Männer, die er geißelte. Allein wunderbar schien es mir, daß Humboldt seine derartigen Aeußerungen selbst über Personen, die bei Hofe in höchster Gunst standen, so ungenirt that und sie sogar an der königlichen Tafel den neben ihm Sitzenden ins Ohr flüsterte. Vor Allem hörte ich ihn mehrmals auf sehr witzige Weise sein Mißfallen über Solche äußern, die er als Pietisten, Betbrüder oder „Gesangbuchverfasser" bezeichnete. Gerne erzählte Humboldt auch Anekdoten und that es mit einer trockenen Miene, durch die sie um so unwiderstehlicher wirkten. Da mir ein paar dieser Geschichten in Erinnerung geblieben sind, will ich sie hier wiederholen. Als König Friedrich Wilhelm III. sich in Rom befand, machte der Verfasser der „Römischen Geschichte", Niebuhr, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhle, dessen

Cicerone. Obgleich weit mehr Stubengelehrter als Höfling, ließ er es sich doch nicht nehmen, bei solcher Gelegenheit in Hoftracht zu erscheinen, nämlich mit kurzen, engen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, die bis zu den Knieen empor reichten. Der Gesandte mochte in dieser Tracht eine etwas drollige Erscheinung sein und erregte durch die Spindeldürrheit seines unteren Körperteils die Heiterkeit der Begleiter des Königs. Auch Letzterem lockte Niebuhr's Aussehen bisweilen ein Lächeln ab, und da er fürchtete, die noch kalte Luft des Frühlings könne demselben schaden, sagte er zu dessen Frau: „Aber veranlassen Sie doch Ihren Gemahl, ein anderes Kostüm anzulegen; mit diesen seidenen Strümpfen und kurzen Hosen kann er sich ja erkälten.“ Frau Niebuhr erwiderte hierauf: „Ach, wenn Majestät nur wüßten, was er noch Alles darunter anhat!“ — Eine andere Anekdote Humboldt's spielt auch in Rom. Die dort lebenden Preußen bereiteten ein Fest zum Geburtstag des Königs vor, und ein Deutscher hatte ein patriotisches Gedicht verfaßt, das bei der Mahlzeit an die Gäste verteilt werden sollte. Dieses Gedicht mußte vor dem Drucke der Zensur vorgelegt werden, und der Verfasser, dasselbe für durchaus harmlos haltend, schickte es in der Handschrift dem Zensor, der ein hoher Geistlicher war. Als der Erstere nun am nächsten Tage seinen römischen Stiefelputzer nochmals sandte, um das Manuskript abzuholen, trat der Würdenträger der Kirche demselben mit zornflammendem Auge entgegen und stammelte in gebrochenem Deutsch den in dem Gedichte enthaltenen Vers: „Rom, auch du wirst auferstehen“, indem er wütend hinzufügte: „Dunque siete voi l'autore di questo infame libello? Meritereste che vi facessi imprigionare per dieci anni nel castello S. Angelo.“ Der Stiefelputzer antwortete verwirrt: „Ecellenza, io so ne scrivere, ne leggere; come vuole che io sia l'autore di questo poëma?“ Aber der eifrige Zensor, der in dem citirten

Verse eine Aufforderung zum Sturz des Papstes erblickte, wollte sich noch lange nicht beruhigen. — Einige andere Anekdoten, die ich aus Humboldt's Munde hörte, bezogen sich auf einen General K., dessen Bornirtheit bis zur Genialität gegangen sein muß. In einer Gesellschaft war einmal in Gegenwart des Generals von den Wundern der Astronomie die Rede, wie man berechnet habe, welche unermeßlichen Zeiträume ein Lichtstrahl gebrauche, um von den Fixsternen bis zur Erde zu gelangen, und so weiter. Der wackere Krieger hörte dieser Diskussion aufmerksam zu und sagte dann: allerdings sei dies erstaunlich; aber noch unerklärlicher erscheine es ihm, auf welche Art man erfahren habe, wie alle die Sterne hießen. — Als Direktor eines Kadettenhauses hatte der General den jungen Leuten geboten, wegen Schonung ihrer Augen in der Dämmerung nicht zu lesen. Einst nun überraschte er Abends, als es schon fast dunkel war, einen der Kadetten, welcher, ganz in ein Buch vertieft, am Fenster saß. Auf den ihm deshalb erteilten Verweis entschuldigte sich der Knabe damit, die Lektüre habe ihn so lebhaft interessirt, daß er darüber das Verbot vergessen habe. Darauf fuhr ihn der General an: „Nun, dummer Junge, warum hast Du denn nicht laut gelesen? Dann hättest Du es ja gehört und Dir nicht die Augen zu verderben gebraucht!"

Wenn Humboldt trotz seiner achtzig Jahre sich noch geistiger und körperlicher Frische erfreute, so machte ein anderer hochberühmter Mann, den ich einige Male bei den Hoffesten antraf, den Eindruck einer Ruine. Es war Joseph von Schelling. Die Zeit, wo sich eine Schar begeisterter Schüler und Anhänger um ihn gedrängt hatte, lag längst hinter ihm. Nicht leicht mehr glaubte Jemand von seinem Munde und aus seinen Schriften neue ungeahnte Aufschlüsse über das Wesen der Dinge zu erhalten. Wenn es Hegel durch den Tod erspart worden war, noch Zeuge des Sturzes

seines Lehrgebäudes zu sein, so hatte Schelling das in Bezug auf das seinige erleben müssen, ja, er hatte selbst Hand zur Niederreißung desselben angelegt und es durch eine neue Philosophie des positiven Glaubens ersetzt. Da sich mit spekulativen Zauberstäben von der Art, wie er sie führte, Alles aus Allem machen läßt, erregte dieses Kunststück bei der ernüchterten Zeit keine Bewunderung, machte ihn vielmehr zur Zielscheibe zahlreicher Angriffe. In den Jahren, als ich mich viel mit Philosophie beschäftigte, hatte ich manche von seinen Werken gelesen und, obgleich ich mich bald überzeugt, daß keine Erkenntnis aus ihnen zu schöpfen sei, doch Gefallen an der phantasievollen Darstellung in manchen von ihnen gefunden. So ergriff ich freudig die Gelegenheit, mit dem berühmten Manne bekannt zu werden. Er stand in den großen Gesellschaften fast immer einzeln und schweigend da, und so war es ihm sichtlich angenehm, Jemand zu finden, mit dem er sich unterhalten konnte. Er zeigte sich dabei so freundlich gegen mich, daß ich davon Veranlassung nahm, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Im Gespräch war er schlicht und ohne Prätension, und es ward mir zuerst schwer zu glauben, dies sei der nämliche Mann, der das Buch von der Weltseele geschrieben. Von Philosophie zu sprechen, vermied er sichtlich, und es kam mir der Gedanke, es sei ihm in seinen letzten Lebensjahren klar geworden, daß seine beiden Systeme nur Hirngespinnste gewesen, daß er mit seiner Spekulation sich in einem Opiumrausche befunden habe. Mit dieser Annahme stimmte auch sein trübsinniges Wesen. In der That, daß ein Mann von so anerkannt trefflichem Charakter wissentlich Hokuspokus getrieben, seinen Lesern und Zuhörern absichtlich ein Blendwerk vorgegaukelt hätte, läßt sich nicht denken, wie mir dies auch bei Hegel, obgleich Schopenhauer ihm plumpen Charlatanismus Schuld gibt, ausgeschlossen zu sein scheint. Beide haben, wie die mittelalterlichen Scholastiker, unter dem

Banne einer geistigen Influenza, einer jener Epidemien gestanden, welche schon so oft die Köpfe der Menschen verwirrt und umnebelt haben. Es muß etwas Furchtbares sein, aus einem solchen Rausche zu erwachen, und nun einzusehen, wie die Arbeit eines ganzen Lebens nicht nur vergeblich gewesen ist, sondern auch unsägliches Unheil gestiftet hat. Die Unterhaltung mit Schelling war übrigens sehr anregend für mich. Er hatte mit den Koryphäen unserer Literatur in Verbindung gestanden und sprach gern von ihnen. Besonders interessant war es mir zu hören, daß Goethe einen lebhaften Widerwillen gegen ästhetische Lehren, sowie gegen die Kritik hatte, und daß er wegen der Kommentare über seinen Faust höchst ungehalten war. Schelling selbst sprach es als seine Meinung aus, daß die Kritik das große Hindernis für die weitere gedeihliche Fortentwickelung der Dichtkunst sei. In allen bedeutenden Perioden der Poesie habe man sie so gut wie gar nicht gekannt; zu Goethe's und Schiller's Zeit wäre sie zwar schon anmaßend genug aufgetreten, allein Ersterer habe sich bei allen seinen Hauptwerken nicht nur nicht um sie gekümmert, sondern dieselben ihr zum Trotze hervorgebracht. Schiller sei zu seinem Nachteil bei einigen seiner Dichtungen wohl von kritischen und ästhetischen Doktrinen beherrscht worden; doch habe er diese, seinen Genius benachteiligenden Einflüsse siegreich wieder abgeschüttelt. Mit der romantischen Schule aber sei dann das Uebel unaufhaltsam über uns hereingebrochen und habe seitdem immer zugenommen. Ein neuer Poet könne allerdings nicht dichten wie Homer, er müsse die Werke seiner Vorgänger sorgfältig studiren und sich an ihnen bilden; allein wenn er der Kritik und Aesthetik Einfluß auf seine Produktionen gestatte, sei er verloren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

E. Gerhardt. — G. F. Waagen. — A. Kopisch. — Graf A. v. Prokesch.

Eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte mir in Berlin die „Italienische Gesellschaft". Mehrere Männer, die längere Zeit in Italien verlebt hatten und in der Liebe zu dem schönen Lande übereinstimmten, kamen wöchentlich einmal bei heiterer Mahlzeit zusammen, um die Erinnerung an ihre Wanderungen auf der Halbinsel, wie an die dort empfangenen Eindrücke der Natur und Kunst aufzufrischen. Alles war dabei dergestalt eingerichtet, daß man glauben konnte, sich noch in Rom, Neapel oder Florenz zu befinden. Eine Minestra, Oliven in Salzwasser, Maccaroni und andere italienische Gerichte durften nie fehlen. Auch Capriwein, Orvieto, Est-est-est von Montefiascone — Weine, die damals noch schwer in Deutschland zu haben waren — wurden als Geschenk eines in Rom weilenden Landsmannes auf die Tafel gesetzt. Unter den Teilnehmern der Gesellschaft nenne ich außer Karl Eduard von Liphart, der in der Unterhaltung besonders das Gebiet der Malerei vertrat, den Archäologen Eduard Gerhardt. Dieser hatte mehrere Jahrzehnte in Italien verbracht und sich dabei verschiedene der italienischen Dialekte so vollständig angeeignet, daß man, wenn er dieselben redete, bald einen neapolitanischen Lazzarone, bald einen Bewohner der Sabinerberge zu vernehmen glaubte. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten Kennern der antiken Skulptur; bei

unseren Reunionen jedoch verriet er nichts von seiner Gelehrsamkeit, sondern erzählte nur mit unerschöpflicher guter Laune von seinen Streifereien in den Gebirgsumgebungen Roms, sowie auf neapolitanischem Gebiet und von seinem Umgang mit den unteren Volksklassen daselbst. Ein anderes Mitglied unserer Tafelrunde, der nachherige Direktor am königlichen Museum, G. F. Waagen, ein Neffe von Tieck, hat mich oft an den Maler Eulenböck in der herrlichen Novelle des Letzteren „Die Gemälde" erinnert, und ich möchte annehmen, daß er zu dieser Figur Modell gestanden hat. Er war ein großer Bonvivant, und so lebhaftes Interesse er auch für Kunst hatte, so waren ihm kulinarische Genüsse und gute Weine doch mindestens ebenso wichtig, wie alle Bilder sämmtlicher Malerschulen. Waagen wetteiferte mit Gerhardt im Erzählen von Anekdoten und war dadurch, da er sie äußerst witzig vorzutragen wußte, ein höchst unterhaltender Gesellschafter; aus der großen Fülle derjenigen, die ich aus seinem Munde hörte, will ich hier zwei erzählen. Der alte Johann Heinrich Voß war bekanntlich ein erbitterter Feind nicht bloß des „Pfaffentums", sondern auch des Adels, wie er das in der Streitschrift gegen seinen Jugendfreund, den jüngeren Grafen Stolberg, ausgesprochen hat. Als Waagen, der von früh an viel mit norddeutschen Edelleuten verkehrt hatte, nun in Heidelberg bei dem Uebersetzer des Homer einen Besuch machte, ergoß sich dieser in die wütendsten Angriffe gegen alle Adligen. Sein Besucher entgegnete: „Aber Sie werden mir doch zugestehen, daß es auch manche gute und vortreffliche unter ihnen gibt." Voß schwieg hierauf einige Zeit und sagte dann, indem er Waagen auf die Schulter klopfte: „Glauben Sie mir, sie sind Alle Schufte!" — Eine andere aus derselben Quelle geflossene Anekdote, die mir eben ins Gedächtnis kommt, ist folgende. Ein ehemals vielgenannter preußischer Minister, welcher den Liberalen wegen seiner pietistischen Richtung besonders verhaßt

war, mußte einst eine Deputation von Juden aus der Provinz empfangen. Diese beschwerten sich bei ihm über allerhand Plackereien, die sie von der christlichen Bevölkerung ihres Wohnorts zu erdulden hätten, und baten ihn um Abhilfe. Aber der Minister unterbrach sie bald mit den Worten: „Euch geschieht ganz recht, ihr verfluchten Kerls! Warum habt ihr unsern Herrn Christum gekreuzigt?" — Ein weiterer Teilnehmer an unserer italienischen Gesellschaft war der Dichter und Maler August Kopisch. Er hatte sich früher bei einem langjährigen Aufenthalt ganz in Neapel heimisch gemacht, und sein Name lebt noch unter den Bewohnern der Insel Capri als der des Entdeckers der blauen Grotte, zu welcher er in Begleitung des nun längst verstorbenen Landschaftsmalers Ernst Fries zuerst den Zugang fand. Seine Begabung für die Poesie war unstreitig eine größere, als diejenige für die Malerei, und in den späteren Jahren kultivirte er auch vorzugsweise die erstere. Er hatte in Neapel vertrauten Umgang mit Platen gepflogen und nach dessen Vorbild viele Hymnen und Oden in antiken Metren gedichtet. Zwei Trauerspiele in Trimetern entstanden, wenn ich nicht irre, erst nach seiner Rückkunft aus Italien. Weit mehr als in diesen Arbeiten, auf die er selbst den größten Wert legte, welche aber die Mühseligkeit, mit der sie zu stande gebracht, sichtbar zur Schau tragen, zeigt sich seine Begabung in einer Reihe kleinerer schalkhafter und humoristischer Gedichte, unter denen eines, das kostbare Trinklied vom Vater Noah, allgemein beliebt geworden ist, während die meisten der übrigen nicht die verdiente Popularität erlangt haben. Das Gebiet des Volksaberglaubens an Kobolde, Gnomen, Wichtel- und Heinzelmännchen, sowie Klabautermänner war seine Domäne, und Keiner hat diese kleine Welt mit so prächtiger Laune geschildert, wie er. In Neapel hatte er sich die Mundart der unteren Klassen vollkommen zu eigen gemacht, und so ergötzte er uns bisweilen durch den Vortrag

von Scenen aus Lustspielen des Theaters S. Carlino, von denen er eines auch in das Deutsche übersetzte. Seine Vorliebe für das Burleske machte, daß er die derartigen Stücke meiner Meinung nach überschätzte. Ich habe dieses berühmte Theater, von dem manche unserer Reisebeschreiber Wunderdinge erzählen, wiederholt besucht und mich an der lebendigen, oft ausgelassenen Darstellung der Schauspieler erfreut, glaube aber, daß an den sämmtlichen Lustspielen seines Repertoires, wenn sie, und noch dazu in der Uebertragung in eine fremde Sprache, gelesen werden, nicht mehr viel übrig bleibt. Diese Probe halten manche Zwischenspiele der Spanier weit besser aus. — Ein vorzügliches Talent besaß Kopisch für die Improvisation, und er gab uns mehrfach Gelegenheit, es zu bewundern. Diese Stegreifdichtungen rissen wirklich zum Erstaunen hin; aber Kopisch selbst sagte mit Recht, man dürfe solche Improvisationen nicht überschätzen. Ihr Wert und ihre Bedeutung reiche nicht über den Augenblick hinaus, in dem sie vorgetragen würden; wollte Jemand sie nachschreiben und sie nachher lesen, so würde er sich ernüchtert bekennen müssen, er begreife nicht mehr, was ihn daran entzückt habe. Es verhält sich damit gerade wie mit dem sogenannten Phantasiren auf dem Klavier. Ausgezeichnete Künstler machen durch musikalische Improvisationen leicht einen mächtigen Eindruck auf uns; wenn man die letzteren jedoch auf Notenblätter bannen könnte und dann wieder spielte, so würde man erkennen, daß die besten von ihnen hinter wirklich geordneten und künstlerisch gestalteten Kompositionen, selbst unbedeutender Musiker, zurückstehen. Das eigentliche Heimatland der dichterischen Improvisation ist Italien. Man hört noch heute von dem berühmten Sgricci erzählen, der bei seinen öffentlichen Produktionen jedes Mal nach einem ihm aufgegebenen Stoffe eine Tragödie dichtete. Dies nun erscheint als eine Charlatanerie, derjenigen von Malern vergleichbar, die in unseren Tagen vor den Augen der Zuschauer

ein Gemälde in einer halben Stunde zu stande bringen. Ich selbst habe bei meiner ersten italienischen Reise noch die gefeierte Improvisatrice Rosa Taddei gehört, und ihre Verse erschienen mir wunderschön; nachher kaufte ich eine Sammlung der von ihr improvisirten und von einem Schnellschreiber zu Papier gebrachten Poesien und fand sie herzlich mittelmäßig.

Im diplomatischen Corps fand ich zu meiner großen Freude den Grafen A. von Prokesch, den ich erst ein halbes Jahr vorher in Athen getroffen, als österreichischen Gesandten wieder. Er war den Bestrebungen Preußens aufs lebhafteste entgegen; dies aber hinderte ihn nicht, mir, trotzdem daß ich in einem dem seinigen feindlichen Lager stand, die größte Freundlichkeit zu zeigen. Häufig brachte ich den Abend in seinem Hause zu, das ein wahrer Musensitz war und in welchem seine Gemahlin, die eine vorzügliche Stimme besaß, die Gäste durch ihren Gesang entzückte. Uebrigens wurde die Agitation, die Prokesch gegen die deutschen Bestrebungen Preußens betrieb, nach und nach so heftig, daß ich mir in dem Besuche seines Hauses, so anziehend mir dasselbe auch sein mochte, einige Reserve auferlegen mußte. Nicht nur als Vertreter seiner Regierung, sondern aus eigener Ueberzeugung, die er mir oft in beredter Weise dargelegt hat, wollte er durchaus Oesterreich wieder in die leitende Stellung eingesetzt sehen, die es ehemals in Deutschland eingenommen, und man konnte ihm, als einem Angehörigen des Kaiserstaates, dieses an sich nicht übel nehmen. Nur glaube ich, daß er etwas Unmögliches träumte, wenn er einen, Preußen einschließenden, von Oesterreich gelenkten Bundesstaat herstellen wollte, dessen oberste Behörde ihren Sitz in Frankfurt haben und von einem Parlament umgeben sein sollte. Durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er das Dreikönigsbündnis bekämpfte, machte er sich der preußischen Regierung recht unliebsam. Dies Ungestüm scheint ihm auch die Bedachtsamkeit geraubt zu haben, die sonst

Diplomaten eigen zu sein pflegt. Als er, nachdem er ein paar Jahre in Berlin akkreditirt gewesen, auf einen andern Posten berufen worden war und deshalb sein ganzes Mobiliar in der preußischen Hauptstadt hatte versteigern lassen, wurde dem preußischen Ministerium von dem Käufer eines zu diesem Mobiliar gehörigen Tisches ein großer Stoß von Papieren überreicht, die sich in einer Schublade desselben befunden hatten. Sie waren alle von der eigenen Hand des Grafen beschrieben und enthielten die Konzepte zu zahlreichen, die deutsche Politik Preußens in höchst feindseliger Weise beleuchtenden Zeitungsartikeln. — Glücklicherweise konnte ich dem genialen Manne auf einem neutralen Gebiet begegnen; da er es weit mehr liebte, über Reisen, Literatur und Kunst zu reden, als über Politik, bildeten diese Gegenstände den fast ausschließlichen Stoff unserer Gespräche. Er schenkte meiner Nachbildung des Firdusi, die damals noch nicht zum dritten Teile vollendet war, lebhaftes Interesse, und ich mußte ihm die ganze Arbeit, soweit sie fertig war, vorlesen. Die Teilnahme, die er in jener Zeit kundgab, hat er mir und meinen Leistungen auch später fortwährend bewahrt. Er war ein Ideal von Leser, wie ich kein anderes mehr gefunden; über jedes meiner Werke, die ich ihm nach dem Erscheinen zuschickte, schrieb er mir, auch noch von Konstantinopel aus, wo er später Botschafter war, die eingehendsten Briefe; ebenso suchte er sie in den Kreisen, in welchen er verkehrte, zu verbreiten.

Dreißigstes Kapitel.

Parlament in Erfurt. — Franz Liszt. — v. Bismarck. — Scheitern des Unionswerkes.

Zum Frühjahr 1850 wurde das Parlament zusammenberufen, zwischen welchem und den Regierungen die Grundlagen des neuen Unionsstaates vereinbart werden sollten. Die Auspizien, unter denen dasselbe dann in Erfurt zusammentrat, waren nicht eben die hoffnungsreichsten. Preußen hatte, um sich einstweilen mit Oesterreich abzufinden, eine Vereinbarung mit diesem getroffen, wonach eine nur aus zwei Bevollmächtigten bestehende Behörde die Beziehungen zwischen dem Kaiserstaate und den vereinigten Regierungen pflegen sollte. Wie Oesterreich das lebhafteste Interesse hatte, diesem sogenannten Interim die ausgedehntesten Befugnisse zu verschaffen, so war es für Preußen, wofern sein neues Werk gedeihen sollte, geboten, solche Rechte auf ein Minimum einzuschränken. Allein hier zeigte sich die Schwäche und Halbheit der Regierung in Berlin, indem dieselbe sich von der österreichischen ins Schlepptau nehmen ließ, um wieder dem alten Bundestage zuzusteuern. Seit der Einsetzung des Frankfurter Interims konnten die klarer Sehenden keine rechte Zuversicht mehr gewinnen, daß der engere Bundesstaat zu stande kommen werde, oder daß auch nur Preußen die ernste Absicht habe, ihn ins Leben zu rufen. Trotzdem hegten noch Viele diese Hoffnung. In Erfurt, wohin ich mit dem Verwaltungsrat

übersiedelte, sah ich zwar die Verhandlungen mit dem Parlament einen günstigen Verlauf nehmen; mein Vertrauen jedoch zu dem Gelingen des Werkes, an dem ich bisher nach meinen schwachen Kräften mitgewirkt hatte, ward hierdurch nicht gehoben. In einer unserer Sitzungen erschien der damals vielgenannte hessische Minister Hassenpflug („der Hessen Haß und Fluch") und gab Erklärungen ab, wonach es nicht mehr zweifelhaft blieb, daß sich Kurhessen bald von dem Bunde lossagen würde. Hätten solche trüben Aspekte mich nicht mißstimmt, so würde mich der Aufenthalt in der freundlichen Gegend von Erfurt und manches Interessante, was ich dort sah und erlebte, erfreut haben. Unter den Mitgliedern des Verwaltungsrats war es besonders der Staatsrat Seebeck, später langjähriger Kurator der Universität Jena, ein hochgebildeter, in den Geist des griechischen Altertums wie nur Wenige eingeweihter Mann, an den ich mich näher anschloß. Pflichtmäßig mußte ich mich an den nahen Höfen von Gotha und Weimar präsentiren und freute mich, an letzterem Orte in dem damaligen Erbgroßherzog dieses Landes schon das lebhafte Interesse für Literatur und Kunst zu finden, das er später, nachdem er die Regierung angetreten, bekundet hat. — In Weimar lernte ich Franz Liszt kennen, wohnte auch der unter seiner Leitung erfolgten ersten Aufführung von Wagner's Tannhäuser bei, welcher seitdem die Runde um die Welt gemacht hat. Ich bin Liszt nachher an den verschiedensten Orten wieder begegnet, und jedes neue Zusammentreffen hat meine Hochschätzung und Bewunderung für ihn vermehrt. Es ist gewiß schon kein geringer Ruhm, der größte ausübende Künstler auf einem Instrument zu sein und ganz Europa durch sein Klavierspiel hingerissen und begeistert zu haben. Allein Liszt hat diesem Ruhm den höheren hinzugefügt, den ihm für sein Virtuosentum gespendeten Beifall gering zu achten und in ernstem Ringen nach den erhabensten Zielen der Kunst

Musikwerke zu schaffen, die ihm, wie seine Heilige Elisabeth, einen Ehrenplatz unter unseren Tonsetzern sichern. Zugleich ist er seit nun mehr als einem halben Jahrhundert rastlos und in aufopferndster Weise bemüht gewesen, jedes Talent zu fördern, das verborgene ans Licht zu ziehen, das verkannte zur Anerkennung zu bringen und vergessene musikalische Schätze wieder zu heben.

An der herzoglichen Tafel in Gotha fügte es der Zufall einmal, daß ich meinen Sitz neben Herrn von Bismarck, dem jetzigen Fürsten und Reichskanzler, erhielt, den ich, wenn auch nur flüchtig, schon in Erfurt hatte kennen lernen. Da er ein entschiedener Gegner des Unionswerkes war und dies in mehreren Parlamentsreden lebhaft an den Tag gelegt hatte, brachte ich ihm eben nicht viele Sympathie entgegen. Nachdem er sich jedoch später als der größte Staatsmann enthüllt hatte, den Deutschland je gesehen, nachdem er das zu jener Zeit von Preußen geplante Werk in viel weiterem Umfange zu stande gebracht, habe ich ihm oft von Herzen für meine damalige Verkennung Abbitte gethan.

Als die Verfassung mit dem Parlament beraten worden, sollte nun der Bundesstaat, wenn auch noch schüchtern und auf schwankendem Boden, ins Leben treten. In Berlin versammelte sich ein Kongreß der betreffenden Fürsten und diese genehmigten, wenn auch zum Teil mit Reserven, das zu Erfurt Vereinbarte. Nur Hessen konnte man als aus dem Bunde ausgeschieden betrachten. Am Hofe fanden bei dieser Gelegenheit glänzende Festlichkeiten statt, da gleichzeitig noch die Vermählung einer preußischen Prinzessin gefeiert wurde. Der Verwaltungsrat erhielt nun den stolzen Namen „Fürstenkollegium“ und setzte während des Sommers seine Sessionen fort. Allein der Horizont verdüsterte sich mehr und mehr; das von dem feurigen Minister Fürsten Schwarzenberg geleitete Oesterreich verlangte immer ungestümer das Aufgeben des sogenannten Kleindeutschland, und Rußland, das unter dem

Kaiser Nikolaus überhaupt gerne die Miene annahm, als komme ihm eine Art von Oberherrlichkeit über Preußen zu, stellte kategorisch dieselbe Forderung. Wie nun zuletzt die kurhessischen Wirren von Oesterreich benützt wurden, um offen gegen das norddeutsche Königreich, das die Stände Kurhessens gegen die Willkür des Kurfürsten unter seine Aegide genommen hatte, aufzutreten, ist noch bekannt genug. Der König ließ, um diesen Konflikt nicht in einen Krieg ausarten zu lassen, das Unionswerk und dessen Hauptförderer, den General von Radowitz, fallen und schloß in Olmütz eine die Würde seiner Monarchie nicht erhöhende Uebereinkunft ab, wonach Hessen der Maßregelung durch die Oesterreicher und Bayern überlassen wurde und, was lange Niemand für möglich gehalten haben würde, der frühere Bundestag in seiner ganzen, von allen Parteien erkannten und beklagten Unvollkommenheit wieder der Hafen ward, in den Deutschland einlief. Die Demütigung, die Preußen in Olmütz erfuhr und die noch durch das oberherrliche Gebahren Rußlands gesteigert wurde, erfüllte das Herz aller Patrioten mit Trauer und Groll. Sie brach dem edlen und hochgesinnten Minister und General, Grafen von Brandenburg, das Herz und sicher legte sie auch in die Seele des damaligen Prinzen von Preußen, jetzigen deutschen Kaisers, den Keim zu den Entschlüssen, infolge deren nachher nicht nur das preußische Wappenschild von jedem Flecken rein gewaschen wurde, sondern auch Deutschland unter der Führung der Hohenzollern größere Siege gefeiert hat, als die Weltgeschichte je gesehen. Man erzählte allgemein, der Prinz von Preußen habe in der Ministersitzung, in welcher das Nachgeben Preußens gegen die Forderungen seiner Feinde beschlossen wurde, seiner Indignation darüber den kräftigsten Ausdruck gegeben, den Stuhl, auf dem er gesessen, zerbrochen und dann das Lokal verlassen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Berlin. — v. Nothomb. — Ludwig Tieck. — Fr. v. Uechtritz.

Das definitive Scheitern des Werkes, das mich seit geraumer Zeit fast ausschließlich beschäftigt hatte, erfüllte mich mit tiefer Niedergeschlagenheit. Alle Hoffnungen, die seit dem März 1848 auf eine bessere Gesammtgestaltung des Vaterlandes gerichtet gewesen, vernichtet, Deutschland wieder in die Ohnmacht und Zerstückelung zurückgesunken zu sehen, aus welcher es sich mit so großen Anstrengungen aufzuraffen gesucht hatte, das war sicher eine Enttäuschung, die zu den bittersten Empfindungen Anlaß gab. Ich wünschte lebhaft, unter solchen Umständen aus dem Staatsdienst auszutreten; allein Verhältnisse, die ich hier nicht darlegen kann, verstatteten es mir nicht sogleich. Noch ein Jahr lang mußte ich die Geschäfte meiner Regierung in Berlin besorgen. Da diese nun nicht mehr so groß waren, wie bisher, suchte ich, wie das auch meiner angegriffenen Gesundheit entsprach, durch die Beschäftigung mit Gegenständen, die der Politik fern lagen, und durch ein geselliges Leben, wie es meiner Neigung zusagte, die trüben Gedanken zu scheuchen. Hier, wie auch noch in anderen Situationen, habe ich die Segnungen empfunden, welche aus wissenschaftlichen Studien, literarischen und künstlerischen Arbeiten fließen. Welch eine Wonne, nachdem ich mehr als ein Jahr hindurch von allen derartigen Beschäftigungen fern gewesen, zum ersten Male wieder eines meiner Lieblingsbücher aufzuschlagen! Seit lange

hatte ich die Sehnsucht gefühlt, mich von neuem in das griechische Altertum und in dessen große Schriftwerke, in denen ich während meiner Jugend so bewandert gewesen war, zu vertiefen. Der Gedanke hatte mir förmlich das Herz beklemmt, daß ich über der Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen die schönste der abendländischen wahrscheinlich fast ganz vergessen hätte. Deshalb zog ich jetzt zuerst den Homer hervor und gewahrte zu meiner Freude, daß ich ihn noch ziemlich gut verstand. Mit jedem Tage wurde die frühere Kenntnis in mir lebendiger, und mit einer wahren Leidenschaft las ich nun Ilias und Odyssee, dann Herodot und die Tragiker, unter denen Aeschylus immer mein Liebling gewesen. Es waren dies echte Weihestunden; durch die lange Entbehrung des Genusses ward derselbe noch unendlich erhöht. Allein, wie ich mich nie durch das bloße Genießen ganz befriedigt fand, so erwachte auch bald der Trieb zum Produziren wieder in mir, und ich schrieb Manches in Prosa und Versen. Und welch ein Entzücken, als ich, seit so lange jedem Kunstgenusse entfremdet, zum ersten Male wieder eine Beethoven'sche Symphonie hörte oder in den Sälen des Museums vor Tizians Porträt und dem herrlichen Andrea del Sarto stand! Mir war, als sänke das letzte Jahr wie ein düsterer Traum hinter mir zurück und als ginge mir erst jetzt das wahre Leben auf.

Angenehme Stunden brachte ich bei dem mir schon von Frankfurt her bekannten belgischen Gesandten Baron von Nothomb zu. Dieser war ein Mann von den seltensten Eigenschaften, und je öfter ich ihn sah, desto lebhafter fühlte ich mich zu ihm hingezogen. Die Politik war freilich der Hauptgegenstand, um den sich seine Gespräche drehten; allein ich habe nie einen Politiker gekannt, der mir als ein so echter Staatsweiser erschienen wäre. Ich hätte gewünscht, daß alle Minister und Kammermitglieder Europas seine Schüler gewesen sein möchten; sie würden dann ebenso ein unheilvolles

Rückwärtstrachten, wie ein unbesonnenes Vorwärtsstürmen aufgegeben haben. Was Nothomb besonders auszeichnete und was es so überaus lehrreich machte, ihm zuzuhören, waren seine erstaunlichen historischen Kenntnisse und die Art, wie er die Geschichte der Vergangenheit für die Gegenwart verwertete. Ueberall wußte er Analogien zu den heutigen Zuständen in der Vorzeit zu entdecken und weise Lehren aus letzterer für uns zu ziehen. In wie traurigem Licht erscheinen gegen diesen Mann die meisten Politiker, die von der Geschichte nicht einmal mehr so viel wissen, wie ihnen auf dem Gymnasium vorgetragen worden war, aber deshalb auch ohne Pol und Kompaß ins Leere hinaussteuern! Welch ein ernster Geist in Nothomb lebte, erkannte ich erst recht, als er sich mit dem Plan einer Reise nach Italien trug und diese von Jahr zu Jahr verschob, weil er sich noch nicht genügend dazu vorbereitet glaubte. Er wollte zuvor Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken, Daru's Histoire de Venise, Leo's Geschichte von Italien und andere Hauptwerke dieses Fachs genau kennen und häufte große Auszüge und übersichtliche Tabellen aus denselben an, die er dann schließlich auf die Reise mitnahm. Und dabei, welche rührende Bescheidenheit besaß dieser Mann, der an wissenschaftlicher Bildung manchen Fachgelehrten übertraf! Als er aus Italien zurückkehrte, zeigte er mir einmal mit etwas geringschätziger Miene Adolf Stahr's „Jahr in Italien“, indem er sagte: „Ich glaube, solch ein Buch könnte ich auch beinahe zu stande bringen.“

Den inzwischen stark gealterten Ludwig Tieck besuchte ich häufig am Abend. Er fühlte sich damals sehr vereinsamt, da kein Mitglied seiner Familie mehr am Leben war. Gichtleiden machten es ihm, wie schon seit lange, unmöglich, das Haus zu verlassen, und wenn ihm früher, wie er selbst sagte, das Vorlesen dramatischer Werke die mangelnde Bewegung ersetzt hatte, so mußte er wegen zunehmender Schwäche auch

diesem entsagen. Ein schwerer Kummer war es für ihn gewesen, daß er sich durch die Verhältnisse genötigt gesehen, seine große, die seltensten Werke umfassende Bibliothek zu verkaufen. An vielen seiner Bücher hatte sein Herz gehangen wie an teuren Freunden, und er konnte ihren Verlust nicht verschmerzen. Es war eine schöne Handlung König Friedrich Wilhelm IV., daß er ihm einen Teil der verkauften Bände nachher wieder schenkte. Wenn ich zu Tieck kam, fand ich ihn stets in einem kleinen traulichen Zimmer, in einem Lehnstuhl sitzend, und er war sichtlich über meinen Besuch erfreut. Er hatte großes Interesse an meiner „Geschichte der dramatischen Literatur in Spanien“ gefunden und sprach am liebsten über Calderon und Lope de Vega mit mir, welchen Letzteren er höher stellte, als jenen. Da mir selbst dieses Fach nach früherer jahrelanger Beschäftigung mit ihm schon ferner lag, war es mir lieber, wenn er von seiner Jugend und dem Kreise der Romantiker erzählte, in dessen Mitte er seine schönsten Jahre verbracht hatte. Von Novalis, den ich immer besonders geliebt habe, sprach er mit Begeisterung und sagte, daß noch das Größte von diesem Genius zu erwarten gewesen wäre, wenn er länger gelebt hätte; aber er habe schon auf Erden einem halb verklärten Geist geglichen. Seinen höchsten Unwillen äußerte er in Bezug auf die rohen und täppischen Urteile eines Gervinus und Anderer über seinen Jugendfreund. Tieck war sehr entschieden in seinen Sympathien wie Antipathien; von Brentano als Dichter wollte er durchaus nichts wissen, aber er teilte mir die wunderlichsten Geschichten von ihm, namentlich von seiner Ehe mit Sophie Mereau, mit, Geschichten jedoch, die sich nicht wiederholen lassen. Auch über die Schriften von Achim von Arnim sprach er ungünstig, mit desto feurigerem Lobe dagegen von Heinrich von Kleist. Begierig suchte ich von ihm noch mehr Nachrichten über diesen Dichter einzuziehen, als er selbst in seiner Einleitung zu dessen

Schriften mitgeteilt hatte. Nach seiner Aussage war Niedergeschlagenheit wegen der Teilnahmslosigkeit des Publikums an seinen Dichtungen und die materielle Not, welcher er infolge davon verfiel, der Hauptanlaß, aus welchem Kleist seinem Leben ein Ende machte. Wegen der beiden Trauerspiele, die er noch geschrieben haben soll, des „Peter der Einsiedler“ und des „Herzog Leopold“, befragte ich Tieck. Er wußte indes nichts von ihnen zu sagen; sie scheinen unwiederbringlich zu Grunde gegangen zu sein. Der Verfasser des Phantasus stand, als ich ihn zuletzt in Berlin sah, schon im hohen Greisenalter, und sein Interesse an Literatur erstreckte sich nicht viel über die Zeit der romantischen Schule hinaus. Wenn er einzelne Ausnahmen machte, so schien mir dies auf persönlichen Beziehungen zu beruhen. Ueber Lord Byron und Victor Hugo äußerte er sich abfällig; hierin konnte ich durchaus nicht seine Ansicht teilen, und ich verhehlte ihm dies nicht, wie ich ihm denn ebenso offen sagte, daß er nach meiner Meinung einige ältere Autoren, zum Beispiel Holberg und Goldoni, stark überschätzte. Es ist eine eigene Sache mit literarischen Urteilen; sie divergiren so erstaunlich, daß man schließlich zu dem Resultat gelangt, hier entscheide allein der individuelle Geschmack. Nur muß man dabei natürlich die Klausel machen, daß ganz mittelmäßige oder schlechte Produktionen solchen Schwankungen in der Schätzung nicht unterliegen und nur von der völlig urteilslosen Menge gepriesen werden können. Immer jedoch blieb es mir unfaßlich, daß ein Tieck einige Dichter, die ich überaus hoch stellte, nicht in ihrem Wert erkannte, dagegen für andere eine mir unbegreifliche Vorliebe hegte. So nannte er die, wie mich bedünkt, recht frostigen Lustspiele von Ben Jonson „große, ewige Werke“; so rühmte er im Gegensatz zu Victor Hugo einen jetzt wohl wenig mehr bekannten Autor, L. Vitet, wegen seiner Etats de Blois — historischer Scenen, die gewiß sehr lebendig geschildert sind, die

mir aber eines solchen Aufhebens nicht wert zu sein scheinen. Ferner gab er mir ein Buch, „Die Molkenkur“, von einem Schweizer, Ulrich Hegner, das er ganz vortrefflich nannte. Nachdem ich es mit Vergnügen gelesen hatte, brachte ich es ihm zurück, indem ich sagte, daß ich zwar dessen Vorzüge nicht verkleinern wolle, es indes doch für ein Werk hielte, welches nicht höher stände, als manche andere, die, wenn sie uns eine Stunde lang Unterhaltung gewährt, ihren Zweck erreicht hätten.

Eine für mich sehr wertvolle Bekanntschaft machte ich in Tieck's Hause an Friedrich von Uechtritz. Dieser Dichter war, sofern er überhaupt jemals in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, damals fast ganz vergessen, und wenn wenigstens ein Sonnenstrahl verspäteter Anerkennung auf Grillparzer's Lebensabend fiel, so ist Uechtritz auch nachher diese nicht zu teil geworden. Die Gleichgiltigkeit der Nation, die Gehässigkeit der Kritik und die Kleinigkeitskrämerei, mit welcher sie an Allem mäkelte, hat überhaupt von Anfang an seine dichterische Thätigkeit auf bedauerliche Art gehemmt. Er hatte ein Trauerspiel, das viele Erwartungen erregen konnte, „Alexander und Darius“, auf die Bühne gebracht und einigen Erfolg damit gehabt, auch die hohe Anerkennung Tieck's dafür erlangt. Allein die Rezensenten fielen in unbarmherziger Weise über dasselbe her, und der eine wußte noch immer mehr Fehler daran aufzufinden, als der andere. Der Hauptvorwurf, in dem alle übereinstimmten, war, er habe den macedonischen Helden modernisirt — ein absurder Einwand, da gute Dichter stets antike Stoffe, um ihnen eine lebendige Wirkung zu sichern, dem Geist und der Gefühlsweise ihrer Zeit angenähert haben. Alexander wurde ein elender Phrasenmacher, die Königin von Persien eine Theaterprinzessin genannt, und wie dergleichen in dem Jargon der Bühnenkritik stereotype Liebenswürdigkeiten weiter lauten. Hätte Uechtritz diesen Angriffen die gebührende Verachtung entgegengestellt, hätte er, wie Byron bei ähnlicher

Gelegenheit, seine Gegner in vernichtender Satire niedergeschmettert, und wäre er, unbekümmert um die Kritteleien der Tagespresse und der Aesthetiker, die schon damals eine so vornehme Miene annahmen wie heutzutage, seinem Stern folgend, kühn auf der betretenen Bahn fortgeschritten, unsere Literatur würde sich dazu Glück wünschen können. Statt dessen geriet er aus Anlaß der Anfeindungen, denen er ausgesetzt gewesen, auf den unglücklichen Gedanken, nun alle seine Kraft aufbieten zu wollen, um ein ganz tadelloses, gegen jeden Angriff der Kritik gepanzertes Drama hervorzubringen. Er entwarf zuerst in monatelanger Arbeit den Plan eines solchen, indem er in ausführlichem Entwurf von allen seinen Intentionen Rechenschaft ablegte und alle Charaktere bis in ihre feinsten Fasern analysirte. Dieser Plan wurde mit verschiedenen Freunden zu wiederholten Malen durchgesprochen und nach deren Bemerkungen verändert und modifizirt. Darauf begab sich Uechtritz an die Ausführung und brauchte Jahre, bis diese vollendet war. Sodann legte er sein Werk, von welchem mehrere Abschriften gefertigt wurden, solchen seiner Bekannten vor, denen er kritisches Urteil zutraute, lauschte ängstlich auf jedes Bedenken gegen die Stichhaltigkeit der Motive, gegen die Führung der Handlung, sowie die Konsequenz der Charaktere und arbeitete sein Drama wiederholt um, bis er glaubte, es sei nun gegen alle Einwürfe gesichert. Uechtritz gab sich hiermit noch nicht zufrieden; wie mir einer seiner intimsten Freunde, Wilibald Alexis, erzählt hat, versammelte er an bestimmten Tagen einen literarischen Kreis um sich, in welchem er seine Dichtungen vorlas und den Anwesenden gewisse Fragen vorlegte. An dem einen Tage zum Beispiel mußten sie ihre Stimmen darüber abgeben, ob die Personen gehörig individualisirt seien, am zweiten, ob die Sprache nicht an Rhetorik leide, am dritten, ob der Aufbau der Handlung auch völlig kunstgerecht erscheine, am vierten, ob sich irgendwo nicht eine

Lücke in der Motivirung finde, und so weiter. Je nach den hier fallenden Aeußerungen wurde das Trauerspiel „Rosamunde“ einer immer neuen Revision unterzogen und endlich von dem durch langjährige Anstrengung erschöpften Verfasser an die Bühnen versandt. Eine Aufführung erfolgte jedoch nur in Dresden. Das Stück wurde dort sehr kalt aufgenommen und alsbald wieder beiseite gelegt. Durch diesen Mißerfolg eines Werkes, an das er die beste Kraft seines Lebens gesetzt hatte, wurde denn Uechtritz so entmutigt, daß er sich ganz vom Theater abwandte. Sein dramatisches Gedicht „Die Babylonier in Jerusalem“ war schon nur für die Lektüre bestimmt. Er schrieb an Tieck, welcher, fast der Einzige, sein Talent seit Anfang erkannt hatte, es sei zu niederschlagend, Dramen zu schreiben, für die man höchstens auf einen ganz engen Leserkreis rechnen könne, und er habe nicht Lust, sich ferner fruchtlos auf diesem Gebiete zu bemühen. So wandte Uechtritz sich in seinem späteren Leben dem Roman zu, erzielte jedoch auch auf diesem Gebiete keine weitreichenden Erfolge. Seine Rosamunde scheint jetzt, ebenso wie seine übrigen Leistungen völlig vergessen zu sein; sie verdient jedoch, teils wegen ihres wirklichen Wertes, teils als Kuriosität wegen der ungeheuren Anstrengungen, die ihre Produktion gekostet, und als Beleg für die verderblichen Wirkungen der Kritik eine dauernde Stelle in unserer Literatur. Uechtritz glaubte, mit Aufgebot aller seiner Geisteskräfte und mit Beihilfe zahlreicher scharfsichtiger Freunde eine Tragödie hergestellt zu haben, von der jeder Tadel abprallen müsse, welche man mit dem Mikroskop untersuchen könne, ohne an ihr auch nur den kleinsten Fehler zu gewahren. Er hat in dieser Hinsicht gewiß geleistet, was sich überhaupt leisten läßt; aber sein Trauerspiel liefert doch nur den Beweis, wie das Streben, etwas zu schaffen, das allen Ausstellungen Trotz bieten könne, auf etwas Unmögliches ausgeht. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, in

den Journalen jener Zeit die verschiedenen Rezensionen der Rosamunde nachzulesen, und gefunden, daß ihr in allen ebensoviele Fehler vorgerückt werden, wie dies auch bei Dramen der Fall zu sein pflegt, die ihren Verfassern nicht den hundertsten Teil der Mühe gekostet haben. Ein Rezensent von einiger Gewandtheit könnte die Liste dieser Fehler noch erstaunlich vermehren. Wenn es nun so kolossalen Bemühungen eines begabten Dichters und der Beihilfe zahlreicher anderer literarischer Kräfte nicht gelungen ist, etwas in jeder Hinsicht Stichhaltiges hervorzubringen, wer darf hoffen, hierin glücklicher zu sein? Aber wäre Uechtritz nun wirklich das Unmögliche gelungen, wäre seine Rosamunde in allen Einzelheiten tadel- und vorwurfsfrei, so würde sie doch nur darthun, wie wenig Wert solche Fehlerlosigkeit habe, und wie gefährlich es sei, das Streben nach ihr sich zur Hauptaufgabe für ein poetisches Werk zu machen. Denn fast notwendig muß das Trachten, allen Einwendungen der Kritik von vornherein zu begegnen, einen Nachteil im ganzen hervorrufen, der unendlich größer ist, als jene so gefürchteten Mängel im einzelnen. Es muß die dichterische Kraft lähmen und das Feuer der Begeisterung dämpfen. Hiervon trägt denn auch die Rosamunde von Uechtritz deutliche Spuren an sich, wiewohl sie immerhin noch von einer ursprünglichen dichterischen Kraft Zeugnis gibt und unter den verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffes, welche mir bekannt geworden sind, die weitaus vorzüglichste ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ausflug nach Belgien. — Meyerbeer. — Neuer Aufenthalt in Spanien. Valencia. Granada. — Exkursion nach Marokko. — Cadix. Sevilla.

Im Sommer 1851 benützte ich die mir zu teil gewordene relative Muße, um den inzwischen vollendeten ersten Band des Firdusi nebst der dazu gehörigen Einleitung herauszugeben. Im Beginn des Herbstes hatten sich dann die Verhältnisse so gestaltet, daß ich meinem längst gehegten sehnlichen Wunsche gemäß meine Entlassung aus dem Staatsdienst nehmen konnte. Wenn ich jetzt an die vorhergehenden Jahre zurückdenke, kann ich selbst kaum fassen, wie ich, dem tief in meine Seele gepflanzten Triebe, der mich zu etwas anderem bestimmte, zuwider, mich so lange in den drückenden Zwang fügen mochte. Es ist etwas Löbliches, sich dem Wunsch und Willen seiner Eltern möglichst zu akkommodiren. Allein wenn man das Bewußtsein hat, daß man etwas Höheres leisten kann, als Geschäfte zu besorgen, denen hundert Andere ebenso gut obzuliegen vermögen, so hat man doch sicher das Recht, dem inneren Rufe mit Hintansetzung aller anderen Rücksichten zu folgen. Um mich darüber zu trösten, daß ich mehr als zwölf Jahre hindurch so viele Zeit wegen lästiger, meiner ganzen Geistesrichtung widerstrebender Pflichten verloren habe, will ich annehmen, daß, da sich unter dem Druck die Kraft stählen soll, dies bei mir der Fall gewesen ist. Die Stunde, als ich die lang getragene Bürde von mir genommen sah,

war eine der glücklichsten meines Lebens. Ich fühlte mich nun ganz mir selbst zurückgegeben, und die kommenden Jahre lagen in sonnigem Glanz vor mir, da ich in ihnen ungehindert längst entworfene Pläne ausführen zu können hoffte. Was einen Schatten der Trübsal auf meine Freude warf, war, daß ich meine Gesundheit, die von früh an nicht die stärkste gewesen, sehr erschüttert fühlte. Zunächst mußte ich mich zum Trinken des Brunnens nach Spaa begeben. Der Aufenthalt in diesem freundlich gelegenen Orte und die vielen Spaziergänge, die ich in der bergigen Umgebung machte, thaten mir wohl. Den Spielsalon sowie die elegante Gesellschaft mied ich, und von allen dort anwesenden Badegästen erregte nur Einer in mir den Wunsch, ihn kennen zu lernen; es war dies der berühmte Komponist Meyerbeer. Ihm schien nicht viel am Umgang mit Menschen zu liegen; denn er wanderte stets ebenso einsam umher, wie ich. Bald aber bot sich mir die Gelegenheit, mich bei ihm einzuführen. Als wir einst beim Füllen unserer Gläser am Brunnen zusammentrafen, sagte ich, wie ich seinen Jugendfreund, den badischen Minister von Dusch, kenne und wie mir dieser viel von seinem Zusammensein mit ihm bei dem großen Kontrapunktisten Abt Vogler in Darmstadt erzählt habe. Nachdem ich diese Worte gesagt, ging Meyerbeer sogleich auf das Gespräch mit mir ein, und ich machte von nun an fast jeden Morgen meine Promenade mit ihm vereint. Er war durch seine langen Aufenthalte zuerst in Italien, dann in Frankreich, für Deutschland beinahe ein Ausländer, und wie seine Opern als ein, freilich mit hohem Talent zu stande gebrachtes Gemisch aus den Musikgattungen der drei Länder erscheinen, so trug auch sein Gespräch den kosmopolitischen Charakter. Er erzählte viel von den italienischen Theatern, wo er früher eine ganze Anzahl jetzt ziemlich vergessener Opern im Rossini'schen Stil zur Aufführung gebracht hatte; die Centralsonne seines Lebens jedoch war Paris.

wo er so große Triumphe gefeiert. Für seine Vaterstadt Berlin, die ihn doch auch hoch geehrt hatte, zeigte er weniger Sympathie; immerhin war sein Herz Deutschland nicht ganz entfremdet worden, und ich freute mich über die Wärme, mit der er über Karl Maria von Weber sprach, welcher freilich nach meiner Meinung zehn Meyerbeer aufwiegt. Da ich mehreres von Michael Beer, dem damals längst verstorbenen jüngeren Bruder des Komponisten, mit Anteil gelesen hatte, freute es mich, von diesem mit ihm sprechen zu können. Der Musiker überschätzte den Dichter nicht; allein recht schien er mir zu haben, wenn er dem einaktigen Trauerspiel desselben „Der Paria“ eine ergreifende Wirkung zusprach und beklagte, daß es von den Bühnen verschwunden sei. Hätte Meyerbeer diesem Stück denselben Liebesdienst erwiesen, wie dem „Struensee“ seines Bruders, das heißt, Musik dazu komponirt, so würde es gewiß von neuem mit Beifall über die Bretter gegangen sein, und zwar mit verdienterem als der letztere. Ueber Michael Beer's frühen Tod habe ich später in München aus ganz zuverlässiger Quelle folgendes erfahren. Derselbe hielt sich mehrere Jahre lang im Winter in der bayerischen Hauptstadt auf und verkehrte dort viel mit dem Minister Eduard von Schenk, dem Dichter des einst beliebten Trauerspiels „Belisar“. Unter solcher Protektion war er in den höheren geselligen Kreisen freundlich aufgenommen worden, und da er eine starke Dosis von Eitelkeit besaß, ging nun sein Ehrgeiz dahin, auch bei Hofe eingeführt zu werden. Dies war nach der herrschenden Etikette freilich nicht möglich; Beer jedoch fand schon eine Befriedigung seines Ehrgeizes darin, daß ihm Aussicht gemacht wurde, an einem Maskenzug teilzunehmen, der von vornehmen Herren und Damen in einem öffentlichen Lokal, jedoch im Beisein des Hofes, aufgeführt werden sollte. Der Dichter war mit Glücksgütern gesegnet, und so ließ er sich ein überaus prachtvolles Kostüm zu diesem Zweck anfertigen. Allein

als die erste Probe des Maskenzuges stattfinden sollte, mochte keine Dame sich von ihm führen lassen, und während sich alle Paare reihten, stand er allein verlassen da. Da die jüdische Nationalität in seinen Zügen besonders ausgeprägt gewesen sein soll, und im damaligen München selbst die Protestanten noch die Rolle von Parias spielten, so begreift sich die Rückhaltung jener Damen einigermaßen. Beer aber empfand die erlittene Kränkung sehr tief und ward davon so affizirt, daß er aufs Krankenlager sank, wo ein Nervenfieber seinem Leben ein Ende machte. Daß übrigens Beer ein geistvoller und ernst strebender Mann war, von dem noch Schönes zu erwarten gewesen wäre, geht, wie aus seinen Dichtungen, so auch aus seinem Briefwechsel mit Immermann hervor.

Von Spaa aus machte ich einen Ausflug nach den verschiedenen Städten Belgiens und sah mit großem Vergnügen außer Brüssel, Antwerpen und Gent besonders das weniger besuchte Brügge. Diese Städte können in ihren alten Teilen nahezu mit denen Italiens, in denen sich der Charakter früherer Zeiten am meisten ausgeprägt erhalten hat, wetteifern. Für mich haben sie einen eigentümlichen Reiz noch dadurch, daß ein Widerschein der Sonne Spaniens auf ihnen ruht. Sie hatten freilich schwer unter der spanischen Herrschaft zu leiden und haben sich mit Recht von ihr losgerissen. Wie jedoch in ihrer Bauart manches an ihre südlichen Schwestern Toledo und Burgos erinnert, so finden sich auch in den Sitten ihrer Bevölkerung Reminiszenzen an die Zeit, wo das südliche Volk hier herrschte. Im 16. und 17. Jahrhundert dehnte sich der Schauplatz der spanischen Literatur bis hierher aus, und es wurden viele Werke in castilianischer Sprache, namentlich in Brüssel, noch mehr in Antwerpen gedruckt. An beiden Orten ist eine Ausgabe der zwei ersten Bände von Lope de Vega's Komödien erschienen, und daß auch Theater zur Aufführung

spanischer Schauspiele dort bestanden haben, kann nicht bezweifelt werden.

Weiter machte ich einen Abstecher nach London und brachte einige Wochen dort zu, besonders um die Manuskripte des Schahname im East-India-House für die Fortsetzung meines Firdusi zu konsultiren. Von neuem suchte ich auch Josef Mazzini auf, der nach dem Untergang der kurzlebigen römischen Republik nun wieder in sein Asyl an der Themse zurückgekehrt war. Er hatte jetzt keinen Grund mehr, sein politisches Wirken vor mir mit einem Schleier zu bedecken, und sprach fast ausschließlich von den Zuständen auf der Halbinsel. Er nannte dieselben wohl entsetzlich, hielt jedoch an der Hoffnung fest, noch das Morgenrot der italienischen Einheit und Freiheit, für die er sein ganzes Leben hindurch gerungen, zu erblicken.

Nach Deutschland zurückgekehrt, brachte ich den Winter auf dem Lande bei meinen Eltern zu. Völlig Herr meiner Zeit, umringt von meinen Büchern, wie hätte ich mich nicht glücklich gleich einem König fühlen sollen? Mochte der Sturm vor meinem Fenster heulen und Schnee die Zweige aller Bäume zu Boden drücken, ich versetzte mich, nun diesen, nun jenen Band von den Brettern herunterholend, bald unter die Banianen zu den Einsiedlern Indiens, bald unter die Platanen der Akademie am Kephissus oder lauschte dem Dichterwettstreit am Hofe Mahmud's des Ghasneviden. Die Gefahr für mich bestand nur, wie schon früher oft, darin, daß zu vieles mich anzog und daß ich wegen des geistigen Genusses, der sich mir von allen Seiten darbot, schwer zum Produziren kam; dennoch wurden mehrere Monate der ländlichen Stille zu eifrigem Schaffen von mir verwandt. Im Frühling 1852 rüstete ich mich dann zur Ausführung des längst gehegten Planes, Spanien nochmals zu besuchen. Fast hätte ich mir Gewissensbisse gemacht, von neuem den Wanderstab zu ergreifen; allein ich wußte von früher her, daß es möglich sei, ernste Studien und

Arbeiten selbst mit einem bewegten Reiseleben zu verbinden, und faßte den festen Vorsatz, dies zu thun. Was mich besonders nach Spanien, namentlich nach Andalusien zog, war der Wunsch, den Boden näher kennen zu lernen, auf dem die Araber zur höchsten Blüte der Kultur gelangten, ihre Architekturwerke genauer zu studiren und mich zu orientiren, ob es mir möglich sein werde, ein Buch zu schreiben, worin ich den Bildungszustand, die Kunst und die bei uns noch so gut wie völlig unbekannte Poesie der Araber in Spanien darstellte. Bis zur Ausführung dieser Idee war freilich noch ein weiter Weg; denn die arabische Sprache, deren genaueste Kenntnis dazu erfordert wurde, war mir noch nicht hinlänglich geläufig; auch wußte ich nicht, ob sich die für mein Vorhaben nötigen Materialien finden würden. Dennoch wollte ich die vorbereitenden Schritte thun und machte mich deshalb, nachdem ich meine Eltern bis Interlaken begleitet hatte, nach dem Süden auf. Mein Weg ging durch Catalonien zunächst nach Valencia, das ich bisher noch nicht kannte. Von dieser Stadt haben die Meisten die Vorstellung, sie zeichne sich durch höchsten Reiz aus und sei die Perle unter den spanischen Städten. Der Klang des Namens macht dabei viel. Wenn der Zigeunerhauptmann in Weber's Preciosa mit den Worten: „Auf nach Valencia!“ das Zeichen zum Aufbruch gibt, so stellt man sich zauberhafte Gärten vor zwischen wild zerrissenen Schluchten, ein Häusermeer, das sich hoch wogend von Hügel zu Hügel ergießt und von zackigen Felsmassen überragt wird. Wenigstens hatte sich meine Phantasie ein solches Bild entworfen; doch fand ich mich einigermaßen enttäuscht. Die südliche Vegetation bei Valencia ist allerdings sehr üppig; es schwimmt wahrhaft in einem Meer von Grün; allein malerisch kann die Gegend nicht genannt werden. Wie ganz anders ist das in Granada, wohin ich mich von dort begab und wo ich dann mehrere Monate verbrachte. Meinen Aufenthalt daselbst hätte ich auch

nicht um eine Stunde verkürzt sehen mögen. Nirgends kann man wie dort bald in romantischen Thälern, beim Rauschen der Gebirgsbäche träumen, bald von hohen, mit Blütengerank überdeckten Felshängen zu schöngeschwungenen Gebirgen hinüber schauen, auf welche die Sonne die ganze farbige Magie ihrer Strahlen hinabgießt. Gibt es noch einen andern Ort, wo sich so die Vegetation des Südens mit der des Nordens vereinigt, wo zugleich der Genius des Orients sich in den Palmenwipfeln wiegt und die Elfen des Abendlandes unter Erlenbüschen ihren Reigen ziehen? Aber das Herrlichste habe ich noch nicht erwähnt, die Alhambra mit ihrem Löwenhof, ihren von schlanken Säulchen getragenen Hallen und ihren Balkonen, von denen der Blick bald in tiefe stromdurchrauschte Schluchten hinab, bald zu den Schneebergen der Sierra Nevada hinübergleitet. Die Aufseher der Alhambra, sowie des in Bezug auf die Lage noch wundervolleren Generalife, hatte ich mir leicht zu Freunden gemacht und verbrachte oft ganze Tage in diesen Schlössern, ja erhielt die Erlaubnis, mich auch zur Abendzeit in die Alhambra einschließen zu lassen. Die Vollmondnächte, die ich in dem alten Maurenschloß verbrachte, während die Scheibe des himmlischen Gestirns sich im Becken des Myrtenhofs spiegelte und dämmernde Schatten, mit den Lichtstrahlen sich haschend, von Halle zu Halle, von Saal zu Saal glitten, werden ewig in meiner Erinnerung leben. Ich will gestehen, das Genießen aller der Eindrücke, die während dieser Monate in Granada auf mich einströmten, war zu sinnbestrickend, als daß ich mich nicht vorzugsweise ihm hingegeben hätte. Doch wenn mein Blick an den arabischen Inschriften hing, die sich an den Wänden und Säulen der alten Paläste hinschlängeln, mahnte ich mich immer an meinen Vorsatz, die fast ganz verschollene Poesie des Volkes, das diese Bauten errichtet, wieder zum Leben zu erwecken.

Man begegnet in den Straßen von Granada, wie auch

in der Alhambra hie und da Muhammedanern in orientalischer Tracht, die durch Handelsgeschäfte nach Andalusien geführt werden und dabei auch die Stadt besuchen, welche ihr Volk noch ein paar Jahrhunderte lang, nachdem es aus der übrigen Halbinsel vertrieben war, inne hatte. Mehrenteils sind diese Leute Bewohner der marokkanischen Küste. Ob ich mich täuschte und ihnen einen höheren Bildungsgrad zuschrieb, als sie besaßen, weiß ich nicht; allein ich sah mehrmals solche Moslimen in der alten Königsburg des Boabdil, die so traurig gesenkten Hauptes deren halb erloschene Pracht betrachteten, daß es mir schien, als stellten sie einen wehmütigen Vergleich zwischen dem ehemaligen Glanz ihres Volkes und dessen jetzigem tiefen Verfall an. Eines Abends begegnete ich einer ganzen Schar solcher Marokkaner im „Saal der Gesandten", und ich konnte wirklich einen Augenblick glauben, das Schloß habe sich wieder mit seinen früheren Bewohnern bevölkert. Allerdings war die Erscheinung der Gäste nicht von der Art, daß sie mir als Repräsentanten der Glanzperiode der spanischen Araber erscheinen konnten; aber es erwachte in mir doch der Wunsch, etwas von dem Lande zu sehen, in welches, nach der herrschenden Meinung, die letzten granadinischen Mauren geflohen sein sollen. So reiste ich denn mit dem Entschlusse ab, von Gibraltar aus eine Exkursion nach der afrikanischen Küste zu machen. Bereits in Malaga jedoch bot sich mir hierzu Gelegenheit; es sollte von dort aus gerade ein Trupp Soldaten nach Ceuta transportirt werden, und die Offiziere, die ich kennen gelernt hatte, luden mich ein, mit ihnen hinüberzuschiffen. In dieser, Gibraltar gegenüberliegenden, bekanntlich jetzt von den Spaniern besetzten Festung, der nämlichen, für welche der standhafte Prinz den Märtyrertod erlitt, indem er deren Auslieferung an den Sultan von Marokko verweigerte, findet sich nichts Bemerkenswertes, außer der Aussicht von den erhöhten Punkten, wo man das atlantische und das mittelländische Meer durch

die Säulen des Herkules ineinanderfluten sieht. Von hier beabsichtigte ich, einen Ausflug in das Innere zu machen; allein selbst die Offiziere getrauen sich dessen nicht anders, als in größerer Anzahl und stark bewaffnet, da die muhammedanische Bevölkerung von wildem Glaubenshaß gegen die Christen erfüllt ist. Die spanischen Soldaten dürfen die Thore nie verlassen. Nun dachte ich, mit einem Segelboot von hier nach Tetuan zu gehen, doch auch dieser Wunsch ward vereitelt. Es fand sich für die nächste Zeit kein Boot noch Schiff dorthin oder nach Tanger; nur nach Gibraltar war zu gelangen, und so ergriff ich diesen Ausweg, um dann von der englischen Festung aus meinen Vorsatz ins Werk zu setzen. Gibraltar, wo ich auch in späteren Jahren wiederholt geweilt habe, ist ein herrlicher Aufenthaltsort; an der südlichsten Spitze Europas gelegen, weiß es nichts von den Unbilden des Winters. Der kühn geformte Felsen, an seinen Abhängen mit prächtigen Gartenanlagen geschmückt, bietet Gelegenheit zu den schönsten Spaziergängen, auf denen das Brausen der beiden Meere harmonisch in unser Ohr tönt; und wer den Weg weiter empor zum Gipfel nicht scheut, wird durch einen Ausblick belohnt, wie ihn die Welt kaum weiter bietet. Dennoch riß ich mich bald von diesen Annehmlichkeiten und von dem englischen Comfort, der hier in Blüte steht, los, um mich nach dem unwirtbaren Afrika zu begeben. Die Landung in Tanger war originell. Da zu jener Zeit das Dampfschiff sich nicht ganz dem Strande nähern konnte, ward dasselbe von Scharen von Eingeborenen umringt, welche die Passagiere auf ihre Rücken nahmen und so an das Ufer trugen. Kaum hatte man dieses erreicht und wollte sich in seine Wohnung begeben, so sah man sich von großen Scharen zerlumpter Leute umschwärmt und verfolgt, die sich sämmtlich als Führer anboten oder bettelten. Im Gasthof ließ ich einen mir empfohlenen zuverlässigen Führer kommen und begab mich zunächst zum englischen Konsul, an

den ich adressirt war. Was ich auf diesem Gange sowie nachher von der Stadt und ihrer Bevölkerung sah, machte auf mich den Eindruck erschrecklicher Barbarei; und wenn ich nun dachte, daß Tanger nach der allgemeinen Aussage der zivilisirteste Ort des Königreichs Marokko sei, so schwand mir fast die Lust, noch weiter vorzudringen. Dennoch schämte ich mich vor mir selbst, meinen früheren Vorsatz sogleich aufzugeben, und fragte den Konsul, inwieweit es thunlich sei, eine Exkursion in das Innere des Landes zu machen. Er riet mir hiervon nun besonders deshalb ab, weil er mir keinerlei Genuß von einer solchen Tour versprechen könnte. Da ich indes erwiderte, daß ich meine Neugier in Betreff von Land und Leuten doch wenigstens in etwas befriedigen möchte, schlug er mir vor, mit einer bewaffneten Eskorte, die er mir besorgen wolle, den Ritt nach Tetuan zu machen. Ich ging dankend hierauf ein und empfing vom Konsul ein Schreiben an einen muhammedanischen Kaufmann jener Stadt, mit dem er in Geschäftsverbindung stand und bei welchem ich wohnen sollte. Die beiden Nächte, die ich in Tanger zubrachte, vergingen mir sehr unruhig; man hörte auf den Straßen häufiges Schießen, dazwischen wildes Geheul und Aechzen. Das letztere soll eine Folge des herzzerreißenden Elends sein, in dem ein großer Teil der Bevölkerung lebt, das Schießen aber von den Streitigkeiten herrühren, welche die verschiedenen Klassen der Bewohner miteinander führen. Es leben in Tanger viele Juden, allein in einem Zustande großer Bedrückung, so daß sie bei Nacht nicht auszugehen wagen. Dies steht in traurigem Gegensatz zu der Freiheit und angesehenen Stellung, deren sie sich im muhammedanischen Spanien erfreuten. Schon hier indes begann ich einen Irrtum zu berichtigen, in dem ich bis dahin befangen gewesen, als seien die Bewohner dieses Teils von Nordafrika Araber und gar Reste der aus Spanien vertriebenen Mauren. Vielmehr besteht das Gros der Bevölkerung in

Marokko aus Berbern, einem weit tiefer stehenden Volksstamme. Am Tage machte ich größere Spaziergänge in die Umgegend von Tanger, die sehr fruchtbar ist; sodann begab ich mich mit meiner Eskorte von kräftigen, bis an die Zähne bewaffneten Männern und mit meinem Führer Jussuf auf den Ritt. Das hügelige Land, durch das ich kam, erschien mir als überaus anmutig; ein paar Mal führte mich der Weg an kleinen weißen Kuppelbauten, die halb zwischen Tamarisken versteckt waren, vorüber, und nach patriarchalischer Sitte boten mir fromme Anachoreten eine Schale mit frischem Wasser dar. Minder erfreulich war es, wenn ich mich den Dörfern näherte; es ward absichtlich vermieden, durch dieselben hindurchzureiten. Aber auch schon beim Vorüberziehen wurden wir der Feindseligkeit der Bewohner gewahr. Sie stürzten aus ihren, mehr den Behausungen von Tieren, als menschlichen Wohnungen gleichenden Lehmhütten hervor und schrien uns, das heißt eigentlich mir, Schmähworte, wie „unbeschnittener Schuft", „christlicher Hundssohn" entgegen. Hätten die drohenden Feuergewehre sie nicht in Zaum gehalten, sie würden uns sicher überfallen haben. Am Abend wurde an einem freundlich gelegenen Wasserbrunnen Rast gemacht. Jussuf hatte sowohl für reichlichen Proviant, wie für ein Zelt Sorge getragen, und so hielt ich eine treffliche Nachtmahlzeit, von welcher natürlich auch meine wackeren Beschützer, sowie mein Führer und die übrigen Mitglieder der kleinen Karawane ihren Teil erhielten. Den köstlichen Moskatel de Malaga, den die Uebrigen als rechtgläubige Söhne des Propheten verabscheuten, durfte ich für mich behalten und sprach ihm so fleißig zu, daß der Schlaf, sobald ich mich in dem Zelt auf meine Decke hingestreckt, mich übermannte und bis zum Morgen nicht von mir wich. Am nächsten Tage ward die Reise auf gleiche Art fortgesetzt, ohne weiter etwas Beachtenswertes zu zeigen. Früher als ich erwartet hatte, sah ich die Moscheenkuppeln und Minarete von

Tetuan vor mir aufsteigen, über sie hin den blauen Saum des Meeres. Der Muhammedaner, an welchen ich vom englischen Konsul empfohlen war, nahm mich mit echt orientalischer Gastfreundschaft auf. Ich mußte zunächst mit ihm Kaffee trinken und den Tschibuk rauchen, dann führte er mich in ein geräumiges Gemach, auf dessen Divan ich mein Nachtlager nehmen sollte, und bat mich, sein Haus als das meinige anzusehen. Er war ein schöner Mann von gewinnendem Aussehen, sicher von arabischem, nicht berberischem Stamm, und ich überredete mich gerne, in ihm einen Enkel der edlen Abencerragen vor mir zu haben. Das Nachtmahl mußte ich mit ihm an seiner niedern Tafel, mit untergeschlagenen Beinen sitzend, einnehmen. Indessen kannte er schon so viel von europäischen Sitten, daß für mich Messer und Gabel bereit lagen. Tetuan, wo ich nun noch einige Tage blieb, machte einen weit angenehmeren Eindruck auf mich, als Tanger. Es ist reinlicher und nicht so lärmend; die Bevölkerung zeigte sich, wohl weil weniger Fremde hinkommen, auf keine Weise zudringlich und ich konnte nach Belieben ungestört durch die Straßen gehen. Einige Plätze boten durch ihre von Sykomoren und Palmen beschatteten hübschen Brunnen, sowie durch die über ihnen aufragenden Moscheen und Gebetswarten ein Bild von echt orientalischem Charakter. Da hier meine marokkanische Reise beendigt war, handelte es sich darum, ein Schiff zu finden, das mich an die spanische Küste zurückträge. Nach mehrfachen vergeblichen Erkundigungen hierüber hatte ich mich schon darauf gefaßt gemacht, den Weg, den ich gekommen, noch einmal einzuschlagen; allein glücklicherweise ermittelte ich nach einigen Tagen einen kleinen spanischen Kauffahrer, der segelfertig war, um nach Cadix abzugehen. Nichts konnte mir erwünschter sein. So glitt ich bei hochgehender See, auf den schäumenden Wellen hin und her geschleudert, wieder der Enge zu, wo das Mittelmeer sich zwischen den vorspringenden Felsen

von Calpe und Ceuta mit mächtiger Strömung in den unermeßlichen Ozean hinauswälzt. Die folgende Nacht führte mich in den Hafen von Cadix, das mit seinen weißen glänzenden Häusern und grünen, jedes Fenster zierenden Balkongittern immer den Eindruck einer Feenstadt auf mich gemacht hat. Die Umgegend ist freilich flach und sandig; ebenso sind es mehrenteils die Ufer des Guadalquivir, auf dem mich ein Dampfboot demnächst nach Sevilla brachte. Die Lage dieser berühmten Stadt, die noch im 16. und 17. Jahrhundert die wichtigste in Spanien und der Hauptstapelplatz des Handels mit Amerika war, hat eben nicht große Naturreize. Nur im Frühling, wenn die Felder umher sich mit frischem Grün bedecken und die Gärten längs des Flusses vom Weiß der Orangeblüten, dem Scharlachrot der aufbrechenden Granatenknospen schimmern, gewährt sie anmutige Spaziergänge. Allein das Innere Sevillas bietet zu allen Jahreszeiten, außer im hohen Sommer, wo die Hitze oft fast unerträglich wird, einen angenehmen Aufenthalt. Die maurischen Häuser mit ihren springbrunnengeschmückten Höfen im Innern, die Zaubergärten des Alcazar, die durch sorgfältige Bewässerung immer grünen und blühen, das abendliche Umherwandern auf den mit bunten Lampen erleuchteten Alameden — was könnte man mehr wünschen? Endlich die Kathedrale, das großartigste aller Bauwerke germanischen Stils, die alte, noch aufrechtstehende Minaret, die Giralda, schöner als alle Moscheentürme des Orients, üben allein eine solche Anziehungskraft auf mich, daß ihre tägliche Betrachtung mich monatelang glücklich machen könnte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Projektirte Reise nach Südamerika. — Cintra. — Madeira. — Teneriffa. — Sommer in Granada. — Streifzüge in die Sierra Nevada. — Ronda. — Cordova. — Die Mancha.

Ich richtete mich gerade auf einen längeren Herbstaufenthalt in Sevilla ein und dachte dann den Winter in Madrid zuzubringen, als mich im September 1852 die Nachricht von dem plötzlich zu Vevey eingetretenen Tode meines Vaters ereilte. Die Kunde traf mich erschütternd; er hatte mich immer mit inniger Liebe gehegt und gepflegt, wie denn seine große Herzensgüte Jeden, der in seine Nähe kam, für ihn gewann. Wenn er in früheren Jahren durch Mangel an Verständnis für meine eigentümliche Geistesrichtung mich genötigt hatte, eine Laufbahn zu betreten, der meine innerste Natur widerstrebte, so konnte ich ihn deshalb kaum anklagen, da sicher die meisten Väter, in den gewöhnlichen Ansichten über Lebensberuf befangen, ebenso gehandelt haben würden. Aber gerade seit einigen Jahren war ihm ein solches, ihm bisher mangelndes Verständnis aufgegangen; er hatte mich endlich selbst aufgefordert, den Staatsdienst zu verlassen, und nun eben wurde er unerwartet hinweggerissen, während seine kräftige Natur hatte erwarten lassen, er werde ein weit höheres Alter erreichen. Infolge der Trauernachricht entschloß ich mich sogleich, in möglichster Schnelle nach Hause zu reisen — eine weite und anstrengende Fahrt von den Ufern des Guadalquivir

zu denen der Ostsee — und zwar dies zu einer Zeit, als auf der ganzen zu durchreisenden Strecke noch fast gar keine Eisenbahnverbindung war. Von Sevilla bis an die französische Grenze hatte ich allein fast acht Tage und Nächte in der Diligence zuzubringen. Dennoch langte ich noch zur rechten Zeit in Mecklenburg an, um der Bestattung der Leiche des teuren Verblichenen in unserem Familienbegräbnis zu Stralendorf, wohin sie von Vevey gebracht worden war, beizuwohnen. Der darauf folgende Winter verging mir großenteils in der Ordnung von Familienangelegenheiten. Es trat mir nun auch die Frage wegen der Einrichtung meines künftigen Lebens nahe. Das am nächsten Liegende und von allen Seiten Erwartete war, daß ich mich auf dem Lande niederlassen würde. Doch dies widerstrebte mir durchaus; ich fürchtete die Isolirtheit, die Abwesenheit von allen literarischen Hilfsmitteln, das Entbehren des Umgangs mit Männern, die ähnliche Bestrebungen wie ich verfolgten. Doch faßte ich noch keinen definitiven Entschluß hierüber, sondern wußte eine Einrichtung zu treffen, die es mir ermöglichte, nochmals für ein Jahr oder länger auf Reisen zu gehen. Gegen Ausgang des Winters 1853 begab ich mich wiederum durch das südliche Frankreich zunächst nach Barcelona und von dort über Saragossa und verschiedene mir bisher unbekannte Orte Spaniens, indem ich in Estremadura, auch dem letzten Rastort Karl's V., dem Kloster St. Juste, einen Besuch abstattete, nach Portugal. Mein geheimes Vorhaben war, von Lissabon nach Südamerika zu gehen, um eine Anschauung der tropischen Natur zu gewinnen, und den Weltteil, der mich besonders seit Humboldt's Erzählungen im Geist so viel beschäftigt hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Dies Vorhaben hatte ich meinen Verwandten verschwiegen, da ich wohl wußte, dasselbe werde sie mit großen Besorgnissen meinethalb erfüllen. Auch sagte ich mir wohl heimlich, die Ausführung jenes Vorsatzes sei bei

dem sehr wankenden Zustande meiner Gesundheit bedenklich. Zunächst brachte ich denn, um Zeit zu weiterer Erwägung zu gewinnen, einige Wochen in Cintra bei Lissabon zu. Etwas Entzückenderes als dieses von phantastischen Bergformen gekrönte, auf einer mit dem reichsten Baumwuchs und Blütenflor prangenden Höhe gelegene Cintra gibt es schwerlich auf Erden. Besonders im ersten, hier sehr früh eintretenden Frühling, als ich dort war, glaubte ich mich in ein wahres Eden versetzt. Die frischen Lüfte, die vom Meer her wehten, erlaubten mir am Morgen weite Spaziergänge bald über steile Klippen, bald über taubeglänzte Felder. Stieg dann die Sonne höher, so luden mich kühle Grotten in ihren Schatten, oder ich ließ mich an einer rieselnden Quelle im Dickicht von Lorbeer und Myrten nieder, während ein lauer Windhauch fast betäubenden Duft aus den Limonenhainen herantrug. Ueber Alles herrlich aber waren die Abende, wenn die sinkende Sonne ihre Purpurglut über die Landschaft ausgoß und hoch oben auf seinen Felsenzacken das Zauberschloß Penha wie in einer Glorie strahlte. Es ward mir schwer, mich von hier loszureißen; da mich jedoch der Aufenthalt mit neuer Lebenskraft erfüllt hatte und mir noch andere ersehnte Ziele winkten, brach ich auf, um mich mit dem nächsten englischen Dampfboot nach Madeira einzuschiffen. Kaum hätte ich geglaubt, daß nach Cintra mir noch andere Gegenden Genuß bieten könnten. Dennoch waren die Eindrücke, die mir Madeira mit seiner wirklich tropischen Vegetation und dann die kanarischen Inseln machten, überwältigend. Hierüber wie über meinen Aufenthalt in dem entzückend gelegenen Orotava und meine Besteigung des Pics von Teneriffa beziehe ich mich auf die weiter unten folgenden Tagebuchblätter. Nun kam die Zeit, einen Entschluß wegen der ferneren Reise nach Amerika zu fassen. Aber der wohlmeinende Rat eines Arztes in Orotava und die Vernunft bestimmten mich, das Projekt

aufzugeben, indem meine Nerven bei der von Tag zu Tag stärker werdenden Hitze große Abspannung zeigten. Ich kehrte deshalb mit einem spanischen Schiffe nach Cadix zurück. Nachdem ich von hier zunächst einen Ausflug nach der kleinen Hafenstadt Palos, von wo Kolumbus seine große Entdeckungsreise angetreten, gemacht und hiernächst wiederum einige Zeit in Sevilla geweilt hatte, eilte ich nach meinem geliebten Granada, das durch seine hohe Lage, seine Wasser- und Schattenfülle, sowie durch die kühlen Hauche von der Sierra Nevada her selbst in der Hundstagsglut noch einen erquickenden Aufenthalt gewährt und sogar einem Sterbenden neuen Odem schenken könnte. Hier begann mein glückliches Leben vom vergangenen Jahre wieder. Ich verbrachte ganze Tage und Nächte in der Alhambra, sah an jedem Abend vom Generalife herab das Licht in vielfacheren Farben, als der Regenbogen sie hat, über der Vega und Sierra von Elvira verglühen, und suchte mir das verborgenste Plätzchen in der romantischen Schlucht am Darro aus, um an ihm einsam zu träumen. Mein Glück voll zu machen, erwachte auch meine Arbeitslust wieder. Durch Don Moreno Nieto, Professor des Arabischen an der Universität Granada, erhielt ich einen Teil der arabischen Texte, welche Dozy in Leyden herausgegeben hat und aus welchen sich allein eine Kenntnis der Geschichte und Literatur der spanischen Araber schöpfen läßt. Die Reihe der Werke, die der große holländische Gelehrte edirt hat, war damals noch weitaus nicht vollständig; allein indem ich hoffte, daß die weiter verheißenen Editionen bald folgen würden, begann ich das schon Erschienene mir zu nutze zu machen, studirte die Texte und übersetzte Manches daraus. So durfte ich mir denn schließlich sagen, der Grundstein zu meiner Arbeit sei gelegt. Es vergingen indes noch dreizehn Jahre, bis das Ganze, die Frucht von größeren Mühen, als sich irgend ein Leser zu denken vermag, zu stande kam.

*

Ehe ich Granada verließ, lockte mich der goldene Herbst, dessen kristallener Himmel in wunderbarer Herrlichkeit über der andalusischen Landschaft lag, noch zu mehreren Ausflügen. Der eine war nach dem Pic de la Veleta, dem neben dem Mulhacen höchsten Gipfel der Sierra Nevada, gerichtet. Schon hatte ich den Tag zum Aufbruch dorthin bestimmt, da hörte ich unerwartet, eine Gesellschaft von Granadinern, welche eine Exkursion nach eben jener Richtung unternommen, sei auf dem Wege von Banditen überfallen und in das Gebirge fortgeschleppt worden. Die Nachricht bestätigte sich, und so verschob ich einstweilen die Ausführung meines Plans, ohne ihn ganz aufzugeben. Nach einem Monat erfuhr ich, die Gefangenen seien gegen Zahlung beträchtlicher Geldsummen wieder freigegeben worden, und beinahe gleichzeitig ward mir von anderer Seite gesagt, wenn ich den Ausflug noch beabsichtigte, so könnte ich ihn ohne alle Gefahr unternehmen, indem ich ihn an der Seite eines der Neveros machte, das heißt derjenigen Leute, welche Schnee aus den Schluchten des Gebirges herbeiholen. Besonders ward mir Einer von dieser Klasse als durchaus zuverlässig empfohlen; derselbe betreibe sein Geschäft des Schneeholens seit dreißig Jahren, kenne alle Bewohner des Gebirgs, und wenn sich auch vieles verdächtige Gesindel dort umhertreibe, so sei doch ein seinem Schutze Befohlener gegen jeden Angriff gesichert. Es sind das ähnliche Sitten wie die der nomadischen Araber der Wüste. Dies bestätigte mir der bezeichnete Nevero, Namens Pablo, dessen Bekanntschaft ich nun machte. Er leugnete nicht, daß Räuber in der Sierra seien, sagte aber, er stehe sich gut mit ihnen, indem er ihnen diese und jene Gefälligkeit erweise, schwur mir auch bei allen Heiligen, daß ich in seinem Geleite nichts zu befürchten habe, vielmehr noch sicherer sein würde als er selbst. Pablo flößte mir das vollste Zutrauen ein, und so setzte ich mich mit ihm, einigen Maultiertreibern und meinem

granadinischen Führer, Fernando Bensaken, in Bewegung. Ich war in andalusischer Tracht, die damals auf solchen Reisen noch sehr dienlich war, damit man nicht gleich als Fremder erkannt würde. Nachdem ich die nächste Umgebung von Granada verlassen, führte der Weg bald in öde Felspartien, wo nur hie und da an den Rinnsalen von Bächen Oleandergesträuch und Myrtengebüsch das Auge erfreuten. Diese südlichen Gebirge entzücken aus der Ferne, weil das Spiel des Lichtes sich auf ihren kahlen Massen besonders herrlich zeigt; allein in der Nähe gesehen stehen sie weit den Alpen nach, hinter denen doch wenigstens die Sierra Nevada an Höhe nicht viel zurückbleibt. Die Schönheit ihrer Formen kann nicht für die Abwesenheit der Wälder und des Almengrüns entschädigen, welche die nordischen Berge so prächtig bekleiden. Mehrmals begegnete ich Trupps von bewaffneten Männern, die mich immer freundlich grüßten und gewöhnlich einige Worte mit Pablo wechselten. Ohne dessen Begleitung in abgelegener Gegend auf sie zu stoßen, würde mir nicht angenehm gewesen sein. Je höher die Sonne stieg, desto lästiger wurde ihr blendender Glanz auf dem kahlen Gestein. Der Weg schien sich ins Unermeßliche zu dehnen; ich versank zuletzt, indes mein Maultier unaufhaltsam vorwärts schritt und die Felsenschluchten von dem Klang seiner Schellen widerhallten, in ein waches Träumen, so daß ich das träge Schleichen der Stunden nicht weiter empfand. Als die Abendschatten, welche die um mich ragenden Klippen warfen, länger wurden, weckten mich die kühler werdenden Lufthauche aus diesem Zustand, und ich genoß bald eines wunderbaren Schauspiels, indem die Strahlen der sinkenden Sonne die noch mit einzelnen Streifen Schnees bedeckten, vielzerklüfteten Bergmassen und den Scheitel des Pic hier im Perlmutterglanz, dort purpurn und violett leuchten ließen. In der Einsenkung eines Felsens suchte ich für die Nacht Schutz vor dem auf dieser Höhe von mehr als zehntausend

Fuß wehenden heftigen Sturm. Der Führer wußte einen so geschirmten Platz aufzufinden, daß er dort das mitgebrachte Brennmaterial anzuzünden und an ihm eine Mahlzeit zu bereiten vermochte. Nachdem ich dann einige Stunden dem Schlaf geweiht, brach ich mit Pablo und Fernando wieder auf, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Die Maultiere mußten wegen der Steilheit des weiteren Pfades zurückbleiben. Nach anstrengendem Marsch, oft über steile Klippen und über Steingeröll, das unter meinen Füßen wich, gelangte ich noch zur rechten Zeit auf die Spitze des gewaltigen Picacho, zu dem ich so oft von Granada aus verlangende Blicke emporgesandt hatte. Das Ferne erweckt immer die Sehnsucht; man träumt es sich schöner, als selbst das Beglückendste, was man in der Nähe hat, findet jedoch seine Erwartung nachher leicht getäuscht. Das erfuhr ich auch hier; als die Streifen, die den emporsteigenden Morgen verkündigten, nach und nach lichter wurden, dann helle Flammengarben über den Horizont aufsprühten, umfaßte der Blick ein unermeßliches Panorama. Unter und zum Teil neben mir gewahrte ich, weithin gelagert, die Kegelpyramiden, Felsentürme und festungsähnlichen Wälle der Sierra Nevada, nach Südosten den langgedehnten Küstenstrich und das unendliche Meer; landeinwärts die anderen vielnamigen Sierren, die Andalusien durchziehen. Unter mir in der Tiefe aber, durch die Entfernung zu engem Maße zusammengeschrumpft, glänzte die Vega von Granada und die teure Stadt selbst. Der Anblick war prachtvoll; indes stellte ich mir bald die Frage, ob ich durch ihn für die Mühe des Hinaufklimmens genügend belohnt worden sei, ob nicht jede Stunde, die ich auf der Alameda am Genil, in der Darroschlucht oder in den Gärten des Generalife verbracht, mir höheren Genuß geboten habe. Nachdem ich trotzdem die Rundschau von dem zweithöchsten Berggipfel Spaniens (der Mulhacen ist nur unbedeutend höher) von allen Seiten in mich

aufgenommen hatte, trat ich den Rückweg an. Wieder in tiefere Regionen gelangend, gewahrte ich plötzlich, beim Biegen um eine Felsenecke, auf einem Plateau dicht neben mir eine Menge bis an die Zähne bewaffneter Leute in andalusischer Tracht. Mein erster Gedanke war, nun sei ich wirklich auf eine organisirte Räuberbande gestoßen. In der That sahen die Männer wie Ideale von Banditen aus; aus Pablo's Aussage jedoch ergab sich sogleich, es seien junge Leute aus den umliegenden Dörfern, die eine Art von Nationalmiliz zur Aufrechthaltung der Ordnung bildeten und von dem Gouverneur aufgeboten seien, um die Missethäter in der Sierra einzufangen. Pablo selbst, als Freund der Banditen, schien damit nicht recht zufrieden zu sein, doch wechselte er auch mit diesen wackeren Männern einige freundliche Worte. Da gerade meine Stunde zur Mahlzeit war, saß ich ab, ließ meine Vorräte auspacken, die glücklicherweise noch ziemlich reichlich waren und lud die Wächter der Ordnung ein, an meinem Mahl teilzunehmen. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen; besonders der süße Wein, den ich auf spanische Art in einem großen Schlauch von Bocksfell bei mir führte, mundete ihnen vortrefflich, und ich fand wahres Wohlgefallen an ihrer Bekanntschaft. Ein großer Reiz des Reisens in Spanien besteht darin, daß dort der Unterschied der Stände mehr als bei irgend einem andern Volke verschwindet. Während es in den nordischen Ländern wenig verlockend ist, sich mit Menschen der unteren Stände in ein Gespräch einzulassen, zeigen die Letzteren in Spanien so vielen natürlichen Verstand, einen so aufgeweckten Geist und dabei ein so taktvolles Benehmen, daß es zu einer wahren Freude wird, sich mit ihnen zu unterhalten. Und je mehr man sie als Seinesgleichen behandelt, desto besser kommt man mit ihnen aus. Man kann sicher sein, daß sie dadurch nie zur Zudringlichkeit oder zum Ueberschreiten der Schranken, die ihnen einmal gezogen sind, veranlaßt werden.

Ermutigt durch die Erfahrung, daß die Behörden ernstlich bemüht waren, die Sicherheit im Lande herzustellen, machte ich noch eine größere Tour durch die Sierra Nevada, bei welcher ich mich mehr in den Thälern hielt. Hier fand ich oft prangenden südlichen Pflanzenwuchs, besonders in dem reizenden Badeort Lanjaron, der sicher, wenn die Einrichtungen für die Fremden nicht so erstaunlich primitiv wären, zahlreichen Besuch an sich ziehen würde. Als ein Weg von hohem malerischem Reize wird mir der weitere nach Motril in der Erinnerung bleiben, der bald über steile Anhöhen, von denen der Blick zum fernen Meere hinschweift, bald durch Schluchten, voll von Südfruchthainen, dahinführt. — Eine etwas bedenklichere Reise war die nach Ronda. Nicht sehr fern von dem Wege dorthin, bei dem Städtchen Saucejo, lagerte, wie ich erfuhr, eine Räuberbande; ich begab mich deshalb zum Gouverneur von Granada, um mir seinen Rat zu erbitten, ob ich die Expedition wagen dürfe. Derselbe ermunterte mich dazu, indem er mir riet, immer recht starke Tagereisen zu machen, mich unterwegs nur so kurz wie möglich aufzuhalten und in den Ventas oder Wirtshäusern, wo ich übernachtete, nichts über das Ziel meiner Reise verlauten zu lassen, vielmehr die Leute irre zu führen, indem ich beim Aufbruch scheinbar eine andere Richtung einschlüge. Der treffliche Mann, der die ganze Gegend aufs genaueste kannte, erbot sich, meinen Führer selbst in dieser Hinsicht zu instruiren. Dies nahm ich mit Dank an, und so ward die Reise von mir unternommen. Mein andalusisches Roß war unermüdlich, und da ich mein Gepäck mit der Post über Malaga nach Gibraltar geschickt hatte, hinderte mich nichts, mit meinem gleich gut berittenen Führer unaufhaltsam von Tagesanbruch bis zum Abend vorwärts zu sprengen, indem ich mir nur ein paar Male ganz kurze Rast zum Einnehmen einiger Nahrung gönnte. In den Ventas schien mir Nachts die anempfohlene Vorsicht kaum

nötig; die Wirtsleute flößten mir durchaus Zutrauen ein. Ich unterhielt mich mit ihnen so gut am Herd, daß ich trotz meiner Müdigkeit immer erst spät das Lager suchte, und mir däuchte, ich müßte aller Menschenkenntnis entbehren, wenn ich irgend etwas von ihnen zu befürchten haben sollte. Dennoch beobachtete ich die mir gegebenen Vorschriften. Uebrigens ward mir bestätigt, bei Saucejo befinde sich eine starke Räuberbande, die sich jedoch weiter südlich seit lange nicht habe blicken lassen. In Ronda gewann ich die Ueberzeugung, daß vielleicht keine Stadt an wilder Romantik der Lage sich mit dieser messen könne. Der Prospekt von der über den Felsenabgrund gespannten Brücke, unter welcher in schwindelsteiler Tiefe sich der Guadalvin brausend und schäumend hinwälzt, hat selbst in den Alpen kaum seinesgleichen; und die ringsum aufschießenden phantastischen Felsformen, aus deren Spalten und Rissen Bäume und Gestäude des Südens in Fülle hervorsprießen, vollenden den zauberischen Eindruck. Der weitere Ritt nach dem weinberühmten Xeres de la Frontera war gleichfalls, wenigstens im Anfang, wo er durch zerrissene Schluchten führte, höchst lohnend. Sodann schlug ich in einer mit einer endlosen Reihe von Maultieren bespannten Diligencia den Weg nach Norden ein, verbrachte einige Tage in Cordova über den Trümmern dieser einst gewaltigsten Stadt des Abendlandes, den Resten arabischer Herrlichkeit nachforschend, und machte mich hierauf in der Mancha von neuem beritten, um auf einer kleinen Exkursion nach Toboso die Spuren Don Quixote's und seiner Dulcinea zu verfolgen. Die Gegend ist recht öde; aber doch ist es nicht bloß die Phantasie des Cervantes, die sie mit interessanten Gestalten belebt hat; denn die altspanischen Tänze mit Castagnetten und Guitarrenspiel, die in den meisten anderen Gegenden des Landes mehr und mehr verschwinden, stehen hier noch in Blüte, und jetzt, zur Zeit der Weinlese, fand ich Abends in den Dörfern überall

frohe Gruppen um die Paare versammelt, die den Bolero tanzten. In der That erschien mir die Mancha, mehr als irgend ein Teil von Spanien, als das von Mephistopheles gepriesene Land des Weines und der Gesänge. Die vielen Windmühlen, die sonst im Süden so selten sind, erinnerten mich auch an das Abenteuer des edlen Ritters. Es ist merkwürdig, wie das Phantasiegebilde eines armen, während seines Lebens von schwerer Not gedrückten Castilianers das Einzige ist, was diese Provinz berühmt gemacht hat, daß der Ritter von der traurigen Gestalt, der nie existirt, lebendig durch die Jahrhunderte schreitet, während alle Bewohner der Mancha, die ein wirkliches Leben geführt haben, nicht einmal als Schemen, als Träume eines Schattens in der Erinnerung der Menschen fortdauern. Mein Führer, ein sehr aufgeweckter junger Bauer, wußte aufs genaueste Bescheid im Roman des Cervantes und hielt alle Abenteuer des Ritters von der traurigen Gestalt für unumstößliche historische Fakta, indem er mir die Venta, vor welcher der edle Hidalgo die Waffenwacht hielt, den Platz, wo dessen Zweikampf mit dem Barbier stattfand und so weiter mit solcher Wichtigkeit zeigte, als seien es berühmte Schlachtfelder.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Winter in Madrid. — J. E. Hartzenbusch. — Literarische Abende beim Herzog v. Rivas. — Prosper Merimée. — Escurial.

Einen Winter, der mir mannigfaltiges Interesse bot, verlebte ich hierauf in Madrid. Die spanische Hauptstadt ist der Mittelpunkt des geistigen Lebens für das ganze Land, ebenso wie Paris für Frankreich; die überreiche, unvergleichliche Gemäldesammlung allein hätte mich monatelang daselbst beschäftigen können. Aber auch die Bibliotheken, sowohl die nationale, wie die des Herzogs von Ossuna, lieferten mir erwünschte Ausbeute. Ebenso anziehend war für mich das gesellige Leben. Da mein Werk über das spanische Drama in Spanien sogleich Aufmerksamkeit erregt hatte, fand ich mich in den literarischen Kreisen von vornherein gut eingeführt. Der Erste, den ich aufsuchte, war der bereits früher genannte Don Juan Eugenio Hartzenbusch. Dieser von einem deutschen Vater stammende, aber in Madrid geborene Dichter und Gelehrte, der an der Nationalbibliothek angestellt war, räumte mir alsbald einen Platz neben dem seinigen auf der genannten Bibliothek ein, und durch ihn wurden mir alle literarischen Hilfsquellen, nach denen ich begehrte, erschlossen. Er hatte sich noch als ganz junger Mann im Beginn der dreißiger Jahre einen großen Namen gemacht durch ein Trauerspiel „Die Liebenden von Teruel", welches, als eines der ersten Dramen der romantischen Schule, den klassizistischen

Regelzwang sprengte und die spanische Bühne wieder mit einem erfrischenden Hauch von Poesie belebte. Diesem Erstling hat er noch eine ganze Reihe anderer Schauspiele folgen lassen, die sich sämmtlich durch einen wohlerwogenen Plan und Feinheit der Ausführung auszeichnen. Ein ebenso großes, vielleicht noch größeres Verdienst erwarb er sich durch seine vorzüglichen Editionen der alten Dramatiker, deren Werke zum Teil nur noch in höchst seltenen Drucken des siebenzehnten Jahrhunderts vorhanden waren. — Neben ihm sah ich täglich auf der Bibliothek Don Augustin Duran, vielleicht den bedeutendsten Gelehrten Spaniens, von dessen erstaunlicher Kenntnis der altcastilianischen Literatur zahlreiche Werke Zeugnis geben. Es hat mich oft indignirt, daß Deutsche, die von Spanien nicht viel mehr kennen, als den Namen von diesem Lande, wie von einem halb barbarischen, aller literarischen Kultur entbehrenden reden. Nun läßt sich eine Menge von trefflichen Werken anführen, mit denen Spanier in neuerer Zeit die Welt beschenkt haben. Ein besonders leuchtendes Beispiel von aufopferndem Eifer für Literatur, wie kein anderes Land es aufweisen kann, und welches allein jene Verdächtigung niederzuschlagen vermöchte, will ich hier anführen. Der Buchhändler Ribadeneyra in Madrid hat in einer fast unübersehbaren Reihe von Bänden alle hervorragenden Dichter und Schriftsteller Spaniens seit dem sechzehnten Jahrhundert, von den vorzüglichsten Gelehrten kritisch gesichtet, herausgeben lassen — ein so kolossales Unternehmen, daß der Verleger dabei, wie er es voraus wußte, nahezu sein ganzes Vermögen zusetzte. Die Buchhändler anderer Länder, die sich als hochherzige Förderer der Literatur preisen lassen, weil sie geisttötende Moderomane in wohlfeilen Ausgaben verbreiten (wobei sie glänzende Geschäfte machen), müssen die Augen beschämt vor ihrem spanischen Kollegen niederschlagen. Ribadeneyra's Sammlung ist ganz unschätzbar und verleiht dem

Namen ihres Urhebers einen Glanz, welcher neben dem des Aldus in Venedig nie erblassen wird.

Natürlich suchte ich bald den mir von Gaëta und Neapel her bekannten Herzog von Rivas auf. In seinem Hause fand allwöchentlich einmal eine Abendgesellschaft statt, bei welcher sich alle literarischen Notabilitäten der Residenz um den liebenswürdigen Wirt versammelten. Die Zwanglosigkeit im geselligen Leben der Spanier zeigte sich hier auf sehr anmutende Weise. Der Herzog, Grande von Spanien, verkehrte mit seinen sämmtlichen Gästen, von denen manche der Geburt wie dem gesellschaftlichen Range nach sehr untergeordnete Stellungen einnahmen, wie mit Seinesgleichen. Die Gattung der Literatur, die im neueren Spanien am meisten kultivirt wird, ist die dramatische, und so waren die häufigsten Persönlichkeiten, die ich in den genannten Abendgesellschaften kennen lernte, auch Schauspieldichter. Unter ihnen nenne ich besonders Breton de los Herreros, der, damals schon in höherem Lebensalter stehend, die Bühne mit einer großen Menge fast durchaus trefflicher Produktionen bereichert hatte. Die mehrsten derselben sind Lustspiele der feinsten Art, von so glücklicher Anlage, so geistsprühend im Dialoge und durch eine so edle Form in den Bereich der Poesie emporgehoben, daß in den neueren Literaturen ihnen wohl wenige an die Seite gestellt werden können. Wenn die anderen Völker von diesen Komödien kaum Notiz genommen haben, wenn sie dieselben nicht nachgeahmt und auf ihre Theater gebracht, so erklärt sich das wohl nur eben aus der Form genannter Stücke. Dieselbe ist so national spanisch, die in den zierlichsten Versen mit Reim oder Assonanz sich bewegende Sprache bedingt so wesentlich die Wirkung, daß es eine äußerst schwierige Aufgabe für den Bearbeiter ist, sie in ein fremdes Idiom zu übertragen, ohne einen großen Teil ihrer Reize zu zerstören.

Ich habe früher es einmal gerühmt, daß die spanischen

Staatsmänner, ebenso wie die englischen, sich, außer durch ihre politische Thätigkeit, auch noch durch eine literarische hervorzuthun suchen. Doch muß ich hier einschränkend hinzufügen, daß man in Spanien etwas zu weit geht, wenn man in poetischem Talent eine Empfehlung sieht, welche den damit Begabten für die Bekleidung von wichtigen Staatsämtern qualifizire. Es ist dies das direkte Gegenteil von der in Deutschland herrschenden Ansicht. Man weiß, wie schnöde der unglückliche Heinrich von Kleist, als er sich um eine Anstellung im preußischen Ministerium bewarb, zurückgewiesen wurde, indem man ihm besonders seine dichterische Thätigkeit zum Vorwurf machte. Kaiser Ferdinand von Oesterreich erwiderte einem Schriftsteller, der in einer ihm erteilten Audienz um ein kleines Amt bat: „Nein, lieber Mann, Büchelschreiber können wir nicht gebrauchen." Das zeugt nun freilich von geistiger Roheit und erinnert an das Zopf-Gamaschentum Friedrich Wilhelm's I., der seinem Sohn aus Flötenspiel und Beschäftigung mit Literatur ein Verbrechen machte. Es hat manche Fälle gegeben, wo begabte Männer umsichtige Verwaltung von Aemtern mit schriftstellerischen Arbeiten zu verbinden gewußt haben, und es heißt sich höheren Bestrebungen geradezu feindselig erweisen, wenn man Solchen, die den Trieb zu literarischen Leistungen in sich fühlen, die Möglichkeit abschneidet, sich durch ein Amt eine gesicherte Existenz zu verschaffen. In Spanien aber scheint, oder schien wenigstens damals, umgekehrt das Versemachen als eine Empfehlung für ein Staatsamt zu dienen. Alle Bureaux der Ministerien waren mit Leuten angefüllt, welche, wie ich verschiedentlich vernahm, ihre Posten nur deshalb erhalten hatten, weil sie Verfasser von Bändchen oft recht mittelmäßiger Gedichte waren, und auch von Ministern des Unterrichts und des Innern hörte ich, die ihre hohen Stellungen nur auf den Titel hin erhalten hatten, daß sie beliebte Bühnendichter waren. Ob das

Staatswohl bei einer solchen Besetzung der obersten Aemter immer gedeiht, kann wohl die Frage sein.

In Madrid besuchte ich nicht nur mehrere Hoffeste im königlichen Palaste, sondern auch Gesellschaften in verschiedenen Privathäusern. Bei dem damaligen Minister des Auswärtigen, Calderon de la Barca, wurde ich förmlich Hausfreund. Derselbe machte seinem Namen keine Unehre. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, kannte die deutsche Literatur und hatte Wieland's Oberon in schöne spanische Verse übersetzt. Da er mir seine Uebertragung schenkte, las ich dieselbe und fand — möge man mich deshalb nicht unpatriotisch schelten — an ihr mehr Behagen, als an dem Original. Was mir Wieland's Gedicht, das in seinem Inhalt so viel Schönes bietet, immer ungenießbar gemacht hat, ist die Barbarei der Form. Seit wir wissen, was Octaven sind, müssen uns, wenigstens wenn wir Formensinn haben, die unregelmäßigen Strophen Wieland's mit ihren eingemischten Alexandrinern und daktylischen Versen und den bald hier, bald dort stehenden Reimen geradezu unerträglich sein. Der spanische Uebersetzer hat nun in seiner Version mit großem Geschick die regelmäßige Octave Ariost's angewandt und dadurch das Original, welches eben wegen seiner Form schon veraltet ist, zu einem wahren Kunstwerk gestaltet. Auch des Ministers Gemahlin, eine geborene Irländerin, war eine geistig hochstehende Frau und hat einen Roman in englischer Sprache geschrieben, dessen Heldin die heilige Theresa ist. Sie war später Aya oder Erzieherin der Kinder der Königin Isabella.

Im Hause der Gräfin Montijo, Mutter der Kaiserin Eugenia, einer liebenswürdigen Dame, die noch Spuren ehemaliger großer Schönheit trug, traf ich den mir von früher her befreundeten Prosper Merimée, welcher den ganzen Winter in Madrid zubrachte. Derselbe stand in sehr intimen Beziehungen zu Napoleon III., sowie zu dessen Gemahlin und

wohnte im Palast der Mutter der Letzteren. Da Merimée häufig größere Spaziergänge machte, verabredete ich mich mit ihm zu solchen, und sah ihn demgemäß sehr oft. Er besaß in hohem Grade jenes einnehmende Wesen, das den gebildeten Franzosen meistens eigen ist. Dazu eine kaustische Schärfe des Witzes, welche die Schwäche Niemandes schonte. Wie nahe er dem Hofe des Abenteurers stand, der damals Kaiser von Frankreich hieß, war mir recht wohl bekannt, und so überraschte mich die Offenheit, mit der er die Gebrechen der französischen Regierung und Verwaltung aufdeckte, besonders aber sein Freimut im Geißeln der hohe Stellungen einnehmenden Kreaturen Napoleon's. In diesem Kreise bewegten sich seine Gespräche gewöhnlich; mir war es lieber, wenn sie auf literarische Gegenstände übergingen. Er redete von seinen Novellen, unter denen einige, wie Colomba und Carmen, für Meisterstücke dieses Faches gelten können, als von Erzeugnissen seiner Nebenstunden und schien weit größeres Gewicht auf seine gelehrten Arbeiten zu legen. Als Inspektor der Antiquitäten von Frankreich kannte er die Reste des Altertums wie des Mittelalters in diesem Lande auf das genaueste und hatte Vieles darüber publizirt. Seine Spezialität in Geschichte und Literatur waren die spanische und die russische, und er hat auf jedem der beiden Gebiete eine Leistung aufzuweisen: die Geschichte Peter's des Grausamen und die des falschen Demetrius; diese beiden Werke leiden aber an auffallender Trockenheit, und man erkennt in ihnen den geistvollen Novellisten nicht wieder. Merimée hatte stets eine große Antipathie gegen die in Frankreich so beliebte Phrasenmacherei; allein in seiner letzten Periode scheint er auch Leben, Anmut und poetisches Kolorit des Stils, wie es einem Geschichtswerk nicht fehlen darf, dieser Idiosynkrasie geopfert zu haben. In seinen literarischen Ansichten konnte ich nicht immer mit ihm übereinstimmen. Er liebte sehr die altspanischen Dramen, pries die

Fülle interessanter Situationen und ergreifender Konflikte in ihnen, bei Lope de Vega auch die Charakteristik der Figuren, meinte aber, es sei ein Unglück, daß von Anfang an die metrische Form für das höhere Schauspiel in Spanien festgestellt gewesen sei. Dies habe zu weit von der Natur abgeführt und dem Schwulst der Rede Thür und Thor geöffnet. Auch an Shakespeare rügte er den letzteren Uebelstand mit harten Worten. Ich erwiderte ihm darauf, nach meiner Ueberzeugung sei es gerade der metrischen Form zu verdanken, daß das spanische, sowie das englische Schauspiel eine solche Höhe erreicht habe und nicht in die Prosa und flache Alltäglichkeit, die auf anderen Bühnen heimisch, versunken sei; ich könnte mir einen standhaften Prinzen oder einen Macbeth, der Verse entkleidet, gar nicht denken. Nur in solchen als Bombast getadelten Metaphern, in solchen schwunghaften, oft hyperbolischen Reden, welche durchaus das metrische Gewand erforderten, könnten gewaltige Affekte zum Ausdruck gelangen und eine hinreißende Wirkung üben; derselben entkleidet, würden die genannten Trauerspiele und alle Werke der großen Dichter nüchtern und trocken, ja völlig zerstört werden. Man möge sich nur einmal den Wunderthätigen Magus oder den König Lear in der Sprache von Diderot abgefaßt denken und sich fragen, was dann davon übrig bliebe. Hierin gab mir Merimée wohl halb und halb recht, begann aber dann, wie er oft vom Ernsten ins Scurrile übersprang, in parodirender Weise mit höchstem Pathos einen Monolog aus Victor Hugo's Hernani zu deklamiren und fragte mich schließlich, wie mir das gefalle. Ich konnte nicht in Abrede stellen, daß die recitirte Stelle etwas überschwenglich sei und gab dann meiner Abneigung gegen den Alexandriner Ausdruck. Die Franzosen, denen für das Drama kein anderer Vers zu Gebote stehe, hätten allerdings recht, die Prosa vorzuziehen. Das war nun ganz aus Merimée's Seele gesprochen, und während fast alle

seine Landsleute noch immer die Größe ihres Corneille nicht antasten lassen wollen, sprach er demselben so scharf das Urteil, wie nur Lessing es gethan haben könnte. — In einigen der Schriften Merimée's ist mir die Verbindung von lebenswahrer, ganz realistischer Zeichnung der Figuren mit einem Hange zum Wunderbaren und Gespenstischen aufgefallen; so in einer Novelle, deren Hauptperson ein Werwolf ist, in Don Juan de Marana, nach einer altspanischen Legende und in der „Venus von Ille". In einem kleinen Drama, „Die Familie Carvajal", hat er die ausschweifenden Greuel, welche die französische romantische Schule im Beginne zu häufen liebte — eine Manie, der Victor Hugo im „Han von Island" auch gehuldigt — auf die Spitze getrieben. Nach der humoristischen Vorrede möchte man glauben, das Stück sei eine Parodie der Schauer-Dramen der Porte Saint Martin. Jedoch tritt diese Tendenz nicht klar hervor; nur der Schluß deutet wieder darauf: Ainsi finit cette comédie et la famille de Carvajal. Le père est poignardé, la fille sera mangée: excusez les fautes de l'auteur.

Mehrmals begab ich mich von Madrid aus nach dem Escurial, um die dortige berühmte Sammlung arabischer Manuskripte zu benützen. Die Bibliothek verdient übrigens nicht ganz den hohen Ruf, den sie besitzt. Man glaubt gewöhnlich, sie sei ein Rest der großen Handschriftensammlungen, die zur Zeit der Araber in Andalusien existirten. Allein diese sind sämmtlich in den furchtbaren Kriegen, welche Spanien verheert, untergegangen. Einige Ueberbleibsel davon mögen nach Afrika geschleppt worden sein; aber die arabischen Schriften, die zurückgeblieben, mußten von den Morisken aufs sorgfältigste versteckt werden, und es wurde auf sie von der Geistlichkeit und Inquisition förmlich Jagd gemacht.

Madrid ist unter den großen spanischen Städten die jüngste. Früher von den castilischen Königen, die hier ein

Schloß hatten, nur der Jagden wegen besucht, wuchs sie erst seit der Zeit Karls V., hob sich aber nun auch schnell zu größter Bedeutung, indem sie als Residenz Philipp's II. und seiner Nachfolger der Mittelpunkt der mächtigsten Monarchie in Europa ward. Die Umgegend ist wegen ihrer Baumlosigkeit verrufen; jedoch Derjenige, der die Schönheit einer Landschaft nicht allein nach dem Pflanzenwuchs beurteilt, kann ihre Großartigkeit und ihren malerischen Reiz nicht verkennen. Ich glaube kaum, daß die vielgepriesene römische Campagna ihr in dieser Hinsicht gleichkommt. Die Felshöhe oberhalb des Manzanares, auf welcher die Stadt gebaut ist, bietet an mehreren Punkten herrliche Ausblicke in die Tiefe und die weiterhin über denselben aufragende hohe schneebedeckte Sierra von Guadarrama.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern. Besuch bei demselben in Berchtesgaden. — L. v. Ranke. — Streifzüge. Aufenthalt in Algier. — Horace Vernet. — Mac Guckin de Slane. — Blidah. — Medeah. — Die alte Königsstadt Tlemcen.

Auf meinen Reisen und namentlich auf dieser letzten war mir mehrmals der Gedanke aufgestiegen, meinen Aufenthalt auf die Dauer an einem der mir besonders lieb gewordenen Orte im südlichen Europa zu nehmen. So hatte ich früher eine Zeit lang die Idee gehabt, eine schöngelegene Villa auf dem Posilip bei Neapel zu erwerben. Jetzt beschäftigte ich mich mit dem Plane, mich in Granada niederzulassen und ein Haus auf dem Albaicin mit der Aussicht auf das Darrothal und die Alhambra zu erstehen. Allein bei näherer Erwägung sagte ich mir, ich würde mich bei solcher völligen Losreißung von meinem Vaterlande doch nicht zufrieden fühlen können; selbst aus der herrlichsten Natur würde ich mich bei der dort unvermeidlichen Isolirtheit nach dem geistigen Leben der Heimat zurücksehnen. So beschloß ich, wenn auch nach langem Kampfe, mich vom Süden loszureißen, ging noch einmal nach Andalusien, um von den mir besonders lieb gewordenen Orten daselbst Abschied zu nehmen, und kehrte dann nach Deutschland zurück.

Als ich im Sommer 1854 mich wieder bei meiner Mutter und meinen Geschwistern in Mecklenburg befand, entwarf ich

den Plan, wenigstens einen beträchtlichen Teil des Jahres dort auf dem Lande zu verbringen, für den übrigen dagegen mich an einem andern Orte in Deutschland zu fixiren, wobei fernere Reisen nicht ausgeschlossen wären. Inzwischen befand ich mich in der ländlichen Einsamkeit ganz wohl Da empfing ich höchst unerwartet ein im Auftrag König Maximilian's II. von Bayern an mich gerichtetes Schreiben, dessen Zweck es war, mich nach München und in die Nähe dieses Monarchen zu ziehen. Der für Wissenschaft, Literatur und Poesie begeisterte König hatte keinen Begriff von meinen Lebensverhältnissen und glaubte, sein Ziel dadurch erreichen zu können, daß er mir irgend eine Stellung, in Betreff deren er zunächst meinen Wunsch einholen wollte, anböte. Ich erwiderte darauf, daß ich meine Freiheit über Alles liebte, daß es mir aber sehr schmeichelhaft sei, zu hören, wie meine literarischen Arbeiten die Augen des hochsinnigen Fürsten auf mich gezogen hätten, und daß ich sicher nicht verfehlen würde, demselben mich in nicht zu ferner Zeit vorzustellen. Im Herbst richtete ich nun eine Reise nach Süddeutschland so ein, daß ich Berchtesgaden berührte, wo gerade der König weilte. Der Empfang, der mir von Letzterem zu teil ward, war ein überaus freundlicher, ja herzlicher, und ich blieb, der königlichen Aufforderung entsprechend, sogleich mehrere Wochen in dem wundervoll gelegenen Orte, der in Bezug auf Naturschönheit in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Diese Zeit wird mir unvergeßlich bleiben. Der Oktober neigte sich schon dem Ende zu; allein die Natur feierte, wie ich das mehrmals in den bayerischen Alpen erlebt, bevor sie sich zum Winterschlaf niederstreckte, noch einmal ein Hochfest, indem sie sich in aller ihrer Herrlichkeit zeigte. Es schien ein neuer, schönerer Sommer angebrochen; die Sonne wandelte in goldener Glorie am Firmament hin, und Erde und Himmel berauschten sich an ihren Strahlen. Die Almen glänzten wie Smaragde, und mit dem Grün der Matten

wetteiferten die welkenden Blätter an den Berghängen in Farbenpracht. Hoch oben jedoch an den Felsenschroffen, eine über die andere emporklimmend, ragten die Edeltannen, in ein unergründlich tiefes Aetherblau. Um alle diese Wunder zu genießen, machte die königliche Familie von der prächtig gelegenen Villa, die das weite Thal und Hochgebirge überschaut, täglich große Ausflüge, an denen teilzunehmen ich eingeladen ward. Die Fahrten gingen bald an den Fuß der und jener Höhe, die dann bestiegen wurde, bald an den Königssee, wo die königlichen Nachen warteten. Auf diesem See, der in der wilden Großartigkeit und zugleich in der Lieblichkeit seiner Ufer keinen Nebenbuhler hat, wurden viele Stunden verbracht. Man stieg an dessen südlichem Ende aus, wanderte nach dem Obersee hinüber und klomm an den ihn überragenden steilen Wänden empor, um Edelweiß zu suchen. Eine solche Partie ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Am Abend eines Tages, der ganz dem Naturgenuß gewidmet gewesen, wurde das Diner zu St. Bartholomä am Seegestade im Freien eingenommen. Als schon die Nacht heraufgestiegen und der Mond in beinah vollem Glanze am Himmel stand, machte die Königin, eine kühne Bergbesteigerin, den Vorschlag, noch die Eiskapelle, die in beträchtlicher Höhe am Abhange des Watzmann gelegen ist, zu besuchen. Die Expedition wurde sofort bei Fackelschein unternommen, und da eine Königin voranschritt, durften selbst diejenigen Herren, die im Klettern nicht eben geübt waren, auf den jähen Pfaden über Steingeröll, die nur vom Flackerlicht der Fackeln und dem dämmerhaften Mondenschein erhellt waren, nicht zurückbleiben.

Der König war ein großer Freund des Reisens; er hatte Italien und Sicilien häufig besucht, in früheren Jahren auch Griechenland gesehen und hegte den lebhaften Wunsch, bald Spanien kennen zu lernen, zu welcher Reise er mich im voraus einlud. Schon diese Passion bot ihm vielfachen Stoff zur

Unterhaltung mit mir. Noch mehr jedoch drehte sich die letztere um höhere geistige Interessen. Den Monarchen hatte in seiner Jugend die Schelling'sche Philosophie, die ihm von deren Urheber vorgetragen worden war, lebhaft beschäftigt. Er fand nachher zwar, dieselbe biete nicht diejenige Erkenntnis, die sie verspreche, sie bemächtige sich mehr der Phantasie, als daß sie Einsicht in das Wesen der Dinge gewähre; aber er rühmte ihr nach, daß er ihr viele Anregungen verdanke, und jedenfalls hatte sie seinem Geist eine ideale Richtung gegeben. Er nahm großes Interesse an historischen Studien; seine innerste Herzensneigung war jedoch der Poesie zugewandt, in welcher er eine ungemeine Belesenheit verriet. Das Thema zu Gesprächen mit mir konnte daher nicht leicht ausgehen. Was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht hatte, war meine Nachbildung des Firdusi, die er, ein Phönix in der deutschen Lesewelt, aufs genaueste kannte. Meine Arbeiten über spanische Literatur waren ihm bis dahin fremder geblieben. Doch mußte ich ihm versprechen, ihn in die Kenntnis der castilianischen Dichtkunst, sowie auch in die der indischen und arabischen, mit denen ich mich damals viel beschäftigte, einzuführen. Zu diesem Zweck sollte ich, wenigstens während einiger Wintermonate, nach München kommen. Wie hätte ich einer solchen Einladung von einem Monarchen, der alsbald meine ganze Sympathie gewonnen hatte, widerstehen können?

Während dieses Aufenthalts in Berchtesgaden, wie später noch mehrmals, traf ich mit Leopold von Ranke zusammen, den König Max gern in seine Nähe zog. Derselbe stand damals noch in voller Rüstigkeit und machte in den Morgenstunden oft weite Promenaden, bei denen ich mich ihm gesellte. Seine „Geschichte der Fürsten und Völker von Südeuropa" hatte ich mit lebhaftestem Interesse gelesen und schöpfte im Gespräche mit ihm auch gerne aus dem Schatz des historischen Wissens, den er mir bereitwillig erschloß. Der berühmte

Geschichtsschreiber war auch auf dem Gebiet der Dichtkunst ungemein bewandert, und ich mußte ihm für manche Belehrung dankbar sein. Die altitalienischen Heldengedichte, besonders aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen, kannte er genau, und er hat auch eine eigene Schrift darüber verfaßt. Beschämt mußte ich ihm gestehen, daß ich über den Ariost, den ich wohl auch kaum zu Ende gebracht, sowie über einige Gesänge des Bojardo mich nicht in diese ungeheure Flut von Ottave rime hinaus gewagt hätte. Im folgenden Winter versuchte ich das zu thun; aber nachdem ich den von Vielen hochgepriesenen Orlando inamorato nicht ohne Anstrengung durchgelesen, sank mir der Mut, mich durch die anderen endlos langen Epopöen des Cyklus durchzuschlagen. Ueberrascht wurde ich dadurch, daß unser trefflicher Historiker mir die Tragödien des Seneca als höchst beachtenswerte Werke pries und behauptete, die „Medea" des Römers stehe höher, als die des Euripides und als alle späteren Medeen. Bis dahin kannte ich die Trauerspiele des Seneca noch gar nicht, sondern nur die landläufigen Urteile Solcher, die sie gleichfalls nicht gelesen und wonach sie ganz wertlose Produkte, bloße Machwerke eines Rhetorikers, sein sollten. Veranlaßt durch Ranke, las ich nun den Seneca in einer sehr empfehlenswerten Uebersetzung von Swoboda und konnte bald den Ausspruch des Geschichtsschreibers, allerdings nicht gerade in Bezug auf die Medea, bestätigen. Wenn auch keines dieser Stücke von Uebertreibung und Bombast ganz freizusprechen ist, so dürfen solche Auswüchse uns doch nicht hindern, die einzelnen großartigen Schönheiten in denselben anzuerkennen.

Als der erste Schnee die Sennerinnen mit ihren Herden von den Almen in das Thal trieb, wurde das Hoflager in Berchtesgaden abgebrochen, und ich begab mich wieder in meine Heimat. Leider machten unaufschiebbare Geschäfte es mir unmöglich, im folgenden Winter nach der bayerischen

Hauptstadt zu kommen. Im Frühjahr mußte ich mich dann auf ärztlichen Rat zum Gebrauche der Molkenkur nach Baden-Baden begeben. Hier war ich schon früher wiederholt gewesen und halte das Thal von Baden für dasjenige Deutschlands, welches nach dem von Berchtesgaden den zweiten Preis der Naturschönheit verdient. Allein wenn Letzteres gewaltiger durch seinen Hochalpen-Charakter und seine Bergriesen, so ist dieses anmutiger, von mehr idyllischem Reiz und mit üppigerem Pflanzenwuchs bekleidet. Ich kenne nichts Bezaubernderes, als den Frühling hier, wenn der Ginsterstrauch mit seinen goldgelben Blüten alle Hänge schmückt, die Flüsse und Bäche mit höheren Wellen rauschen und der Kuckuck fernher aus den Wäldern ruft. Um das zu genießen, muß man sich freilich von der fashionablen Welt, welche die Luft der deutschen Bäder und besonders diejenige von Baden-Baden vergiftet, fern halten. Dieses that ich gewissenhaft und betrat Konversations- und Spielsäle niemals. Meine Gesundheit, die fortwährend erschüttert gewesen, schien sich bei längerem Weilen hier und auf einer nachfolgenden Schweizer Reise etwas zu bessern; dennoch wagte ich im nächsten Winter aus Scheu vor dem rauhen Klima von München nur einen ganz kurzen Besuch daselbst, um mich dem Könige wieder vorzustellen. Ich schien zum Reiseleben prädestinirt zu sein; denn als ich darauf im Mai 1856 abermals in Baden-Baden gewesen und mein Zustand sich als bedenklich herausstellte, glaubte ich, das schon mehrfach erprobte Mittel, Luftveränderung bei häufig wechselndem Aufenthalt, von neuem anwenden zu müssen. Den Sommer verbrachte ich in der Schweiz und Tyrol, stieg dann von den Alpen an das Mittelmeer hinab, streifte einige Wochen an der Riviera umher und begab mich endlich nach Marseille, um mich nach Algier einzuschiffen. Schon in der Nacht, bevor ich an Bord ging, begann der Mistral, jener heftige Nordwind, der in der Provence nicht weniger gefürchtet ist, als die Bora

in Istrien, zu wehen. Nach einigem Schwanken, ob ich die Reise unter diesen Umständen antreten sollte, entschloß ich mich zuletzt, das Schiff zu besteigen, da der Wind jedenfalls schnelle Fahrt verhieß, wenn er auch Seekrankheit in Aussicht stellte. Auf dem Verdeck fand ich zahlreiche Passagiere, unter denen besonders einer meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug halb orientalisches Kostüm, eine Art von Kaftan und eine turbanähnliche Kopfbedeckung. Ich hörte bald, es sei Horace Vernet, der eine Besitzung in Algier habe und alljährlich einige Monate dort zuzubringen pflege. Nachdem der Hafen von Marseille verlassen war, wurden die Bewegungen des Schiffes auf den hochgehenden Wellen so stark, daß die Passagiere sich fast alle nach und nach in ihre Kojen zurückzogen. Der Mistral war auch so schneidend kalt, daß der Aufenthalt auf dem Verdecke keine Annehmlichkeit bot. So stieg auch ich in die Kajüte hinab und legte mich nieder. Bald spürte ich, wie die Wogen stärker gingen; das Schiff ward dergestalt umhergeschleudert, daß ich immer Gefahr lief, aus der Koje auf den Boden hinzurollen. Indes fühlte ich von Seekrankheit nichts, wie dies immer der Fall ist, wenn ich eine liegende Stellung einnehme. Um die Abendzeit wurde durch Geläut das Zeichen zur Table d'hôte gegeben. Da ich einen lebhaften Appetit verspürte, so wagte ich, mich zu erheben, und taumelte, weil der Boden unter mir sich bald rechts-, bald linkshin neigte, mit schwanken Schritten in den Salon. Die Tafel stand gedeckt, indem das Tischgerät auf die allen denen, welche Seereisen gemacht haben, bekannte Weise befestigt war. Nur Ein Gast jedoch hatte sich eingefunden; es war der Mann im Kaftan, Horace Vernet. Als ich eben neben ihm Platz genommen hatte, trat der Kellner mit der Suppenschüssel durch die Thür herein, stürzte aber bei einer heftigen Bewegung des Schiffs häuptlings nieder, so daß die Suppenschüssel zerbrach und ihr ganzer Inhalt auf den Boden

floß. Horace Vernet, der nichts von Unwohlsein zu verspüren schien, bot mir nun mit französischer Liebenswürdigkeit einige kalte Speisen, die auf dem Tische standen, indem er mich zugleich wegen meiner Bravour beglückwünschte. Jedoch konnte ich kaum ein paar Worte des Dankes stammeln und einige Oliven zu mir nehmen, als ich Schwindel und andere Vorboten der Seekrankheit fühlte und verwirrt den Rückzug in meine Kabine antreten mußte. Nachdem ich dort wieder einige Minuten gelegen, verlor sich mein Unwohlsein, und an dessen Statt stellte sich wieder Hunger ein. Indes suchte ich ihn zu übertäuben, da ein neuer Versuch, aufzustehen, mir allzu bedenklich erschien. Die Nacht verging nicht sehr behaglich; denn das Krachen der Bretter und Aechzen der Masten bildete keine Musik, die zum Schlummer einlud. Gegen Morgen wurde das Meer ruhiger, und bei Tagesanbruch hatte das Schaukeln des Schiffs so weit nachgelassen, daß ich aufstand und mich auf das Verdeck begab. Die See war noch stark beschäumt; doch legten sich die Wogen allmälich, und nach und nach kamen einzelne Passagiere, bleich und verstört, aus den unteren Räumen hervor. Erst jetzt bemerkte ich Horace Vernet, der auf dem Vorderteil des Schiffes saß und eine Skizze der arbeitenden Matrosen zeichnete. Ich redete ihn mit Bezug auf den Vorfall vom letzten Abend an und kam bald in eine lebhafte Unterhaltung mit ihm, deren Faden während der ganzen ferneren Reise nicht abriß. Nach meiner Meinung ist Vernet nur ein Künstler untergeordneten Ranges, und jetzt herrscht auch wohl allgemein die Ansicht, man habe ihn früher beträchtlich überschätzt. Aber seine Persönlichkeit war eine sehr gewinnende, wie er denn auch nach dem, was ich später in Paris gehört, stets allgemeine Achtung und Liebe genossen hat. Besonders nahm mich die außerordentliche Bescheidenheit, mit der er von seinen eigenen Leistungen sprach, für ihn ein. Er kannte von Rom her auch die deutschen

Maler, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts eine Regeneration der Kunst, mit Anknüpfung an die alttoskanische Malerei, erstrebten. Gern hörte ich ihn von denselben sprechen und konnte es ihm auch nicht übel nehmen, daß er bei der gänzlichen Verschiedenheit seiner eigenen Richtung an ihnen, sogar an Cornelius, nicht viel zu loben fand. — Nachdem die Fahrt bei dem Wehen des Mistral schnell von statten gegangen war, rückte sie jetzt, da der Wind umsprang, desto langsamer vor. Erst am folgenden Morgen landeten wir in Algier. Dieses altberüchtigte Seeräubernest, nun zum Teil in eine elegante französische Stadt umgewandelt, bot mir verschiedenartiges Interesse. Das am Felsenhang emporsteigende Viertel mit seinen engen, vielgewundenen Gassen trägt noch unverfälscht arabischen Charakter. Dieser Kontrast ganz moderner Straßen, die im heutigen Paris stehen könnten, eleganter Kaffees, Restaurants und Theater mit den unmittelbar daneben sich erhebenden Behausungen der alten Piratenbevölkerung hat etwas Pikantes. Die sogenannte Kasbah oder Festung auf der Höhe, wo der jetzt fast zerstörte Palast des Dey lag, gewährt einen umfassenden Ueberblick. Dieselbe Mannigfaltigkeit, wie in den Gebäuden, herrscht in den Trachten, und obgleich im unteren Stadtteil die französische vorwaltet, begegnet man doch auch häufig dort beturbanten Muhammedanern und verschleierten Weibern, und Scheichs aus dem Innern des Landes zeigen sich stolz mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf ihrer Brust. Während Glockengeläut vom Turme einer christlichen Kirche erschallt, ruft nicht gar fern davon auf dem Minaret einer Moschee ein Muezzin die gläubigen Moslimen zum Gebet. Die Umgegend prangt in reicher südlicher Vegetation, und im Akklimatisationsgarten glaubt man sich in die Wunder der Tropenwelt versetzt . . . Viel dachte ich in Algier an den armen Cervantes und seine langen, von ihm mit solchem Heroismus getragenen Leiden im Sklaven-

kerker. Daß der Bagno, in dem er geschmachtet, am Meere gelegen, ist nach den uns aufbewahrten Nachrichten unzweifelhaft; aber vergebens suchte ich den Platz genauer zu erkunden. Da, wo früher und noch bis vor fünfzig Jahren so viele Unglückliche unter Kettenlast und in schwerem Frohndienst geseufzt, blüht jetzt vielleicht ein Café chantant oder ein Mabillegarten. Uebrigens wenn wir die Seeräuberstaaten des nördlichen Afrika wegen der vielen von ihnen verübten Greuel verabscheuen und uns freuen, daß das Mittelmeer von dieser Pest befreit worden ist, dürfen wir nicht vergessen, wie der Fanatismus und die Grausamkeit der Christen selbst sich diese Strafrute gebunden hat. Als nach der Eroberung von Granada die feierlich gegebene Zusage, daß sie, ungehindert in der Uebung ihrer Religion, das Land zu bewohnen fortfahren sollten, gebrochen ward, als man sie zwang, sich taufen zu lassen, und die Inquisition sie ihrer Gerichtsbarkeit unterwarf, flohen alsbald viele von ihnen zu ihren Glaubensgenossen nach Afrika. Die Zurückgebliebenen, die aus Liebe zu ihrer schönen Heimat sich scheinbar zum Christentum bekehrten, lieferten dem abscheulichen Gericht ein weites Feld für seine Thätigkeit. Männer, Weiber und Kinder wurden wegen Rückfalles gefoltert und öffentlich verbrannt; die Verzweiflung trieb nun immer neue Morisken von dem spanischen an das jenseitige Ufer, und Rachedurst machte sie zu Korsaren, um die an ihren Glaubensgenossen und Verwandten verübten Unthaten zu rächen. Besonders war es Algier, wohin die meisten sich begaben, und von wo sie dann ihre Raubzüge unternahmen. Als unter Philipp III. darauf sämmtliche Nachkommen der Mauren aus Spanien vertrieben wurden und nun alle längs des Mittelmeers gelegenen Länder sich mit den Opfern dieses barbarischen Verfahrens anfüllten, erhielt die Piratenkolonie einen ungeheuren Zuwachs. Wenn indes viele Tausende, dem Machtgebot folgend, Spanien verließen, vermochten doch ebensoviele sich

nicht von dem Lande zu trennen, das ihre Väter seit fast einem Jahrtausend besessen, und diese, immer von den Spähern der Inquisition umlauert, mußten fort und fort die Flammen der Scheiterhaufen nähren. Die Rachbegier ist sicher kein rühmenswerter Trieb; aber sie scheint von der Natur tief in die Seele des Menschen gepflanzt zu sein. In allen Völkern, die noch auf niederen Stufen der Bildung stehen, herrscht sie übermächtig, und erst wenn dieselben zu einem hohen Grade der Kultur aufsteigen, tritt sie mehr zurück. Kann man sich denn über die Morisken wundern, wenn sie, durch Treubruch und Verrat aus ihrer Heimat verjagt, zum Schwert der Rache griffen und, auf ihren Seeräuberschiffen das Mittelmeer fegend, bald hier, bald dort an den Ufern der Christenreiche landeten, um ihre Städte und Felder zu verheeren, oder die unter dem Zeichen des Kreuzes segelnden Fahrzeuge kaperten, um alle darauf Befindlichen in die Sklaverei zu schleppen? Manche dieser Piraten hatten vielleicht ihre Eltern und Geschwister auf dem Holzstoße sterben sehen, und wenn sie nun an den Glaubensgenossen ihrer Henker Vergeltung übten, indem sie ihnen in ihren Bagnos schwere Arbeiten in Eisenketten auferlegten, so war die von ihnen verhängte Strafe noch eine viel weniger entsetzliche, als der Feuertod.

In Algier hatte ich Briefe an den ausgezeichneten Orientalisten Baron de Slane zu überbringen, der eine Stelle in der dortigen Verwaltung bekleidete. Slane gehörte zu den größten Kennern des Arabischen und war neben dem ihm ebenso dem Geiste wie dem Namen nach verwandten Lane, dem Holländer Dozy und unserem Fleischer wohl der bedeutendste Gelehrte dieses Faches, den Europa seit Sylvester de Sacy hervorgebracht hat. Er kannte jene Sprache in allen ihren Feinheiten und hatte ihren grammatikalischen Spitzfindigkeiten auf den Grund geschaut, wie kaum ein Anderer. Wenn er ein fehlerhaftes Manuskript herausgeben mußte und die verderbten

Lesarten nach seiner eigenen Konjektur zu verbessern suchte, so bestätigten sich diese Mutmaßungen nachher fast jedesmal bei der Auffindung neuer Manuskripte. Seine Arbeitskraft war ungeheuer, und die Wissenschaft verdankt ihm eine lange Reihe von vortrefflichen Editionen und Uebersetzungen arabischer Schriftsteller, besonders Historiker. Ich fand in Slane einen feinen Weltmann, der sich durch seine Anspruchslosigkeit sehr vorteilhaft von so manchen Gelehrten unterschied, welche nicht zum zehnten Teil so viel geleistet haben wie er, aber den Mangel an Verdienst durch dünkelhafte Anmaßung ersetzen zu müssen glauben. Der Zufall fügte es, daß er im Begriffe stand, sich zum Herbstaufenthalt nach Blidah zu begeben, wo auch ich einige Zeit zu verweilen gedachte. Dieses Blidah, im Innern des Landes, einige Meilen von der Hauptstadt gelegen, ist das Tivoli, das Sorrent, das Cintra von Algier. Unfern der Abhänge des kleinen Atlas bietet es in grüner hügeliger Landschaft in den von den Franzosen reichlich angelegten Landhäusern und Gärten die angenehmste Villeggiatur. Da ich mich geistig wenig beschäftigen konnte, brachte ich die ganzen Tage im Freien zu, und es war mir sehr willkommen, daß Slane, der gleichfalls Erholung suchte, sich bei meinen Streifereien oft zu mir gesellte. Wenn ich andere Gelehrte gekannt habe, die von ihren speziellen Fächern zu viel und zu ausschließlich sprachen und für sonstige Gegenstände kaum Sinn hatten, so war bei ihm, wenigstens für mich, das Gegenteil zu sehr der Fall. Nicht nur über das Arabische, sondern auch über Land und Leute in Algier ließ er sich nur notdürftig aus; dagegen bildete Paris den liebsten Gegenstand seiner Unterhaltung, und wenn ich an seiner Seite ging, war mir oft, als schritte ich auf dem Boulevard des Italiens hin, statt auf afrikanischem Boden. — Von Blidah machte ich einen Ausflug gegen Süden durch den kleinen Atlas nach Medeah. Diese Fahrt, die auf wohlgebahnter

Straße durch die romantischen Schluchten von Chiffah führt, schien mir sehr lohnend. Beim Anblick der waldbedeckten Bergwände glaubt man sich in den Norden versetzt. In der kleinen Stadt Medeah fand ich nicht nur ein leidliches Hotel, sondern auch verschiedene Cafés nach Pariser Art, wie sie die Franzosen überall, wohin sie ihre Tricolore tragen, als Wahrzeichen der Zivilisation errichten. — Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in diesem Teil des algierischen Gebiets schiffte ich mich nach Oran ein und begab mich von dort in das Innere des Landes nach der alten, nun gleichfalls der französischen Herrschaft unterworfenen arabischen Königsstadt Tlemcen. Dieselbe liegt sehr anmutig in bergiger Umgebung. Außer einer schönen Hauptmoschee, die sich durch reichen Schmuck des Innern auszeichnet und einigen anderen muhammedanischen Gotteshäusern bietet sie jedoch keine Merkwürdigkeiten. Uebrigens drängte sich mir hier, indem ich an das ehemals in Spanien gegen die Moslimen geübte Verfahren dachte, die Betrachtung auf, welche großen Fortschritte unser Jahrhundert gegen die früheren gemacht habe, und ich mußte die Franzosen wegen ihrer Humanität und Weisheit preisen. Sie haben die Moslimen nicht im mindesten in der Ausübung ihres Kultus beschränkt; in allen ihnen unterworfenen Ortschaften hört man von den Gebetswarten fünfmal des Tages den Jsanruf, der nach allen vier Weltgegenden verkündet, es gäbe keinen Gott außer Allah. Und dem Glauben der Christen geschieht dergestalt nicht der mindeste Abbruch; die Ehre ihres dreieinigen Gottes erscheint Niemandem dadurch gefährdet. Der französischen Regierung aber ist es auf solche Art gelungen, sich einen großen Teil der muhammedanischen Bevölkerung zu befreunden, und wenn auch noch hier und da fanatische Rotten Aufstände versuchen, so scheint dieser Widerstand doch mehr und mehr nachzulassen. Wie ganz anders würde es um das heutige Spanien stehen, wie würden da, wo jetzt entvölkerte Städte

und verödete Felder den Ruin des Landes zeigen, Gewerbefleiß und Ackerbau blühen, wofern nicht seine von wahnsinniger Intoleranz besessene Regierung die fleißigsten der Einwohner durch grausame Verfolgung ihrer Religion und Sitten zur Verzweiflung getrieben hätte! — Nach einer neueren Entdeckung, die erst nach meiner Anwesenheit in Tlemcen gemacht wurde, hat der letzte König von Granada, Abu Abdallah oder, wie die Spanier ihn nennen, Boabdil, nach seiner Vertreibung dort Zuflucht gefunden. Vor einigen Jahren ward man einer Marmorplatte gewahr, die sich in der Thürschwelle eines Hauses befand, und die Grabinschrift des unglücklichen Königs trug. Diese Tafel wurde im Jahre 1878 für die Ausstellung im Trocadero nach Paris geführt und befindet sich jetzt im Museum zu Tlemcen. Der Franzose Brosselard, der ein Memoire über dieselbe geschrieben hat, meint, sie sei in die Thürschwelle eingemauert worden, um die Verachtung und den Haß auszudrücken, den die Moslimen gegen Boabdil hegten, weil er dem Islam das Königreich Granada verloren hatte. Das Datum der Grabinschrift ist vom Jahre der Flucht 899; es wird darin gesagt, Abu Abdallah sei, als er gestorben, etwa vierzig Jahre alt gewesen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Winter in Rom. — H. v. Thile. — F. Gregorovius. — Fürstin Caroline v. Wittgenstein. — G. Ticknor. — Schwere Krankheit. — Abend in der sixtinischen Kapelle.

Der beständige Aufenthalt im Freien während der schönen Herbstmonate hatte kräftigend auf mich gewirkt, und ich dachte nach Deutschland zurückzukehren. Aber schon in der Provence wehten bei meiner Landung im November so rauhe Lüfte, daß ich mich entschloß, den Winter lieber in Italien zuzubringen. Es folgte nun eine der traurigsten Perioden, die ich durchlebt habe; ich sank schon in Florenz aufs Krankenlager, und als ich dann, wieder aufgerafft, mich nach Rom hinschleppte, verbrachte ich dort mehrere Monate in tiefer Erschöpfung, so daß ich nur selten das Haus verlassen konnte. Wenn ich an schönen sonnigen Tagen aus meiner Wohnung an der Porta del Popolo zum Monte Pincio emporschlich und auf einer Bank oben ruhend, die Blicke über das unermeßliche Rom hinschweifen ließ, mußte ich mir oft sagen, daß ich wahrscheinlich die ewige Stadt nicht wieder verlassen würde. In dieser düstern Zeit war es die Freundschaft, die einige Lichtblicke in mein Leben warf. Hermann von Thile, damals Gesandter beim päpstlichen Stuhl, ein Mann von ganz ungewöhnlicher geistiger Bildung, bot alles auf, um mich in meiner Trübsal zu erheitern und zu trösten. Er stellte mir nicht nur seine reiche Bibliothek ganz zur Verfügung, sondern

weilte auch, wenn ich nicht zu ihm in den Palast Caffarelli auf dem Capitol zu kommen vermochte, viel bei mir, mich durch seine Unterhaltung zerstreuend und aufmunternd. Auch Fürst Chlodwig von Hohenlohe, der den Winter in Rom zubrachte, ebenso wie sein Bruder, der Kardinal, zeigte sich ungemein teilnehmend und suchte wieder Lebensmut in meine Brust zu gießen. — Einen neuen Freund gewann ich an Ferdinand Gregorovius. Derselbe befand sich schon seit mehreren Jahren in der Tiberstadt, wohin ihn die den Germanen seit alter Zeit eigene Sehnsucht nach dem Süden gezogen hatte, und es war ihm gelungen, unter den schwierigsten Verhältnissen in kurzer Zeit sich eine angesehene Stellung in der Literatur zu erobern. Seine reizenden Reiseschilderungen aus Corsika und Italien, mit denen er bis dahin allein hervorgetreten, betrachtete er selbst nur als Nebenarbeiten. Dagegen war er aufs eifrigste mit den Studien für sein Riesenwerk, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, beschäftigt, und ich hörte von ihm mit dem lebhaftesten Interesse das Nähere über sein großes Unternehmen. Seitdem hat er dasselbe in einer langen Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße zur Ausführung gebracht, und ich schätze mich glücklich, dessen Vollendung erlebt zu haben. Gregorovius darf von seinem Werke mit Recht sagen: Exegi monumentum aere perennius; in demselben hat die deutsche Literatur der englischen, wenn sie auf Gibbon's „Verfall und Untergang des römischen Reichs" pocht, etwas Ebenbürtiges gegenüberzustellen. Es gibt bei uns sogenannte Gelehrte, welche einen trockenen, unlesbaren Stil und ledernen Inhalt für das Wahrzeichen des echten Historikers halten und die „Geschichte Roms im Mittelalter", weil sie sich durch wahrhaft schöne, stellenweise sogar poetische Darstellung auszeichnet, als eine unwissenschaftliche, halb belletristische Arbeit herabsetzen zu dürfen glauben. Nun wird und kann Niemand bestreiten, daß dieses Werk auf den gründlichsten und

umfassendsten Studien beruht, daß es in dieser Hinsicht den Vergleich mit den gediegensten Leistungen im Gebiet der Historie herausfordert. Wenn aber der Verfasser die Resultate seiner Forschungen dem Leser in anmutiger, dessen Phantasie und Empfindung anregender Gestalt darbietet, so hat er hierdurch seinem Werke einen um so höheren Wert gesichert. Zusammenstellungen geschichtlicher Fakta, die mit Fleiß aus alten Chroniken gesammelt sind, können noch nicht für Geschichtswerke gelten; sie können, selbst in weiter Entfernung, nicht neben die eines Gibbon oder Hume, eines Macchiavelli oder Guicciardini gestellt werden. Es gibt nun allerdings eine Art von poetischer, sich auch in der Stellung der Worte zeigender Prosa, die nicht eben zu billigen ist; aber von dieser hat sich mein Freund in seinem Werke völlig freigehalten. Er beobachtet das weiseste Maß im sogenannten blühenden Stil, und ich möchte sein Buch in dieser Hinsicht als ein Muster der historischen Kunst hinstellen. Wenn Pedanten bei uns sich die Miene geben, auf eine so eminente Produktion als auf eine oberflächliche hinabzublicken, so läßt sich das Motiv dazu unschwer erkennen; es ist der Neid darüber, daß deren glänzende Vorzüge ihr einen Weg in weite Kreise gebahnt haben, während sie ihre eigenen, mühselig zusammengeklaubten Kompilationen in die Winkel der Bibliotheken verbannt sehen. Ein anderer Grund für solche Mißgunst liegt in dem Zunftgeist, der in unserer Gelehrtenwelt herrscht. Wer nicht Professor, Privatdozent oder Bibliothekar ist, dem suchen die Zunftgenossen mit allen möglichen Mitteln das Handwerk zu legen. Aber die Innungen sind glücklicherweise jetzt aufgehoben; die schlechten Schuster können einem Gesellen, der bessere Schuhe liefert als sie, nicht mehr seine Arbeit unter Berufung auf ihre Zunft verbieten, und wenn sie dann die von ihm gelieferte Ware als schlecht verlästern, werden sie ausgelacht. Ebenso wird es unseren Historikern von Profession ergehen und ergeht es ihnen schon, wenn sie

bedeutende Werke, die außerhalb des Bannes der Universitäten entstanden sind, tadeln zu dürfen glauben. — An den langen Winterabenden, die ich immer zu Hause verbringen mußte, war mir Gregorovius' Gesellschaft eine außerordentliche Wohlthat. Für wissenschaftliche Unterhaltungen blieb allerdings mein Geist zu tief gedrückt; allein seine Schilderungen aus Corsika und den verschiedenen Gegenden Italiens scheuchten meinen Trübsinn, und durch seine Erzählungen aus Sicilien versetzte er mich wieder in das sonnige Eiland, das ich so sehr liebte.

Große Anziehungskraft übte während dieser Zeit und während der vielen Aufenthalte, die ich nachher noch in Rom machte, auf mich die Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein. Durch reiche Geistesgaben und die mannigfaltigsten Kenntnisse, wie sie sich selbst bei Gelehrten nur selten in einem gleichen Umfange finden, steht diese eminente Frau als ein Phänomen da, das Seinesgleichen nicht in der Gegenwart hat. Erst die Nachwelt wird den Genius derselben in seinem ganzen Umfang erkennen, wenn ihre zahlreichen, ebenso durch hinreißende Beredsamkeit, wie durch erstaunliche Wissensfülle ausgezeichneten Schriften, die bisher nur als Manuskripte gedruckt worden, in weiteren Kreisen Verbreitung finden werden. Diese Werke ruhen zwar auf der Grundlage des Katholizismus, sind aber von so hohen Anschauungen erfüllt, daß sie auch den Bekennern der freiesten Richtung reiche geistige Nahrung bieten. Die Verfasserin ist von jeder Befangenheit oder gar Intoleranz weit entfernt und vermag religiöse und philosophische Anschauungen, welche der ihrigen diametral entgegengesetzt sind, mit offenem Sinne zu würdigen. Das edle Herz und die hohe Gesinnung, welche der Fürstin eigen sind, haben mir ihre Freundschaft zu einem unschätzbaren Gute gemacht, und ich würde mehrmals niederdrückenden Momenten meines Lebens vielleicht erlegen sein, wenn sie mich nicht über dieselben hinweggehoben hätte.

In demselben Hotel wie ich, den Isole Britanniche, wohnte auch der Amerikaner George Ticknor, bekannt als Verfasser einer umfangreichen Geschichte der spanischen Literatur. Derselbe suchte mich auf, und es fanden sich natürlich viele Anknüpfungspunkte für unsere Unterhaltung. Es ist zu beachten, daß in neuerer Zeit besonders Amerikaner vorzügliche Arbeiten über Spanien geliefert haben. Vor allem hoch stehen die Geschichte Ferdinand's und der Isabella von William Prescott, sowie eben dessen Eroberung Mexikos und Perus, wahre Muster von Geschichtsschreibung, ausgezeichnet durch gediegene Quellenforschung, sowie durch lebendige Auffassung und Darstellung des Stoffes. Es ist ein Wunder, daß solche Werke von einem völlig Erblindeten verfaßt werden konnten! Ticknor's spanische Literaturgeschichte kann meines Bedünkens nicht auf einen gleich hohen Rang Anspruch machen; sie zeugt von Fleiß und Belesenheit, ist aber ziemlich trocken und steht im Urteil sicher hinter der schon vor achtzig Jahren geschriebenen von Bouterwek zurück. Dieses Werk kann übrigens dem Deutschen Anlaß geben, Amerika und England um ihre Literaturzustände zu beneiden; sobald es ans Licht getreten, folgten jenseits wie diesseits des Ozeans mehrere Auflagen hinter einander, während in Deutschland eine wirklich auf Originalstudien beruhende Arbeit solcher Art auf die engsten Kreise beschränkt bleiben würde. Bei uns blüht zwar die Literaturgeschichte; aber was unter diesem Namen Beifall und Verbreitung findet, sind mehrenteils Plagiate aus den auf wirklichem Quellenstudium beruhenden Werken, meist ohne deren Nennung zusammengerafft und mit einer Brühe von schalen Phrasen übergossen. — Sehr überraschte es mich, Ticknor in der Unterhaltung weit geistvoller und interessanter, denn als Schriftsteller zu finden. Er stand damals schon im Greisenalter und blickte auf ein reiches Leben zurück, von dem er in anziehendster Weise zu erzählen wußte. Mehrmals, und bereits im ersten Viertel unseres

Jahrhunderts, hatte er den größten Teil von Europa durchreist und Spanien noch unter Ferdinand VII. gesehen. In Granada fand er noch öffentliche Anschläge an den Straßenecken, in welchen sämmtliche Bewohner aufgefordert wurden, Ketzer oder der Ketzerei Verdächtige beim heiligen Gericht anzuzeigen. Ticknor, als unter dem Schutz der amerikanischen Gesandtschaft stehend, lief freilich keine Gefahr, wegen seines Glaubens verfolgt zu werden; aber Spanier konnten durch irgend unvorsichtige Aeußerungen leicht in den Kerker, wenn auch nicht mehr auf den Holzstoß geführt werden. — Ticknor erzählte mir, er habe Lord Byron zu London gerade in der Zeit kennen lernen, als er in kurzer, unglücklicher Ehe mit Miß Milbank verbunden war; etwas später habe er ihn in Italien besucht, und zwar in einem Landhause an der Brenta, welches er (wie ich in keiner Byronbiographie erwähnt gefunden habe) bewohnte, bevor er seinen dauernden Aufenthalt in Venedig nahm.

In meiner Trübsal war mir längere Zeit hindurch auch ein Besucher willkommen, der mich durch Erzählungen von fernen Ländern zu zerstreuen wußte. Es war ein Deutscher, Herr von S., der im Dienst der katholischen Kirche große Missionsreisen nach Ostasien und Afrika gemacht hatte. Er war sehr beredt und wußte aufs anziehendste von den Sitten der fremden Völker und seinen Abenteuern unter ihnen zu berichten; auch für mein Leiden zeigte er sich höchst teilnehmend. Er suchte mich zu ermutigen und mir Hoffnung auf baldige Genesung einzuflößen. Daß mir dieses wohlthuend war, begreift Jeder, der sich in ähnlicher Lage befunden. Nach einiger Zeit fiel es mir auf, daß mein Tröster wiederholt mit großer Sicherheit sagte, er wisse bestimmt, ich würde wiederhergestellt werden. Als ich ihn nun fragte, wie er solches zu wissen vermöchte, erwiderte er nach einigem Zögern, mehrere Geistliche von hoher Frömmigkeit, denen Gott noch niemals eine ihrer Bitten unerfüllt gelassen, hätten sich vereinigt, um für meine

Genesung zu beten. Nun gingen mir die Augen auf. Ich erkannte: der ebenso fromme wie schlaue Mann wollte mich zum Proselyten machen; vielleicht wußte er, da er auch ärztliche Kenntnisse besaß, daß ich noch nicht der Todeskandidat war, für den ich mich selbst hielt. Auf jeden Fall aber dachte er, ich würde meine Genesung, wenn sie erfolgte, dem wunderkräftigen Gebet jener katholischen Geistlichen zuschreiben und dann auch nicht zögern, zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, deren hochbegnadigten Dienern ich mein Leben verdankte. Allein wie gebeugt auch damals meine geistige Kraft war, auf solche Weise ließ ich mich nicht fangen. Als denkwürdig will ich noch hervorheben, daß der Bruder des Herrn von S., Minister in einem norddeutschen Staate, ebenso streng und exklusiv der lutherischen Konfession anhing, wie jener der katholischen Kirche, und daß die beiden Brüder wegen der Glaubensdifferenz bitter mit einander verfeindet waren, wie ich denn aus dem Munde eines jeden von ihnen vernommen habe, daß er dem andern mit wehmütiger Miene die ewige Verdammnis in Aussicht stellte.

Unterdessen ging es mit meiner Gesundheit immer schlechter, und ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß ich den Frühling nicht mehr erleben würde. Wegen meiner zu großen Schwäche war der einzige Gang, den ich hie und da langsam ausführen konnte, nach dem hinter meinem Hotel gelegenen Monte Pincio; und wenn ich dort die Sonne über der ewigen Stadt untergehen sah, erhob sich meine Seele in feierlicher Stimmung über die Trübsal, die während des Tages in meinem Krankenzimmer auf mir gelastet hatte. Ich segne diese Weihestunden, in denen ich dem Tode fest ins Auge blickte; denn in ihnen gewann ich die seitdem durch nichts wieder in mir wankend gewordene Ueberzeugung, daß ich über das Grab hinaus fortdauern werde. Mögen die Materialisten auch mit Gründen, die nicht zu widerlegen sind, beweisen, daß unsere

Persönlichkeit, unser Bewußtsein aufhören müssen, sobald die Organe, an die sie gebunden sind, vergehen, hierum handelt es sich bei der Unsterblichkeit, wie ich sie verstehe, gar nicht. Wenn die Persönlichkeit, an welcher der Egoismus und alle niederen Triebe des Menschen haften, uns genommen wird, so können wir uns darum glücklich preisen, und wenn uns das Bewußtsein erhalten bliebe, so wäre keine Seligkeit für uns möglich, da sie durch die Erinnerung an alles Elend des Erdenlebens getrübt sein müßte. Nein! befreit von diesen beiden Attributen, durch die wir eben endlich und unvollkommen waren, aber etwas unendlich Höheres dafür eintauschend, werden wir, dem Kern unseres Wesens nach, unsterblich sein und ein weit vollkommeneres Leben führen, als es in dieser engen Körperschranke und mit den Funktionen des Gehirns, die uns nur Qual und Trauer bereiteten, möglich war. Wohl wird es uns in unserem gegenwärtigen Zustande, in dem wir uns nicht von der Sinnenwelt losreißen können, schwer, uns von einer solchen Unsterblichkeit ohne Bewußtsein und Persönlichkeit eine Vorstellung zu machen; aber glücklich ist, wer sie wenigstens zu ahnen vermag! Ich fühlte, je mehr ich meine Gedanken auf mein nahes Ende als auf den Anfang eines neuen Lebens richtete, eine Bürde von mir hinweggenommen, und selbst die Trauer, welche mich bisweilen beschlich, daß so manche Pläne, die ich noch auszuführen gehofft, nun unvollbracht bleiben sollten, hatte nicht lange Gewalt über mich. Beim Anblick aller der Trümmermassen, zu denen die Menschenwerke von Jahrtausenden sich in Rom gehäuft haben, sagte ich mir, wie nichtig und vergänglich auch das Höchste sein würde, was ich zu schaffen vermöchte, wenn mir noch längere Frist vergönnt wäre. Während ich so schon die Erde hinter mir zurücksinken sah, hegte ich den Wunsch, noch einmal die sistinische Kapelle zu besuchen, und ließ mich eines Abends nach dem Vatikan fahren. Welche Stunde, die ich in dem Heiligtum Michel

Angelo's verbrachte! Die Glut des sinkenden Tages wallte eben durch die hohen Bogenfenster herein und breitete einen Glanz wie aus einer andern Welt, die nicht im Raume ist, auf die Wölbung über mir. Ich glaubte, daß die Propheten und Sibyllen zu meinen Häupten seit Anbeginn der Dinge von droben auf die Erde herabgeschaut und die wechselnden Geschlechter der Menschen zu Grabe gehen gesehen hätten. Ein Sturm vom grauenden Morgen der Schöpfung her, durch die Jahrtausende brausend, wehte in ihren greisen Lockenhaaren und schlug die Blätter der gewaltigen Bücher auf ihren Knieen hin und her. Jeremias richtete sich aus dem Brüten des Grames, in das er versunken gewesen, auf, und wie alle die anderen mächtigen Gestalten sich erhoben und die Rechte emporstreckten, teilte sich die Decke: von oben leuchtete der Himmel herein und erschloß sich zu tiefen und immer unermeßlicheren Tiefen — Abgründen von Licht, vor dem jeder irdische Glanz nur ein Schatten ist. Leise Melodien schlugen aus der Unendlichkeit an mein Ohr und wie ich den Blick emporzuheben wagte, gewahrte ich auf weißem wallendem Gewölk Christus: nicht den finsteren Weltrichter, wie Buonarotti ihn gemalt — nein, voll himmlischer Milde im göttlichen Antlitz. Da erfaßte mich eine mächtige Sehnsucht, die dunkle Erde zu verlassen, und hätte der Tod mich in jenem Augenblicke ereilt, ich würde ihn mit Jubel begrüßt haben.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Neapel. — Rückkehr nach Deutschland. — Aufenthalt in München. — Tafelrunde bei König Maximilian II. — Joseph Müller. — Gründung meiner Gemäldesammlung. — B. Genelli. — Schwierigkeiten bei Anlegung der Galerie. — Neues Gebäude, errichtet von L. Gedon.

Auf dringenden Rat des Arztes mußte ich, so schwer mir dies bei meinen schwachen Kräften auch ward, Rom verlassen, um den Versuch zu machen, ob das Klima von Neapel mir Genesung bringen würde. Wirklich glaubte ich, von der frischen Meerluft mich gekräftigt zu fühlen; ich konnte wieder größere Spaziergänge unternehmen und sog täglich auf dem Weg über den Posilip die erquickenden Hauche ein. Allein die Besserung war nur scheinbar; bald sank ich in die frühere Lethargie zurück. Da wollte es das Glück, daß ich mich an einen sehr verständigen Arzt, Dr. Zimmermann, wandte, welcher, statt wie die übrigen Söhne des Aeskulap, mir Pillen und Pulver zu verschreiben, die das Uebel nur verschlimmert hätten, mir eine milde Wasserkur anriet und mich zu diesem Zweck nach der Schweiz adressirte. So machte ich mich auf den Weg. Die Reise mit Extrapost bei sehr ungünstigem Märzwetter durch Italien, und dann auf Schlitten über den hochbeschneiten Gotthard war bei meinen gesunkenen Körperkräften recht angreifend. Gleichwohl durfte ich nicht bereuen, sie gemacht zu haben; denn durch die Wasserbehandlung des Herrn Theodor Hahn in seiner Anstalt auf der Waid bei St. Gallen trat

innerhalb weniger Wochen eine Wendung zum Bessern in meinem Befinden ein. Allerdings fanden noch während mehrerer darauf folgender Jahre einige Rückfälle in das frühere Siechtum statt; doch dann befestigte sich meine Gesundheit, so daß ich in der zweiten Hälfte meines Lebens im Durchschnitt mit derselben zufriedener sein durfte, als in der ersten.

Ich brachte zunächst gewöhnlich etwa die Hälfte des Jahres in München zu, während ich die übrige Zeit bald in Norddeutschland auf dem Lande, bald in der Schweiz lebte, auch meiner bisherigen Gewohnheit, häufig größere Reisen zu unternehmen, nicht entsagte. Was mich zunächst nach München trieb, war nicht allein die Pflicht, meine dem König Maximilian gegebene Zusage zu erfüllen, sondern auch der Drang des Herzens, der mich zu dem Monarchen, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ich hatte kennen lernen, hinzog. Derselbe bethätigte mir von neuem sein schon früher gegen mich kundgegebenes Wohlwollen und zog mich viel in seine nächste Nähe. Das Vertrauen, das er mir schenkte, indem er meine Meinung über dies und das zu hören verlangte und mich bei seinen Unternehmungen zur Förderung der Wissenschaft und sonstiger geistigen Interessen zu Rate zog, mußte mir angenehm sein, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, Gutes zu stiften. Zugleich war mir der Umgang mit verschiedenen Bekannten, die ich in München vorfand, höchst anregend. Es waren das teils alte Freunde, wie Emanuel Geibel und Paul Heyse, teils Männer, mit denen ich erst hier bekannt wurde, wie Justus von Liebig, Wilhelm von Dönniges, Friedrich Bodenstedt, Moritz Carrière, H. W. Riehl, F. Bluntschli, Franz von Löher, und so weiter. Mit den meisten derselben traf ich häufig beim König zusammen, der an bestimmten Abenden oft mehrere Male in der Woche Gelehrte und Dichter bei sich vereinigte, um sich über Gegenstände der Wissenschaft wie der schönen Literatur mit ihnen

zu unterreden, sich auch diese und jene poetische Leistung vortragen zu lassen. Es war gewiß eine hocherfreuliche Erscheinung, daß ein Monarch seine liebste Erholung in geistiger Unterhaltung solcher Art suchte. Dennoch wurde demselben in manchen Kreisen eben hieraus ein Vorwurf gemacht, und während man ihm doch unmöglich das Recht abstreiten konnte, die Gesellschaft, in der er dies thun wollte, nach eigenem Geschmack zusammenzusetzen, ward besonders seine Wahl bemäkelt. Teils lag der Grund darin, daß die Geladenen vorzugsweise Norddeutsche und Protestanten waren, die überhaupt als Eindringlinge von den Altbajuvaren mit scheelen Augen angesehen wurden, teils aber sprach sich darin der Mißmut Solcher aus, welche glaubten, auch ein Recht zu besitzen, an der sogenannten königlichen Tafelrunde teilzunehmen. Von einem Rechte konnte indes überhaupt doch nicht die Rede sein. Wenn ein Regent für den offiziellen Empfang den vorgeschriebenen Brauch innehält, so ist er für seinen Privatumgang nur an sein eigenes Belieben gebunden. Wie nun König Max für die Wahl seiner Gäste bei den Symposien die „Hoffähigkeit“ völlig außer acht ließ, so nahm er dabei auch nur Rücksicht auf den literarischen Ruf, den er als einen verdienten anerkannte. Nach einer Aeußerung, die ich aus seinem eigenen Munde hörte, wollte er nicht, daß mittelmäßige Poeten, mochten sie auch von der Gunst der ungebildeten Menge getragen sein, dadurch daß er sich ihre Verse vorlesen ließe, den Schein auf ihn würfen, als wüßte er nicht, was gut und was schlecht in der Dichtkunst sei. Wie die manche Kritiker beschämende Einsicht, welche der König in diesem Punkte zeigte, so mußte ich auch die Elastizität des Geistes bewundern, mit der er sich bald über naturwissenschaftliche Gegenstände, bald über Geschichte oder bildende Kunst in Erörterungen einließ und schließlich noch poetischen Vorträgen den empfänglichsten Sinn entgegenbrachte. Wenn ein Gedicht

Eindruck auf ihn machte, wenn er es wirklich schön fand, so gab er seinem Beifall lauten Ausdruck, nie aber ließ er sich herab, aus bloßer Höflichkeit etwas zu loben, das ihm nicht gut schien. Uebrigens wollte er möglichst verhüten, daß von seinen Abendunterhaltungen im Publikum oder gar in der Presse die Rede sei. Er betrachtete sich dabei durchaus als Privatmann, und wie ein solcher nicht wünscht, daß seine häuslichen Angelegenheiten zum Gegenstande öffentlicher Diskussion gemacht werden, so empfand er Indiskretionen, die in solcher Hinsicht begangen wurden, sehr übel. Dies hatte zum Beispiel einmal Fürst Pückler zu erfahren. Ihm war es nach langen vergeblichen Bemühungen gelungen, eines Abends zu der literarischen Gesellschaft in die Residenz eingeladen zu werden. Bald darauf erschien in einer vielgelesenen Zeitung ein Artikel über die Symposien, der dann fast durch die ganze deutsche Presse lief und mit Sicherheit dem Fürsten zugeschrieben werden konnte. Derselbe war durchaus nicht feindselig gehalten; allein daß überhaupt das Thema in die Oeffentlichkeit gebracht worden war, entrüstete den Monarchen tief, und er lud den Verfasser nicht zum zweiten Male ein.

Wie ich hier und da Gelegenheit hatte, durch das Vertrauen, das mir König Max schenkte, etwas Gutes zu erwirken, das zeigt folgendes Beispiel, welches zugleich von dessen edlem Charakter Zeugnis gibt. Professor Joseph Müller, ein vorzüglicher Gelehrter im Fache der morgenländischen Sprachen, besonders der arabischen, war durch die damals vielfältig gebrauchte Anklage, er sei „roter Demokrat“, beim Hofe und beim Ministerium verdächtigt worden, und man hatte unter anderem gegen ihn angeführt, er habe im Jahre 1848 einen Versuch gemacht, an der Spitze eines bewaffneten Haufens die Hauptwache zu erstürmen. Jeder, der Müller kannte, mußte nun dies alles für Unwahrheit halten. Derselbe war freisinnig, aber durchaus nicht revolutionär und stand überhaupt aller

Politik fern. Zu dem Gerüchte, er habe die Wache einnehmen wollen, hatte nur der Umstand Anlaß gegeben, daß er in jenen lärmenden Tagen bei einem Gange durch Münchens Straßen in einen der vielen, die Stadt durchziehenden Pöbelschwärme geriet; trotzdem war diese Verleumdung von dem ungünstigsten Einfluß auf seine Stellung gewesen. Er mußte sich fortwährend mit einer sehr ärmlichen Besoldung, die sonst erhöht worden wäre, begnügen, und während andere Gelehrte mit wissenschaftlichen Missionen beauftragt gewesen, war er immer dabei übergangen worden. Im Fache der orientalischen Literatur läßt sich aber von Solchen, die selbst mittellos sind, schwer etwas Bedeutendes ohne Unterstützung des Staates leisten. Denn erstens sind wegen der Vergleichung der Manuskripte Reisen zu den verschiedenen Bibliotheken nötig, und zweitens finden sich selten Verleger, um den kostbaren Druck mit arabischen Lettern zu unternehmen. Nachdem ich nun die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Professor Müller eine ungerechte Zurücksetzung erfahren und daß er durch seine Kenntnisse verdiene, der unwürdigen Lage, in der er sich befand, entrissen zu werden, auch sicher bei gehöriger Förderung von oben her Ersprießliches leisten könne, legte ich dem König die Sachlage dar. Dieser hörte mich freundlich an, äußerte zuerst zwar lebhafte Bedenken, welche zeigten, wie sehr es Müller's Feinden gelungen war, ihn gegen denselben einzunehmen, versprach aber dann, den Fall näher zu untersuchen. Nach einiger Zeit war dies auch geschehen. König Max hatte erkannt, daß die Anklage gegen Müller sich auf keinerlei Beweis stützte, und so erklärte er sich bereit, dem roten Demokraten aus seinen eigenen Fonds eine beträchtliche Geldsumme zu einer wissenschaftlichen Reise auszusetzen. Da ich befragt wurde, wohin diese Reise am besten gerichtet werden könnte, schlug ich vor, Professor Joseph Müller nach Spanien zu senden. Unsere Kenntnis der Geschichte und Literatur der

westlichen Araber sei noch eine höchst unvollkommene, und ein tüchtiger Gelehrter könne der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst leisten, wenn er aus der zwar nicht großen, aber noch wenig durchforschten Bibliothek des Escurial neue Materialien für die Bearbeitung dieses Feldes zu Tage fördere. Der Monarch ging sofort auf meinen Vorschlag ein, und Müller, von neuem Lebensmute und wissenschaftlicher Unternehmungslust erfüllt, reiste nach Madrid ab. — Als einen nicht uninteressanten Incidenzfall will ich Folgendes erwähnen, was ich aus dessen eigenem Munde später hörte. Unser Orientalist, in dem nämlichen Jahre mit dem Kaiser Napoleon III. geboren, war mit diesem zugleich Schüler des Gymnasiums in Augsburg gewesen. Bei Müller's Durchreise durch Paris, wo er zum Zwecke vorbereitender Studien auf den dortigen Bibliotheken eine Zeit lang weilte, erfuhr der Kaiser durch einen Gelehrten, der zugleich sein Sekretär war, zufällig dessen Anwesenheit, erinnerte sich sogleich des Mitschülers, ließ ihn aufs freundlichste grüßen und ihn einladen, ihn zu besuchen. Eine wunderliche Blödigkeit, die Müller eigen war, hielt ihn ab, dieser Einladung, die doch möglicherweise sehr ersprießlich für ihn hätte ausfallen können, nachzukommen. Der Fall schien mir jedoch deshalb erwähnenswert, weil er zeigt, daß Napoleon III., neben den ihm oft genug vorgerückten nicht löblichen Eigenschaften, auch eine Gutmütigkeit besaß, die für ihn einnehmen muß. Nach einem Aufenthalt von fast zwei Jahren, die er meist auf dem Escurial verbrachte, kehrte Müller mit gewaltigen Stößen von dort abgeschriebenen Manuskripten, aufgehäuften Notizen und Excerpten nach München zurück; ich erstaunte darüber, wie trefflich er seine Zeit ausgenützt. Die von ihm mitgebrachten Materialien waren höchst wertvoll und so umfangreich, daß er, wenn ihm auch noch viele Jahrzehnte des Lebens beschieden gewesen wären, sie nicht alle in kritisch gesichtetem Text oder in Uebersetzung hätte herausgeben können.

Dennoch wurde alsbald gesagt und auch dem König ins Ohr geflüstert, er habe seine Zeit in Spanien schlecht angewandt. Vieles hiervon ging von der Böswilligkeit seiner Gegner aus, Manches aber auch vom Unverstand Solcher, die keinen Begriff von morgenländischen Studien hatten. So hörte ich von sonst gebildeten Männern, und sogar von Gelehrten äußern, es sei erwartet worden, er werde eine Geschichte der spanischen Araber aus den Originalquellen schreiben. Nun hatte Müller an ein so kolossales Werk nie denken können; es wäre das die Arbeit eines ganzen Menschenlebens gewesen, auch hätten die Handschriften des Escurial keineswegs dazu ausgereicht. Schon die Herausgabe einiger besonders wertvollen Texte mit beigefügter Uebertragung war ein schwieriges und langwieriges Unternehmen, und an dieses setzte Müller seit seiner Rückkehr den unermüdlichsten Fleiß. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit gingen seine Arbeiten vielleicht etwas langsam vorwärts; auch hätte er mehr publizirt, wenn ihm Gelder für die Druckkosten, die ein Buchhändler nicht ohne eigenen Verlust bestreiten konnte, gewährt worden wären. Allein auch was wirklich von ihm herausgegeben worden, ist so schätzbar, daß seine Reise dadurch ihre Früchte getragen hat. Ich nenne nur die verschiedenen Denkschriften in den Publikationen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften und die in eben denselben enthaltenen, bisher noch unedirten Schriften des Averrhoës, ganz besonders aber die höchst merkwürdige kleine Geschichte des Unterganges von Granada, verfaßt von einem Araber, der selbst im Heere des letzten Maurenkönigs mitgekämpft. Ein frühzeitiger Tod entriß nachher Müller der gelehrten Welt, welcher er sicher sonst noch manche wertvolle Gabe geboten haben würde.

Bald nach meiner Ankunft in München begann ich auch den Grund zu meiner Gemäldesammlung zu legen. Da ich

über den Beginn und Fortgang dieses meines Unternehmens in einer eigenen Schrift ausführlich gesprochen habe, will ich hier nur einiges darauf Bezughabende nachholen.

Mich leitete bei der Anlage der Sammlung vorzüglich die Absicht, verschiedene bis dahin in beispielloser Weise vernachlässigte und durch die Ungunst des Publikums an den Rand des Unterganges geführte, hochbegabte Künstler ihrer unwürdigen Lage zu entreißen und zur verdienten Anerkennung zu bringen. Es gibt in allen Ländern traurige Fälle, daß Männer von Genie und hohem Talent von ihren Zeitgenossen völlig verkannt und durch die Vernachlässigung, die sie erfuhren, zur Verzweiflung getrieben worden sind. In Deutschland haben deren besonders zahlreiche stattgefunden. Ein auffallendes Beispiel von Ungerechtigkeit eines ganzen Menschenalters zeigt sich uns in dem Schicksale von Buonaventura Genelli. Ich will ihn nicht völlig gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß er durch einige in der schäumenden Jugend begangene Uebereilungen und durch Mangel an Weltklugheit selbst sein Geschick heraufbeschworen. Als junger Künstler in Rom scheint er nicht frei von Uebermut gewesen zu sein und manche Torheit begangen zu haben. Wie mir Ludwig Preller, sein Freund und begeisterter Verehrer, selbst erzählte, bewegte er sich in der Tiberstadt in seiner Wohnung beständig in der Tracht der olympischen Spieler, die ihn bei seinem schönen Körperbau besonders gut kleidete, und gab dadurch den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser solchen Anstoß, daß sie sich schließlich bei der Polizei über ihn beschwerten. Er selbst sah darin bei seinem Enthusiasmus für das Hellenentum nichts Arges und hat auch keinen Hehl daraus gemacht. Es gibt eine Zeichnung von ihm, wo er zwei Geistliche, die ihn besuchen, in diesem Kostüme empfängt. Dauernd zu seinem Nachteil ausgebeutet worden ist die Geschichte, daß er einer mit dem preußischen Gesandten verwandten oder bekannten

Engländerin, die seine Arbeiten zu sehen begehrte, „anstößige Compositionen“ vorgezeigt habe. Vielleicht hätte er bei der bekannten Prüderie mancher Damen besser gethan, sich gegen die angebliche Kunstfreundin überhaupt zu entschuldigen. Aber was die Anstößigkeit der von ihm produzirten Blätter betrifft, so versicherte mich Preller, nur Unverstand und Beschränktheit habe solche in ihnen erblicken können; es seien eben mythologische Darstellungen, wie die Lykurgosschlacht und Bacchus unter den Musen, gewesen, die troz der darin herrschenden Nacktheit von einem reineren und keuscheren Geiste erfüllt sind, als so manche moderne Bilder, deren Figuren sämmtlich sorgfältig Toilette gemacht haben. Die erwähnte Geschichte nun ist von Genelli's Gegnern während seines ganzen Lebens benützt worden, um ihm zu schaden; sie soll dem verstorbenen König von Preußen hinterbracht worden sein und ihn dauernd gegen den Künstler eingenommen haben. Als Letzterer am Rande des Unterganges stand, versuchte General von Radowitz den Monarchen, bei dem er bekanntlich großen Einfluß hatte, zu bewegen, daß er ein Bild bei Genelli bestellte; kaum aber hatte der gekrönte Kunstliebhaber den Namen Genelli vernommen, so runzelte sich seine Stirn zu den tiefsten Falten, und dieser Name durfte fortan nie mehr in seiner Gegenwart genannt werden.

Als Genelli in der Hoffnung, bei den großen Kunstunternehmungen König Ludwig's I. beschäftigt zu werden, nach München kam, waren es besonders diese und ähnliche Nachreden, die ihm auch nicht den kleinsten Auftrag zu teil werden ließen. Es fehlte ihm nicht an einzelnen begeisterten Bewunderern, die Alles, was sie konnten, thaten, um ihn seiner unwürdigen Lage zu entreißen. Leider besaß indes keiner von ihnen die Mittel, um Bestellungen bei ihm zu machen, und so eingewurzelt war das Vorurteil gegen ihn, daß selbst die Stimmen ausgezeichneter Künstler dasselbe bei den maßgebenden

Persönlichkeiten nicht zu zerstreuen vermochten. Besonders lebhaft legte der treffliche Landschaftsmaler Karl Rottmann seine Fürsprache für ihn ein, und er soll sich durch eine gewisse Leidenschaftlichkeit, mit der er dies gethan, Verdrießlichkeiten zugezogen haben, die eine mitwirkende Ursache zu seinem frühen Lebensende waren. Schon sehr leidend geriet er mit Demjenigen, welcher die Seele der damaligen Kunstthätigkeit in München war, in Betreff Genelli's in lebhaften Wortwechsel, was ihn so affizirte, daß er sich gleich nachher aufs Krankenlager hinstreckte, von dem er nicht wieder erstand. — Ein wirklich rührendes Zeugnis von Hingebung an den schwer verkannten Meister legte ein anderer Künstler ab. Es war dieses der Kupferstecher Theodor Schütz, ein Mann von seltener geistiger Bildung, den Verehrern Platen's dadurch bekannt, daß dieser eine seiner schönsten Hymnen an ihn gerichtet hat. Obgleich für seinen Lebensunterhalt auf die Arbeit seines Grabstichels angewiesen, verschmähte Schütz doch Dezennien hindurch alle, selbst glänzende Aufträge zur Vervielfältigung von Bildern, die er für wertlos erachtete, um einzig Kompositionen von Genelli zu radiren, für welche er doch nur einen sehr geringen Absatz in dem engen Kreise von dessen Bewunderern fand. Von dem spärlichen Ertrag, den hier und da der Verkauf einer seiner Zeichnungen gewährte, mußte der arme Buonaventura Jahrzehnte lang sein Leben in München fristen. In der Hoffnung, mit einem Oelgemälde eine bessere Einnahme zu erzielen, führte er seine schöne Komposition „Abraham mit den drei Engeln", jedoch nur im kleinen Maßstabe, aus; allein der Strom des Tagesgeschmacks ging so heftig gegen seine Richtung, daß, als der Kunstverein, bestimmt durch einige Urteilsfähige, das Bild für einen höchst mäßigen Preis zur Verlosung ankaufte, sich ein allgemeiner Sturm der Entrüstung im Publikum erhob. Genelli's Verhältnisse gestalteten sich um so trauriger, da seine Kinder, unter ihnen

ein talentvoller Sohn Camillo, heranwuchsen. Unglücklicherweise fehlte ihm selbst nicht nur durchaus die Gabe, sich die Gunst der Großen zu erwerben, sondern er gesellte auch dazu eine gewisse Ungeschicktheit des Benehmens, welche, wenn ihm die Letzteren entgegenkamen, wieder Alles verdarb. Einigen seiner Freunde war es gelungen, die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian II. auf ihn zu lenken. Dieser würde ihn wohl bei den künstlerischen Aufträgen, die er damals für das Maximilianeum gab, berücksichtigt haben und lud ihn zum Zweck einer Zwiesprache zu sich. Genelli, dem nie eine ähnliche Audienz zu teil geworden, war verlegen und verwirrt, als er vor den Monarchen hintrat. Derselbe fragte ihn zunächst: „Was malen Sie gegenwärtig?" worauf Jener erwiderte: „Ich male gar nichts, Majestät!" Auf die weiter an ihn gerichtete Frage, was er denn zeichne, entgegnete der Künstler: „Ich zeichne gar nicht," und als endlich der König ungeduldig in die Worte ausbrach: „Nun, was treiben Sie denn? Womit beschäftigen Sie sich?" antwortete Genelli: „Mit dem Leben eines Wüstlings." (Er arbeitete nämlich gerade an einer Reihe von Kompositionen, welche diesen Titel führt.) Daß König Max in seinen Worten eine Art von Spott erblickte, zum mindesten die Aeußerung für unpassend hielt, erklärt sich leicht. Er ließ sich nicht mehr zu Gunsten des Wüstlings umstimmen. — Dies war geschehen, bevor ich nach München kam. Gerade der letztere Zeitpunkt war derjenige, wo Genelli's Situation sich am verzweifeltsten gestaltet hatte. Wie ich ihn durch den Maler Karl Roß kennen lernte und, nachdem ich Zeichnungen von ihm gesehen, eine Reihe Bestellungen bei ihm machte, habe ich an anderem Orte erzählt. Die sechs großen Oelgemälde, die er nun im Zeitraum von etwa zwölf Jahren für mich ausführte, werden nach meiner Ueberzeugung zu den wenigen in unserer Zeit entstandenen gehören, welche noch die Zukunft als echte Kunstwerke anerkennen

wird. — Nachdem ich eine so ausgezeichnete Grundlage zu meiner Gemäldesammlung gelegt, war es schwer für mich, unter den lebenden Künstlern noch einen zu finden, der dieselbe durch Leistungen von gleicher oder ähnlicher Trefflichkeit hätte vermehren können. Das Glück war mir jedoch hold. Da ich in der Kunst wie in der Literatur das Schöne und Gute in den verschiedensten Gestalten, in denen es sich zeigen mag, anerkenne, statt, wie es so Manche thun, es nur in einer Richtung zu suchen, war der Standpunkt, von welchem aus ich meine Wahl traf, kein beschränkter, und ich glaube, in den Bildern von Schwind, Steinle, Führich, Preller, Albert Zimmermann, Feuerbach, Böcklin, Lenbach und Anderen meine Galerie mit Werken geschmückt zu haben, welche sich denen von Genelli nicht unwürdig anschließen, obgleich die Kunstanschauungen, aus denen sie hervorgegangen, gänzlich von den seinigen verschieden sind.

Daß mein Vorhaben, tüchtigen Künstlern wie der Kunst zu nützen, von Erfolg gekrönt worden ist, hat mir hohe Befriedigung gewährt, und schließlich hat dies Gefühl auch auf die Dauer die Oberhand behalten. Nicht verschweigen will ich jedoch, daß auch viele Dornen auf dem Pfade sproßten, den ich bei der Bildung meiner Sammlung wandeln mußte, und daß ich mir manche Unannehmlichkeiten hätte ersparen können, wenn ich mich ganz gleichgiltig gegen die Kunst verhalten oder höchstens hier und da eine Landschaft, ein Genrebildchen gekauft hätte. Diese Unannehmlichkeiten waren verschiedener Art, und ich will nur ein paar derselben anführen. Daß Künstler und Dichter ihre eigenen Leistungen überschätzen, kommt häufig vor, und man kann sich kaum darüber wundern, weil Jeder das Beste liefert, was er liefern kann, und auch in den Werken Anderer für das, was die seinigen überragt, wahrscheinlich kein Organ hat. Allein unter den Malern sind mir Beispiele von solcher Ueberhebung vorgekommen, die über das Maß des

Gewöhnlichen hinausgehen. Nachdem ich bei dem genialen Genelli die ersten Bestellungen gemacht, gaben verschiedene, völlig untergeordnete Talente deutlich kund, daß sie sich ihm gleichstellten und daß sie darauf rechneten, ich würde auch ihre bisher in ihren Mappen verborgenen Skizzen als Oelgemälde ausführen lassen. Ein junger Mann von äußerst mäßigen Anlagen war während einiger Jahre Schüler einer norddeutschen Akademie gewesen und behauptete, die Anerkennung von Cornelius gefunden zu haben. Als er nun mit einem Empfehlungsbriefe zu mir kam, richtete er seine ganze Hoffnung darauf, ich sollte ihm die Mittel zur Verwirklichung von Plänen geben, durch die er dem Michel Angelo an die Seite treten zu können glaubte. Was er mir von seinen Entwürfen zeigte, war so äußerst gering, daß mir sogleich die Ueberzeugung sich aufdrängte, er wäre besser nie ein Künstler geworden. Weil er jedoch ohne Mittel und in trauriger Situation war, regte sich in mir der Wunsch, ihn nicht ganz hilflos zu lassen. Im Atelier des Malers fand sich nun ein Altarbild, das, wenn auch keineswegs ausgezeichnet, doch so viel besser war, als alles, was ich sonst von ihm gesehen, daß ich glauben mußte, ihm hätte ein Anderer dabei geholfen. Dieses Gemälde kaufte ich denn, nicht für meine Galerie, sondern um es einer Kirche in meiner Heimat zu schenken. Hierdurch glaubte ich, das Möglichste gethan zu haben, insofern der junge Maler dadurch einstweilen in eine sorgenfreie Lage kam. Dennoch bemerkte ich sogleich, daß derselbe unbefriedigt und in seinen Erwartungen enttäuscht war. Während längerer Zeit hörte ich nun nichts von ihm, da er München wieder verließ. Allein etwa im Jahre 1871 ward ich durch ein langes Schreiben von ihm überrascht, in welchem er sagte, er habe nun seine Meisterkomposition entworfen, und wenn er dieselbe in überlebensgroßen Figuren für meine Galerie ausführen könne, werde er sich auf einmal eine Stelle in der vordersten Reihe der Künstler erobern. Mit dem

Briefe zugleich langte die Farbenskizze zu diesem künftigen Meisterwerk an; sie stellte das Innere der Höhle im Kyffhäuser vor. Zu dem sich von seinem Steinsitz erhebenden Barbarossa trat Kaiser Wilhelm in voller Uniform ein, um von dem Hohenstaufen sich mit der Krone des Deutschen Reiches schmücken zu lassen. Um ihn her gruppirten sich sämmtliche deutsche Bundesfürsten, gleichfalls in Uniform, darunter der König von Bayern und der Großherzog von Mecklenburg, die einander — ein Symbol der Vereinigung von Nord- und Süddeutschland — mit einer steifen Bewegung umarmten. Man konnte sich nichts Lächerlicheres denken; ich habe Aushängeschilder an Jahrmarktsbuden gesehen, die ich eher in meine Sammlung hätte aufnehmen können. Meine Antwort auf das Schreiben lautete natürlich, wenn auch in schonenden Worten, entschieden ablehnend. Nach einiger Zeit erhielt ich dann einen neuen Brief von dem Maler, in welchem er klagte, meine Zurückweisung seiner Komposition, durch die alle seine Hoffnungen zerstört worden, habe eine solche Gemütsbewegung in ihm hervorgerufen, daß ein Blutsturz die Folge davon gewesen sei. Der Unglückliche that mir leid; allein ich hätte doch unmöglich anders handeln können, als ich gethan. Selbst kleinere Bestellungen bei ihm zu machen, vermochte ich durchaus nicht; denn ich hätte meinen Ruf in der Kunstwelt dadurch kompromittirt und mich selbst als völlig urteilslos hingestellt. Trotz dieser so einfach klaren Sachlage hat mir der Fall unangenehme Gefühle bereitet.

Nachdem ich in der ersten Zeit nur eine Anzahl von Gemälden erworben oder bestellt hatte, die zum Schmuck meiner Zimmer dienen sollten, dann aber aus diesen Anfängen der Entschluß in mir hervorgegangen war, eine Sammlung zu bilden, welche dauernden Kunstwert hätte und in Originalbildern die neuere deutsche Malerei, in Kopien diejenige früherer Jahrhunderte auf würdige Weise vor die Augen der Beschauer

führte, mußte ich mir bestimmte leitende Grundsätze des Verfahrens feststellen, von denen ich nicht abweichen durfte, ohne mein Unternehmen von vornherein zu ruiniren. Die wichtigsten derselben waren, daß ich nicht aus äußeren Rücksichten, nicht auf Empfehlungen hin, sondern nur nach Maßgabe meines eigenen Ermessens und Urteils Bilder in die Galerie aufnähme; sodann daß ich alle die mir zu Gebote stehenden Mittel auf diese Sammlung konzentrirte, statt dieselben durch Verwendung zu anderen Zwecken zu zersplittern. Ich habe an diesen Grundsätzen so viel, als es die allgemeine menschliche Schwäche, von der auch ich nicht frei bin, zuließ, festgehalten. Die Richtigkeit meiner Axiome muß gewiß Jedem bei gehöriger Erwägung in die Augen springen; dennoch wollten sehr Viele sie nicht einsehen, und mir sind aus der Befolgung derselben häufige Verdrießlichkeiten erwachsen. Nachdem ich Kunstwerke höheren Stils in meinen Besitz gebracht, konnte ich nicht mehr mein Auge auf Bilder richten, wie ich deren früher hier und da gekauft, und wie sie sich auch immerhin in zweiter oder dritter Reihe ganz wohl produziren ließen, sondern einzig auf solche, die meiner Galerie eine neue Hauptzierde zu verleihen versprachen. Dies wollten nun aber Manche durchaus nicht begreifen. Wenn sie mir Gemälde anboten, die vielleicht an sich ganz hübsch waren, und ich sie aus dem einen oder andern Grunde dennoch zurückwies, so schrieben sie das einem Uebelwollen von meiner Seite zu. Allein es kam noch schlimmer; ich mußte erfahren, daß einzelne und selbst im übrigen ganz gebildete Menschen der Meinung waren, ich könne auf ihren Wunsch hin Gemälde ebenso kaufen, wie etwa Möbel oder Kleidungsstücke; ich sollte, um einen notleidenden Künstler zu unterstützen, dessen Arbeiten ohne alle weiteren Rücksichten auf deren Beschaffenheit an mich bringen. Ja, man schickte mir barmherzige Schwestern ins Haus, die mir derartige Bitten vortragen mußten, und wenn ich dann diesen ehrwürdigen, von

mir hoch respektirten Frauen zu meinem großen Bedauern eine abschlägige Antwort geben mußte, so ward ich als mitleidlos verschrieen. Was für eine Sammlung aber hätte ich zu stande gebracht, wenn ich mich bei der Wahl der Bilder von Motiven solcher Art hätte leiten lassen? Ich würde der Kunst den schlechtesten Dienst geleistet haben. Die an mich gestellten Anforderungen blieben indes nicht auf dem Gebiete der Malerei stehen: ich erhielt oft Schreiben, deren Verfasser sich darauf beriefen, daß ich ja Künstler unterstütze, und welche nun meine Teilnahme auch für sich in Anspruch nahmen, obgleich sie im entferntesten nicht in die Kategorie der Genelli oder Feuerbach gehörten. Hiervon nur Ein Beispiel! Aus einer deutschen Residenz empfing ich während langer Zeit schön stilisirte und schwungvoll geschriebene Briefe, in denen eine junge Dame mir mitteilte, sie sei seit frühester Jugend für die Kunst begeistert gewesen, aber in ihrer Familie bei ihren idealen Bestrebungen auf lauten Widerspruch gestoßen, und habe sich nun ohne Vorwissen ihrer Eltern in die Residenz begeben, um Schauspielerin zu werden. Ihr Gesuch an mich ging dahin, ich solle es ihr ermöglichen, sie mit der nötigen Garderobe für die Hauptrollen einer ersten Liebhaberin an der Hofbühne auszurüsten. Hätte ich auch nur dem zehnten Teil solcher oder ähnlicher Verlangen, die an mich gerichtet wurden, willfahren wollen, mir würden nicht nur keine Mittel für meinen Hauptzweck, die Förderung der deutschen Malerei, übrig geblieben sein, sondern ich würde noch überdies mein Vermögen heillos zerrüttet und mich selbst in Verlegenheit gestürzt haben. Man denke sich lebhaft in meine Lage hinein! Ich hatte gleichzeitig eine Anzahl ausgezeichneter Maler, die ich beschäftigte und die, da es ihnen an anderen Bestellungen fehlte, an den Rand des Unterganges geführt worden wären, wenn ich die Hand von ihnen abgezogen hätte. Mehrere andere hochbegabte Künstler hatte ich nach Italien und Spanien geschickt, um Bilder älterer Meister

für mich zu kopiren; und ich konnte und wollte sie nicht zurückrufen, da mir ihre Arbeiten die höchste Befriedigung gewährten. Hierdurch wurden meine Mittel völlig absorbirt, und ich mußte sogar mir in anderer Hinsicht Einschränkung auferlegen, um das einmal Unternommene durchführen zu können. Zu dieser nämlichen Zeit aber wurden von allen Seiten Begehren an mich gestellt, die ich unmöglich erfüllen konnte, ohne den älteren und höheren Verpflichtungen untreu zu werden. Und ich wußte wohl, daß mir aus jeder ablehnenden Antwort, die ich notwendig erteilen mußte, ein Gegner erwachsen würde.

Wenn ich schon einen schweren Stand hatte, die zahllosen modernen Bilder, deren Aufnahme in meine Sammlung mir angesonnen wurde, von mir abzuwehren, so ward meine Lage dadurch noch bedrängter, daß man mir von allen Seiten alte, sogenannte Originalgemälde anbot. Ich schloß solche angebliche Originale von Rafael, Tizian, Rubens und so weiter von Anfang an grundsätzlich von meiner Galerie aus, da mir wohl bekannt war, wie selbst die größten Kenner in dieser Hinsicht die Opfer von Täuschung und Betrügereien geworden waren. Allein es erwuchs mir eine schwere Mühe daraus, alle die Schreiben zu beantworten, in welchen mir dergleichen Meisterwerke angetragen wurden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, wovon ich früher keine Ahnung hatte, wie viele Familien oder einzelne Personen im Besitze von Bildern ersten Ranges zu sein glauben und sich fabelhafte Vorstellungen von deren Wert machen. Wer nur eine alte Leinwand in staubigem Rahmen an seiner Wand hängen hat, wähnt, einen kostbaren Schatz sein zu nennen. Mir sind eigentümliche Fälle der Art vorgekommen. Eine Dame von angesehener Familie teilte mir mit, sie besitze einen herrlichen, seit Jahrhunderten ihrer Familie gehörigen Van Dyck und glaube mir einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihn mir zur Erwerbung anbiete. Der Kaufpreis betrage 60,000 Gulden; dies sei nach dem Urteil verschiedener

Kenner, die sie gesprochen, eine im Verhältnis zur Schönheit des Bildes äußerst geringe Summe. Auf meine ablehnende Antwort lud mich die Dame ein, das Gemälde wenigstens in Augenschein zu nehmen und ihr aufrichtig meine Meinung darüber zu sagen. Ich erwiderte, ich sei kein Kenner und mißtraue meinem eigenen Urteil; wenn es aber genehm sei, würde ich das Bild in Begleitung eines Malers besichtigen, der ein besonderes Studium aus Van Dyck gemacht und viel nach demselben kopirt habe. Da mein Vorschlag angenommen wurde, begab ich mich mit dem erwähnten Maler in die Wohnung der Dame. Dieselbe führte uns vor ihr Bild, und wir betrachteten es genau. Ich verhielt mich auf die fragenden Blicke der Besitzerin völlig stumm, mein Begleiter aber brach nach einigem Zaudern das Schweigen und sprach: „Sie verstatten, gnädige Frau, daß ich rücksichtslos meine Meinung sage?“ Als die Antwort bejahend ausfiel, fuhr er fort: „Nun denn, da Sie Ihr Gemälde zu verkaufen wünschen, muß ich Ihnen raten, wofern Ihnen sechs Gulden dafür geboten werden, das Angebot ja anzunehmen.“ — Ein anderer erwähnenswerter Fall ist folgender: Ein Fräulein richtete ein Schreiben an mich, dessen Inhalt war, sie habe ein vorzügliches Gemälde, welches einem Schüler des Guido Reni zugeschrieben werde, geerbt. Ihren Eltern seien schon hunderttausend Gulden dafür geboten worden; dieselben hätten jedoch die Summe als zu gering ausgeschlagen. Sie selbst wäre nun in ihrer Notlage entschlossen, das Bild für achtzigtausend Gulden zu verkaufen und glaubte, daß ich eine so vorteilhafte Gelegenheit, mich in den Besitz eines derartigen Kleinods zu bringen, nicht unbenützt vorübergehen lassen würde. Dem Schreiben lag, was mir fast unglaublich schien, das Zeugnis eines berühmten Künstlers bei, in welchem bestätigt wurde, das Gemälde sei nach der Meinung des Ausstellers mindestens so viel wert, wie das Fräulein forderte. Achtzigtausend Gulden das

Bild eines Schülers von Guido Reni! Ich will hierbei überhaupt die Roheit der Anschauung, die ich doch vielfach verbreitet gefunden habe, hervorheben, als lasse sich der Wert eines Gemäldes in Geld taxiren. In dieser Beziehung wie noch in mancher andern hat ein Ausspruch Clemens Brentano's „In der Kunst kommt Alles auf den Liebhaber an“, seine volle Richtigkeit. Wer für einen Watteau, der jetzt in Frankreich besonders beliebt ist und höher bezahlt wird, als selbst gute Venetianer, große Vorliebe hegt, der mag eine hohe Summe für ihn ausgeben; wem dagegen diese Manie als eine Modethorheit erscheint, der glaubt besser zu thun, zwei oder drei Bilder anderer Maler, die ihm mehr zusagen und nicht so viel kosten, zu erwerben. Da die Mode auf dem Markt der Kunst wie der Literatur fast allmächtig ihr Szepter führt, so stehen die dort bezahlten Preise fast immer im umgekehrten Verhältnis zum Werte dessen, was dafür erstanden wird. Eine Luise Mühlbach und andere Verfasserinnen oder Verfasser schlechter Romane haben für einen Band ihrer Schriften wahrscheinlich mehr Honorar eingenommen, als Heinrich von Kleist oder Platen für ihre sämmtlichen Werke. Ebenso ist es in der Kunst. Bankiers oder andere reiche Leute, welche Bilder aus Ostentation kaufen, zahlen enorme Summen dafür, um sich rühmen zu können, so und so viel für das in ihrem Salon prangende Gemälde ausgegeben zu haben. Natürlich wollen sie nur Werke von Malern, die dem gerade herrschenden Zeitgeschmack schmeicheln; auf dasjenige, was andere, echte, nicht der Laune des Tages frönende Künstler schaffen, blicken sie verächtlich herab und meinen, dasselbe könne eben nicht viel bedeuten, weil es auf dem Courszettel nicht so hoch notirt sei. Bei dieser Gelegenheit will ich noch hervorheben, daß die enormen Preise, die einzelne gerade beliebte Maler verlangen und erhalten, als ein Nachteil für die Kunst und die Künstler im allgemeinen angesehen werden müssen. Es hat sich dadurch

im Publikum die Meinung verbreitet, Gemälde seien überhaupt nur für fast unerschwingliche Summen feil. Wenn sie dies nicht glaubten, würden gewiß Manche von Zeit zu Zeit Bilder, an denen sie Gefallen haben, in ihren Besitz bringen, um ihre Wohnung damit zu schmücken. Nun wähnt jedoch fast Jeder, er müßte bankerott werden, wenn er sich auf die Anschaffung solcher Luxusgegenstände einlasse. Landschafts- oder Genrebilder, die immer eine erfreuliche Zierde der Zimmerwände bilden könnten, würden sie oft zu recht mäßigen Preisen an sich zu bringen vermögen und dadurch den Urhebern derselben noch einen Dienst erweisen. Was umfangreichere Gemälde oder größere Kopien nach alten Meistern anlangt, so werden für deren Bestellung oder Acquisition natürlich größere Mittel erfordert. Denn da ihre sorgfältige Ausführung oft jahrelange Arbeit kostet oder gekostet hat, so müssen die Künstler zum mindesten so viel dafür fordern, wie sie mit ihrer Familie brauchen oder gebraucht haben, um während dieser Zeit ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, ja billigerweise noch etwas mehr. Allein hiermit ist noch gar nicht gesagt, daß sie für ihre Arbeit so hohe Summen verlangen sollen, wie seinerzeit etwa Kaulbach, dessen ellenlange figurenreiche Bilder schon jetzt enorm im Preise gesunken sind und von Jahr zu Jahr mehr sinken werden.

Nachdem meine Gemäldesammlung einen stattlichen Umfang erreicht hatte, begann ich im Jahre 1862 im Garten meines Wohnhauses ein eigenes Gebäude, das sie aufnehmen sollte, zu errichten. Dasselbe wurde drei Jahre später durch die Hinzufügung einer langen Galerie vergrößert, und wiederum etwa sechs Jahre nachher erweiterte ich den Bau, nachdem ich zwei anliegende Häuser erworben, in großem Maßstabe, indem die Sammlung in kleineren Räumlichkeiten nicht untergebracht werden konnte. Es kam nun darauf an, diese verschiedenen Häuser, die wohl umgebaut, aber nicht niedergerissen und völlig neu errichtet werden sollten, einigermaßen zu einem Ganzen zu

verbinden und dem letzteren nach der Straße zu eine Façade zu geben. Für diese Aufgabe wählte ich den jungen talentvollen Architekten und Bildhauer Lorenz Gedon und habe die getroffene Wahl nie bereut. Gedon hat alles geleistet, was sich unter den gegebenen Umständen leisten ließ, und es gewährt mir Befriedigung, sagen zu können, daß der größte Architekt unserer Zeit, der Urheber des neuen Dresdener Hoftheaters und des Polytechnikums in Zürich, Gottfried Semper, sich mit hoher Anerkennung über den Bau im Allgemeinen, sowie speziell über die Façade gegen mich ausgesprochen hat. Dieses Urteil allein wiegt für mich alle die Kritiken Unberufener auf, welche, ohne den gezeichneten höchst geistvollen Entwurf auch nur gesehen zu haben, den Bau alsbald nach seinem Beginne zu bespötteln begannen. Bei solchen Bemerkungen wurde zunächst völlig außer acht gelassen, daß kein Neubau vorgenommen werden sollte, daß es sich vielmehr darum handelte, zwei verschiedenen auseinanderliegenden Gebäuden, die an Höhe ungleich waren und nur durch einen Bogen verbunden werden konnten, ein möglichst einheitliches Aussehen zu geben. Hierdurch wurde der kleine Turm als Verbindungsglied oberhalb des Bogens hervorgerufen. Was im übrigen die im Stil der Spätrenaissance ausgeführte Façade betrifft, so kann Niemand leugnen, daß sie eine malerische Wirkung übt, die freilich noch mehr hervortreten würde, wenn das Gebäude nicht in einer Straße, sondern isolirt auf einem Hügel stände. Dies möglich zu machen, lag allerdings nicht in meiner Macht. Ich bin übrigens weit entfernt, alle die mir zu Ohren gekommenen Aeußerungen über Gedon's Arbeit auf Mißgunst oder Neid gegen den jungen Architekten zurückzuführen. Von jeher hat es Viele gegeben, welche sich wie in der Poesie, so auch in den bildenden Künsten an eine bestimmte, einmal feststehende Regel anklammerten und alles, was sich von dieser emanzipirte, für fehlerhaft hielten. Wie die drei

Einheiten zwei Jahrtausende hindurch als unverbrüchliches Gesetz gegolten haben und deshalb die Form des Shakespeare'schen oder Calderon'schen Dramas bis vor noch nicht lange von den Gelehrten und Aesthetikern als barbarisch verworfen ward, so wurden seit der Zeit der Renaissance, nachdem man wieder die antike Architektur zum Vorbild genommen hatte, alle in ihrer Art so vollendeten Bauwerke des Mittelalters für roh und unkünstlerisch gehalten. Noch in italienischen Reisebeschreibungen geistvoller Männer aus dem vorigen Jahrhundert wird von der Markuskirche in Venedig wie von einem elenden Steinklumpen gesprochen, und in Bezug auf die Münster und Dome des Mittelalters bekundet der Ausdruck „gothischer Stil“ noch heute, wie gering man von ihm dachte. Nach solchen Beispielen, daß selbst längst vorhandene herrliche Kunstwerke Jahrhunderte hindurch verkannt und für fehlerhaft gehalten wurden, weil man falsche oder einseitige Regeln auf sie anwendete, oder weil man ein für allemal bestimmte Vorbilder befolgt haben wollte, darf man sich nicht wundern, daß die Versuche von Zeitgenossen, sich von früheren Mustern unabhängig zu machen und sich auf eigene Füße zu stellen, vielfach herbem Urteil begegnen. Ich will Gedon's Leistung nicht als ein Meisterstück hinstellen, glaube aber unbedachten Tadel von ihm abwehren zu müssen. Man hat häufig Glossen darüber gemacht, das neue München, wie es durch König Ludwig I. geschaffen worden, sei eine Art von Museum für die verschiedenen Baustile vergangener Zeiten. Da fänden sich Nachbildungen von griechischen Tempeln, römischen Siegesbogen, christlichen Basiliken, und so weiter. Man könnte solchen Bemerkungen entgegenhalten: so lange unsere Zeit keinen neuen eigentümlichen Baustil besitze, sei es am ratsamsten, denjenigen vergangener Perioden beizubehalten. Allein in jeder Epoche lebt der gewiß nicht zu tadelnde Drang, Neues zu gestalten, und von diesem Drange ist die Architektur später auch in München geleitet worden.

Ob das immer unter günstigen Sternen geschehen ist, kann die Frage sein; ein neuer Baustil wird nicht plötzlich erfunden und läßt sich nicht über Nacht ausbilden; allein schon talentvolle Versuche, die in dieser Hinsicht gemacht werden, verdienen Anerkennung, und letztere nehme ich für Gedon's Bau in Anspruch. Er war noch sehr jung, als er dessen Ausführung übernahm, und das Gebäude mag in dem Ueberwuchern der Phantasie bei Hintansetzung der gehörigen Rücksicht auf die Gesammtwirkung auch wohl einige Jugendlichkeit kundgeben. In gereifteren Jahren hätte dieser Künstler sicher Ausgezeichnetes geleistet; indes ein früher Tod riß ihn hinweg, und so gesellte sich der Architekt zu den vielen ihm schon voraufgegangenen Malern, deren Werke das Innere des von ihm errichteten Baues schmückten. Wenn ich durch diese Galerie hinwandere und die Gemälde von Genelli, Schwind, Führich, Steinle, Rahl, Schleich, Karl Roß, Willers, Feuerbach, Bamberger, Kirchner und vieler Anderen betrachte, die ich noch in voller Schaffenskraft gekannt, welche aber, jung oder alt, nun ebenso wie Gedon hingeschieden sind, dann erscheint mir oft mein kleines Museum wie ein Mausoleum. Durch allen Jubel auf Genelli's „Bachus unter den Musen", durch die Lautenklänge des Hafis auf Feuerbach's Bild, und durch das Frühlingsjauchzen des Knaben auf Schwind's „Wunderhorn" tönt es mir wie Grabmusik ans Ohr.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Stuttgart. — W. Menzel. — E. Mörike. — M. Rapp. — Ludw. Uhland.

Der Zusammenhang bringt es mit sich, daß ich hier noch einmal kurz in eine weit frühere Zeit zurückgehe. Zu verschiedenen Malen haben mich äußere Umstände nach Stuttgart geführt und mir Gelegenheit gegeben, einige mir interessante Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein solcher war Wolfgang Menzel. Dieser Mann gehörte damals zu den meistgenannten in Deutschland, und er übte durch seine kritische Zeitschrift eine Art von Oberherrschaft über die deutsche Literatur. Später ist er von den vielen Gegnern, die er sich geschaffen, arg verlästert und zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe gemacht worden. Aber man darf sagen, daß wenn auch sein Charakter verdächtigt worden ist, dieser nach der Aussage aller Derer, die ihn näher gekannt, ein durchaus achtbarer und aufrichtiger war; er hatte etwas Starres im Festhalten einmal gefaßter Ansichten und Meinungen, etwas Zelotisches, das ihn oft über alle Grenzen der Billigkeit hinausführte. Eigen war ihm von früh an die äußerste, oft cynische Rücksichtslosigkeit. Er legte vorzugsweise die Maßstäbe seiner politischen und religiösen Ueberzeugung an, so daß er ein Werk, welches diesen entsprach, mit Lob überschüttete, ein anderes von entgegengesetzter Richtung dagegen auf jede Weise herabsetzte, wobei der literarische Wert ganz außer acht blieb. Nun ist dies, auch von anderen Schriftstellern angewandte Verfahren gerade das Gegenteil von dem,

welches in der Kritik und Literaturgeschichtsschreibung herrschen soll. Werke von Talent und Geist müßten von ihr immer hochgeschätzt werden, welchen politischen und religiösen Prinzipien ihre Verfasser auch huldigen mögen, die Schriften Voltaire's ebenso wie die von reaktionärem und römisch-katholischem Geist eingegebenen Joseph's de Maistre. Dagegen mittelmäßigen Schreibereien darf ihre Tendenz, sei sie nun eine demokratische oder konservative, eine fromme oder freigeistige, nicht zur Empfehlung gereichen, und man sollte dabei bedenken, daß sie eigentlich die Sache, die sie fördern wollen, diskreditiren. — Menzel war, so oft ich mit ihm zusammenkam, äußerst beredt und trug sein Herz auf der Zunge. Er ergoß sich besonders in die heftigsten Invektiven gegen das sogenannte „Junge Deutschland", jene Gesellschaft von jungen Literaten, die damals viel von sich reden machte, aber im Grunde so großen Aufhebens gar nicht wert war. Nun verdammte ich wohl mit ihm die Anmaßung und das Cliquenwesen, wonach die Jungdeutschen sich gegenseitig verherrlichten. Ich dachte jedoch im Stillen, sein eigenes Verfahren in der Kritik sei, objektiv betrachtet, der Literatur ebenso schädlich, wie das der von ihm gerügten Autoren; nur werde er dabei nicht gleich ihnen von persönlichen Rücksichten geleitet und sei deshalb subjektiv nicht so verdammlich. Was aber ist nun schließlich das Resultat seines ein ganzes Menschenleben ausfüllenden Kritisirens gewesen? Ganz das Nämliche, was seine verhaßten Gegner durch das ihrige erreicht haben. Beide führten geraume Zeit hindurch auf dem lauten Markte der Literatur das große Wort und wurden deshalb auch viel genannt (von echtem Ruhme ist eine solche Notorietät himmelweit verschieden); allein es ist ihnen nicht gelungen, den von ihnen gepriesenen Schriften, insofern sie nicht wirklich wertvoll waren, einen andern Ruf als einen sehr kurzlebigen zu verschaffen, oder die von ihnen mißhandelten Schriftsteller, deren

Werke die ihrigen und die durch sie ausposaunten bei weitem übertrafen, auf die Dauer zu diskreditiren.

Die Liebe und Bewunderung, die ich für Eduard Mörike hegte, trieb mich, ihn aufzusuchen. Es geschah dies aber weit später. Seltsamerweise nämlich hatte ich erst mehrere Jahrzehnte nach dem Erscheinen seiner Gedichte Bekanntschaft mit denselben gemacht. Der Eindruck, den ich von einigen darunter empfangen, war ein unauslöschlicher. Ich dehne meine Bewunderung nicht auf alle Stücke, ja nicht einmal auf den größeren Teil seiner nicht umfangreichen Sammlung aus. Mörike scheint mir nicht selten von dem Streben, im Volkston dichten zu wollen, irregeleitet worden zu sein — einem Streben, das im Grunde ein verkehrtes genannt werden muß. Denn das kleine Vergißmeinnicht am Bach läßt sich nicht in Blumentöpfen ziehen, ohne allen seinen Reiz zu verlieren. Das Gezirp der Grasmücke ist an sich nicht übel; allein wenn die Nachtigall ihren mächtig zur Seele dringenden Gesang aufgäbe, um dieses Zirpen nachzuahmen, so würde man dies sicher beklagen. Verschiedene von Mörike's Gedichten dagegen sind in meinen Augen einzig und unvergleichlich; sie sind neue Offenbarungen in der Poesie. Es ist für mich das Kriterium eines guten lyrischen Gedichts, daß ich, sobald ich es gelesen, den Trieb empfinde, es mir ganz anzueignen, im Gedächtnisse zu bewahren und auf Spaziergängen oder sonst in einsamen Stunden es mir herzusagen. So behalte ich nicht allein kleine Lieder, die von Vielen naiverweise für das Höchste in der Lyrik erklärt werden, während sie nach meiner Ueberzeugung die unterste Gattung derselben bilden, sondern auch Oden, Hymnen und andere größere Kompositionen. Unter den Schätzen, die ich so immer mit mir umhertrage, befinden sich auch einige Gedichte von Mörike, wie dasjenige „An einem Wintermorgen“ und „Der Gesang der Feen“. Als ich denselben besuchte, fand ich ihn ganz so,

wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Er machte den Eindruck eines Anachoreten, der sein Leben meist in der Einsamkeit zugebracht. Zuerst war er sehr schweigsam, und ich fürchtete beinahe, auf unwillkommene Weise in seine Stille eingedrungen zu sein. Bald jedoch sah ich ihn mitteilsamer werden; er erzählte von den Jugendjahren, die er im Tübinger Stift verlebt, und von seinen Besuchen bei dem unglücklichen, damals schon längst dem Wahnsinn anheimgefallenen Hölderlin. Desgleichen machte er mir Mitteilungen von dem früh verstorbenen, genialen, ihm befreundet gewesenen Wilhelm Waiblinger, den sein Wesen von früh an ebensosehr in das Weite und Maßlose getrieben, wie er selbst sich in sein Inneres zurückgezogen hatte. Sodann wandte sich das Gespräch, und Mörike, erst unlängst von einer Krankheit erstanden, drückte seine Sehnsucht aus, bald auf einige Zeit aus der Stadt nach Urach fliehen zu können. Das Entzücken, mit dem er von diesem Tibur der Stuttgarter sprach, zeigte mir, wie wenig er, der kaum je seine schwäbische Heimat verlassen, von der Welt gesehen hatte. Denn jene Gegend, die er als eine Art von Lauterbrunnerthal schilderte, wie er sie denn auch in einem Gedicht verherrlicht hat, steht doch selbst hinter den schöneren Partien des Thüringerwaldes oder gar der bayerischen Alpen zurück. Indem ich dachte, wie ich von früh an nach eigener Wahl in den verschiedensten und fernsten Ländern umhergewandert war und oft Gram und Enttäuschung heimgebracht hatte, beneidete ich Mörike, daß er, auf eine kleine württembergische Pfarrstelle während des größten Teils seines Lebens gebannt, in solcher Beschränkung zufriedenen und heiteren Sinnes geblieben war. Am nächsten Abend, den ich mit ihm in ganz engem Kreise zubrachte, fand ich ihn in überaus guter Laune. Er erzählte mit übersprudelndem Humor allerhand lustige Geschichten, die er erlebt, und entwickelte dabei ein mimisches Talent, das mich glauben machte, er hätte ein großer

Komiker werden können. — Während Uhland's Gedichte in alle Schichten des deutschen Volkes gedrungen sind, haben diejenigen Mörike's nur eine sehr mäßige Verbreitung gefunden. Und noch heute leben Viele, die sich für literarisch gebildet halten und sie doch gar nicht kennen. Dagegen gibt es eine stille Gemeinde, die zu diesem schwäbischen Dichter aufsieht wie zu einem Gotte, und vielleicht ist er dafür glücklich zu preisen. Wenn man an einen echten Poeten die Frage stellte, ob er lieber mit den Dutzendlyrikern des Tages von allen Journalen gefeiert sein, in allen Töchterpensionaten gelesen werden und seine Gedichte in Goldschnittausgaben auf den Toilettentischen aller Salons liegen sehen, oder ob er einen kleinen Kreis aufrichtiger und urteilsfähiger Verehrer besitzen möchte, wie Mörike, so würde er sicher das Letztere wählen.

Mit einem reichbegabten, nun auch verstorbenen Manne, dessen Name mehr bekannt sein sollte, als er es ist, mit Moritz Rapp, kam ich, nachdem ich schon brieflich mit ihm verkehrt hatte, einmal bei einer kurzen Anwesenheit in Tübingen in persönliche Berührung. Er war ausgezeichnet im Fache der vergleichenden Grammatik und hat ein umfassendes Werk über dieselbe herausgegeben. Aber neben seinen gelehrten Arbeiten beschäftigte er sich sein ganzes Leben hindurch eifrigst mit der dramatischen Literatur. In seiner Jugend hatte er eine Anzahl von Schauspielen, meist komischen Inhalts geschrieben, welche unter dem Titel „Atellanen von Jovialis" in zwei Teilen erschienen. Dieselben enthalten einige hübsche, geistvoll angelegte und durchgeführte Stücke, unter denen mir „Die Gegenkaiser" das vorzüglichste zu sein scheinen. Schon dieses originelle Lustspiel, noch mehr aber ein anderes, der „Student von Coimbra", wird der Mehrzahl der deutschen Leser schwer verständlich durch den vielfach darin angewandten schwäbischen Dialekt. Der Gebrauch dieser seiner heimatlichen Mundart war bei Rapp förmlich zur Marotte geworden; er hat eine Anzahl von

Sonetten des Camoens ins Schwäbische übersetzt, indem er behauptete, das Portugiesische verhalte sich zum Spanischen so, wie der schwäbische Dialekt zum Hochdeutschen. Die Vereinsamung, in der er ein halbes Jahrhundert lang in der kleinen süddeutschen Universitätsstadt lebte, bewirkte wohl, daß sich diese und ähnliche Grillen bei ihm festsetzten. Auch seine Uebersetzung einer beträchtlichen Anzahl von Shakespeare's Schauspielen gibt von solchen Schrullen Zeugnis. Er hat in dieser Uebersetzung mehrfach die Titel, die Personennamen und sogar den Schauplatz der Originale verändert. Das Lokal der Beiden Veroneser zum Beispiel verlegt er nach Portugal und nennt das Stück „Die beiden Freunde von Oporto", indem er als Grund dafür anführt, das Lustspiel sei nach einer Novelle des Montemayor geschrieben und atme daher portugiesische Luft. Auch lasse sich durch die Versetzung nach Portugal der geographische Schnitzer einer Seereise zwischen Verona und Mantua vermeiden. Im Hamlet skandinavisirt Rapp die Namen der handelnden Personen und tauft zum Beispiel Güldenstern Gyllenstjerna, ohne zu bedenken, daß solche Namensumänderung, wenn auch an sich richtig, bei Shakespeare's Stücken, deren Personal Jedermann unter der ursprünglichen Bezeichnung kennt, ganz fruchtlos sein und die Leser überdies von seiner Uebersetzung, die sonst ihre Vorzüge hat, zurückschrecken muß. In seiner späteren Lebenszeit gab Rapp noch ein Buch über das altenglische Theater heraus, das von einer außerordentlichen Belesenheit auf diesem Gebiete zeugt und eine große Anzahl von Dramen der Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeare's bespricht. Leider hat es ihm mehrenteils nicht gefallen, Inhaltsangaben der einzelnen Stücke zu liefern, was für mich interessanter sein würde, als die kritischen Urteile, die Rapp gibt, und die für Denjenigen, welcher die Stücke nicht kennt, geringen Wert haben. Nur Wenige können die zahllosen Schauspiele der altenglischen Bühne lesen; für

diese aber wäre es wenigstens ein kleiner Ersatz, wenn sie sich aus kurzen Inhaltsanzeigen einen ungefähren Begriff von ihnen zu machen vermöchten. Weiter schrieb Rapp ein Buch: „Das goldene Zeitalter der deutschen Literatur", das sich unter den unzähligen Schriften über diesen Gegenstand, die jeder Tag bringt, durch Freiheit und Selbständigkeit des Urteils auszeichnet, das jedoch, eben weil er nicht immer in die unbedingte Apotheose der Heroen unserer Literatur einstimmt, ihm auch viele Anfeindungen zugezogen hat. — Die Uebersetzungen spanischer Theaterstücke, welche Rapp herausgab, scheinen mir sehr flüchtig gefertigt zu sein und nicht auf der Höhe seiner anderen Arbeiten zu stehen, so daß sie jenem jetzt so vernachlässigten Literaturgebiet schwerlich neue Freunde zuführen können.

Bei Ludwig Uhland wurde ich schon auf einem Ausfluge eingeführt, den ich als Student nach Tübingen machte. Ebenso wie meine Liebe zu den Liedern und Balladen dieses Dichters, war es die Bewunderung für seinen mannhaften politischen Charakter, welche mich zu ihm trieb. Die Felsenfestigkeit, mit welcher er seine nationalen und liberalen Gesinnungen während seines ganzen Lebens verfochten hat, macht ihn in meinen Augen zu einer Gestalt von antiker Größe. Später sah ich ihn in Frankfurt wieder, wo er als Deputirter zum deutschen Parlament weilte. Wohl habe ich nie erwartet, daß bedeutende Autoren ihre Besucher sogleich durch glänzende Fulgurationen des Geistes überraschen würden; ich wußte, daß manchen derselben vielmehr Schweigsamkeit eigen ist, daß einige von ihnen überhaupt das Talent der mündlichen Beredsamkeit nicht besitzen, andere diese Gabe nur auf besondere Anlässe oder in vertrauten Kreisen entfalten. Allein bei Uhland war die Einsilbigkeit mir doch befremdend. Dieselbe ging sichtlich nicht aus Unfreundlichkeit hervor; vielmehr drückte sein Gesicht, wie sein Benehmen das größte Wohlwollen aus. Jedoch weder über literarische Gegenstände, noch über politische Angelegenheiten

konnte ich das Gespräch mit ihm in Fluß bringen. Nur eine einzige Aeußerung in letzterer Hinsicht gelang es mir, ihm zu entlocken. Ich sprach ihm von dem Genuß, den mir sein Trauerspiel „Ernst von Schwaben" bei einer Aufführung in Frankfurt gewährt habe. Er sagte mir hierauf: in seiner Jugend habe er sich viel mit dramatischen Entwürfen beschäftigt, auch einige auszuführen begonnen, und vielleicht würde dieser oder jener derselben von ihm noch vollendet werden. Leider ist Letzteres, wie bekannt, nicht geschehen. Nachdem Uhland so gesprochen, fiel er wieder in sein Schweigen zurück. Wenn ich bei meinem ersten Besuche glauben mochte, er halte es der Mühe nicht für wert, sich mit einem Studenten in eine Erörterung derartiger Themata einzulassen, so konnte ich dies doch nachher in Frankfurt, wo sein Verhalten gegen mich das gleiche war, nicht annehmen, und ich muß daher denken, daß es auf einer Eigenheit seines Wesens beruhte. — Uhland's Liedermund war, als ich den Dichter zum ersten Male sah, längst völlig verstummt. Vielleicht läßt sich sagen, es sei ein Vorzug seiner Sammlung, daß sie nur mäßigen Umfangs ist, während, wenn er bis an sein Ende fortgesungen hätte, dieselbe gleich derjenigen Rückert's unter ihrem Ueberreichtum zu leiden gehabt haben würde. Indes, konnte der edle schwäbische Sänger nicht seinen im Stil des Ariost begonnenen „Fortunat" zu Ende bringen? Hatte er nicht in seinem Herzog Ernst und seinem Ludwig der Baier genug dramatisches Talent gezeigt, daß Deutschland auch seine Pläne zu anderen Dramen gern ausgeführt gesehen hätte? Die vielen Arbeiten über altdeutsche Literatur, denen er sich in seiner zweiten Lebenshälfte gewidmet und die ein Anderer wohl ebenso gut hätte liefern können, wie er, bieten keinen Ersatz dafür.

Neununddreißigstes Kapitel.

München. — Der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst. — Preisgericht.

Schon ehe ich nach München kam, hatte der König den Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst gestiftet. Um die Vorschläge für die Ernennungen zu diesem Orden zu machen, wurde ein Kapitel eingesetzt, in welches als Mitglied einzutreten ich, wenn auch erst etwas später, ersucht ward. Dieser Aufforderung entsprach ich, schon um kundzugeben, wie sehr ich die Absicht des hochsinnigen Monarchen schätzte, der ein höheres Ehrenzeichen, wie es sonst gewöhnlich nur Staatsbeamten, Offizieren oder den Trägern von Hofchargen zu teil wird, Gelehrten und Künstlern verleihen wollte. Jedoch konnte ich von Anfang an meine Bedenken gegen einen derartigen Orden nicht unterdrücken; es sind die nämlichen, welchen auch die Mitgliedschaft von Akademien unterliegt. Bei den meisten der übrigen Dekorationen — ich nehme die militärischen aus — weiß man, daß sie vielfach aus bloßer Gunst verteilt werden. Allein bei einem Orden für Wissenschaft und Kunst ist es die ausgesprochene Absicht, daß nur ungewöhnliches Verdienst durch denselben belohnt werden soll. Nun besitzt jedoch keine Zeit in der Weise ein Urteil über die in ihr selbst erscheinenden literarischen oder künstlerischen Hervorbringungen, daß sich mit einiger Sicherheit annehmen ließe, es werde auch von der Nachwelt gebilligt werden. In jeder Periode ist

Geringfügiges ganz unverhältnismäßig überschätzt, Bedeutendes dagegen verkannt worden. Auf dem Gebiet der Wissenschaft findet dies vielleicht in der Regel nicht statt; der Wert der Leistungen eines Böckh, Ritter, Humboldt, Bopp, Lassen, Liebig und so weiter läßt sich durch strikten Beweis darthun und kann deshalb nicht leicht weggeleugnet werden. Indessen treibt doch auch hier Zufall oder Ungunst der Verhältnisse bisweilen ein arges Spiel, so daß ausgezeichnetes Verdienst spät oder gar nicht zu gehöriger Anerkennung gelangt, während auf der andern Seite geringen Leistungen eine viel zu große Bedeutung beigelegt wird. So haben die Arbeiten des holländischen Orientalisten Dozy, der sicher zu den größten Gelehrten unserer Zeit gehört, noch nicht die gebührende Schätzung in weiteren Kreisen gefunden. Dagegen würde Hammer-Purgstall wegen seiner Schriften gegenwärtig sicher nicht so geehrt werden, wie bei seinen Lebzeiten, wo man ihn der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen für würdig erachtete. In Bezug auf Kunst und Poesie verhält es sich indes hiermit noch ganz anders. Der Wert eines Gemäldes, einer Statue, einer Dichtung läßt sich nicht beweisen. Verschiedene Männer, denen man gleichmäßig Geschmack und Urteilskraft zuschreiben konnte, und ebenso auch verschiedene Zeiten, haben divergirende, ja ganz entgegengesetzte Meinungen darüber ausgesprochen. Unzweifelhaft würde im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, wenn damals ein Orden für die Sommitäten der Poesie vorhanden gewesen wäre, nach dem allgemein verbreiteten Urteil nicht allein ein Zacharias Werner, was noch einigermaßen statthaft erscheinen könnte, sondern auch ein Müllner damit beehrt worden sein, während ein Heinrich von Kleist ihn sicher nicht erhalten hätte. In richtiger Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Urteils eines Einzelnen nun bestimmte König Max, daß ein Kollegium, in dem die verschiedenen Wissenschaften und Künste repräsentirt wären, ihm die Vorschläge zu machen hätte, die er dann

mehrenteils einfach bestätigte. Indessen eine so weise Einrichtung, offenbar die beste, die sich in einem solchen Falle treffen läßt, kann nicht dagegen schützen, daß die oben hervorgehobenen Mißstände bei den Wahlen eintreten. Es ist natürlich, daß bei den letzteren der Stimme desjenigen Mannes, der zu demselben Fache wie der zu Erwählende gehört, das größte Gewicht beigelegt wird. Nun ist jedoch, wie zahllose Fälle bezeugen, zum Beispiel ein Dichter, keineswegs vorzugsweise befähigt, über einen andern ein richtiges Urteil zu fällen. Wäre Goethe Mitglied eines derartigen Kapitels gewesen, er würde gewiß, nach den Aussprüchen zu schließen, die er über H. von Kleist gethan hat, der Wahl des Letzteren entgegen gewesen sein. Und ebenso würde Schiller diejenige Bürger's nicht gebilligt, vielmehr an dessen Stelle Matthisson befürwortet haben. Die großen Männer wären dabei sicher nicht von niedrigen Motiven geleitet worden, sondern nur ihrem Geschmacke gefolgt. Ebenso wie die Poeten sind auch die Musiker und bildenden Künstler höchst unzuverlässige Richter über Erscheinungen in dem Fache, das sie selber kultiviren. Sie werden die größte Anerkennung stets für Produktionen Solcher haben, welche der von ihnen selbst eingeschlagenen Richtung folgen, eben weil sie glauben, das Gute und Vollkommene sei nur auf diesem Wege erreichbar. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ferner kann angenommen werden, daß alle Mitglieder eines derartigen Kollegiums unter dem Banne eines in ihrer Zeit einmal herrschenden Urteils stehen, oder sich wenigstens nicht genügend von ihm frei machen können. Im vorigen Jahrhundert würden Alle Klopstock für einen der größten Dichter gehalten haben; ja wäre im Schoße eines damals etwa vorhandenen Kapitels eine abweichende Meinung laut geworden, sie hätte nicht zur Geltung gelangen können. Auch Gleim wäre als ein zweiter Tyrtäus in die Reihe der unabweisbaren Kandidaten des Ordens gestellt worden. Ganz ähnliche Uebelstände finden bei den Wahlen für

die Akademien unvermeidlich statt, und es ist oft genug hervorgehoben worden, wie viele unbedeutende Persönlichkeiten einen der vierzig Stühle der französischen Akademie eingenommen haben, während ungleich bedeutendere davon ausgeschlossen blieben. Wenn aber auf solche Art, wie dem gar nicht vorzubeugen, eine falsche Schätzung, die sich einmal Geltung verschafft hat, offiziell von oben her bestätigt wird, wenn geringere Gelehrte oder Künstler Auszeichnungen erhalten, die größeren nie zu teil werden, so ist das sicher, als der Gerechtigkeit zuwider, nicht erfreulich. Es läßt in den Herzen der unbillig Hintangesetzten einen Stachel bitterer Gefühle zurück und benachteiligt diese in den Augen des Publikums, während die Bevorzugten dadurch mit einem falschen Nimbus umkleidet werden, der nach und nach doch schwinden muß. — Das sind, kurz gesagt, die Bedenken, die ich gegen Orden für Wissenschaft und Kunst hege; sie sind weit größer als diejenigen, welche etwa gegen militärische Auszeichnungen obwalten, die auch nach Stimmenmehrzahl im Kapitel verliehen werden. Denn bei diesen handelt es sich um bestimmte, von einem Krieger vollbrachte Thaten, nicht um Leistungen, welche von dem einen in dieser, von dem andern in jener Weise beurteilt werden können. — Als ich nun infolge der an mich ergangenen Aufforderung in das Kapitel des Maximiliansordens eintrat, sagte ich mir zwar dies Alles und hielt mir überdies noch vor, daß ich, wie ein jedes Mitglied desselben, auch da, wo ich eine von der Mehrzahl abweichende Meinung ausgesprochen, jedoch überstimmt worden war, seitens der Welt für den Spruch der Gesammtheit verantwortlich gemacht werden würde. Trotzdem nahm ich den Ruf an, weil ich glaubte, mich dadurch nützlich machen zu können, und ich bereue es nicht. Denn es ist mir gelungen, die Wahl auf einige Männer zu lenken, die, bis dahin noch nicht gehörig anerkannt, nach meiner Ansicht unter den zu Erwählenden in vorderster Reihe standen.

Auf Befehl des Königs Maximilian wurden mehrmals Prämien für die beste Tragödie ausgesetzt, und an mich erging die Einladung zum Eintritt in das zu diesem Zweck zu ernennende Preisgericht. Die edle Absicht des Königs, auf solche Art die dramatische Kunst zu fördern, bestimmte mich, dieser Einladung zu folgen, und ich sah nun mit stolzem Hochgefühl, wie mehrmals aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Schreiben mit der Adresse „An den Preisrichter Schack“ für mich anlangten. Es war eine ungeheure Arbeit, die anderthalbhundert Trauerspiele, welche einliefen, zu mustern. Dieselbe ward jedoch einigermaßen erleichtert, weil einzelne darunter sich schon auf den ersten Seiten als so stümperhaft erwiesen, daß von weiterem Lesen füglich abgesehen werden konnte. Wenn ich sogleich dem Wunsche Sr. Majestät nur mit einigem Zögern nachgekommen war, weil mir der Nutzen solcher Preisausschreiben als sehr zweifelhaft erschien, so bestätigte sich nun meine Ansicht über diesen Punkt mehr und mehr. Das große Hindernis, welches einem Aufblühen des höheren Dramas in Deutschland entgegensteht, liegt darin, daß unsere Bühnen nur selten und sporadisch Werke dieser Gattung bieten, und daß der Dichter, welcher ein Trauerspiel dem Publikum vorführen will, mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Schon früher habe ich die Meinung ausgesprochen, wie eine goldene Periode des deutschen Dramas nur herbeigeführt werden könnte, wenn wieder die nämlichen Bedingungen einträten, welche während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in England und Spanien walteten und die Blüte des Theaters in jener Zeit hervorriefen. Die hauptsächlichste dieser Voraussetzungen ist unaufhörliche Aufführung von Dramen im höheren Stil, mit völliger Außerachtlassung jener Art von Kritik, welche schon das Ihrige that, um Shakespeare's und Calderon's Schaffen zu lähmen, die ihre Stücke derselben zum Trotz schrieben. Hiervon ist nun der durch die Aussetzung von Preisen verfolgte

Weg so ziemlich das Gegenteil; es läßt sich dadurch nichts Weiteres erreichen, als daß auf ein oder ein paar gekrönte Stücke, welche sonst als sogenannte Buchdramen unbeachtet bleiben würden, die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Ein weiteres Ergebnis hat auch kaum eine der vielen Prämiirungen geliefert, die in Deutschland schon seit dem vorigen Jahrhundert stattgefunden, und die Nation hat kaum je auf die Dauer den Spruch der Preisrichter bestätigt; man müßte denn Klinger's „Zwillinge", welche indes auch bereits lange von den Brettern verschwunden sind, als Ausnahmefall gelten lassen. — Was mich, während ich in der Kommission war, noch besonders bedenklich machte, bestand in der Erwägung, daß das Publikum das Urteil der Richter mißtrauisch aufnehmen könnte, und zwar nach früheren Vorgängen nicht ohne Grund. Ein solcher hatte sich ehemals in München ereignet. Bei einer ähnlichen Wettbewerbung war daselbst Uhland's „Ludwig der Baier" nicht berücksichtigt, dagegen eine mittelmäßige Tragödie, Heimeran, gekrönt worden. Schließlich gab ich jedoch nach bester Ueberzeugung mein Votum ab. Das Resultat war, wie ich vorausgesehen. Ein Trauerspiel, welches wirklich Vorzüge besaß, erhielt den Preis, wurde jedoch bald wieder beiseite gelegt und ging auf andere Bühnen nicht über. Diese Erfahrung war der Anlaß, daß ich mich in Zukunft an solchen Preiskomites nicht mehr beteiligte. Zuletzt blieb mir noch die peinliche Empfindung zurück, daß unter den nicht prämiirten Werken sich doch noch manche Leistungen befunden haben könnten, welche Berücksichtigung verdient hätten. Allein bei der Unzulänglichkeit alles menschlichen Urteils und der Erinnerung, daß Goethe Fr. Schlegel's Alarcos und die schwachen Stücke Manzoni's hoch gepriesen, dagegen diejenigen Heinrich von Kleist's herabgesetzt hatte, konnten die Münchener Preisrichter unmöglich für ihr Votum Unfehlbarkeit beanspruchen.

Ende des ersten Bandes.